This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

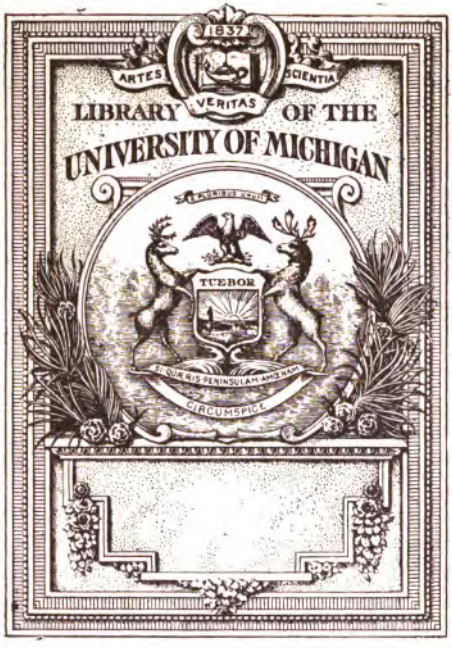
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

B
1900
.G5
1840

Blaise Pascal's

Sämmtliche Schriften

über

Philosophie und Christenthum.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Karl Adolf Blech,

Prediger zu St. Salvator in Danzig.

Erster Theil.

Mit einem Vorwort von Dr. August Neander.

Berlin, bei Wilhelm Besser.

1840.

Pascal's

Gedanken über die Religion

und

einige andere Gegenstände.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Karl Adolf Blech,

Prediger zu St. Salvator in Danzig.

Voran das Leben Pascal's, von seiner Schwester beschrieben.

Mit einem Vorwort von Dr. August Neander.

Berlin, bei Wilhelm Besser.

1840.

Vorwort.

Der große Mann, dessen Schriften hier in deutschem Gewande erscheinen, läßt sich aus einem zwiefachen Gesichtspunkte betrachten: einmal als seiner Zeit besonders angehörend und ausgezeichnetes Glied einer merkwürdigen neuen Entwickelung der katholischen Kirche, und sodann als einer der allen Jahrhunderten angehörenden Zeugen von gewissen Hauptwahrheiten, welche die Vorsehung in verschiedenen Epochen auftreten läßt, um der verirrten Menschheit jene Wahrheiten lebendig ins Bewußtsein zurückzurufen. Allerdings hangen beide Betrachtungsweisen genau mit einander zusammen, wie das, was ein Jeder seiner ewigen Bedeutung nach ist, und der Platz, den er in der geschichtlichen Entwicklung, aus der er selbst hervorgegangen, einnimmt.

Was das Erste betrifft, so müssen wir uns an die Reactionen erinnern, welche das welthistorische Werk der Reformation im Innern der katholischen Kirche selbst, aus dem es hervorging, angeregt hat. Das positive

Wesen der Reformation hangt mit den Grundwahrheiten des Evangeliums genau zusammen; das Bewußtsein des Zwiespaltes in der menschlichen Natur, welches eine Erlösung suchen läßt, und das Bewußtsein der erlangten Erlösung durch den Glauben an den, welcher der Menschheit zum ewigen Heil verliehen worden, Sünde und Gnade, die beiden Angelpunkte des christlichen Glaubens. Diese beiden Grundbeziehungen des religiösen Bewußtseins gehören aber auch zu wesentlich zu dem Leben der christlichen Kirche, als daß sie je hätten ganz untergehen können, wenn sie auch durch das Vorherrschen anderer und zum Theil fremdartiger Elemente zurückgestellt wurden. In der katholischen Kirche selbst leuchtet Augustinus als der Zeuge der Wahrheit hervor, welcher von dieser Seite das christliche Bewußtsein besonders anzuregen durch seine ganze Lebensentwicklung und die Eigenthümlichkeit seines großen Geistes berufen worden. Bei dem Augustinus selbst erscheint diese christliche Grundrichtung, die das eigenthümliche Lebensprincip des Protestantismus ausmacht, mit derjenigen Voranstellung des Begriffs von der sichtbaren Kirche, welche das charakteristische Merkmal des Katholicismus bildet, verschmolzen. Daher erklärt es sich, wie Augustinus einerseits zu den Säulen der im engern Sinne so zu nennenden katholischen Kirche gehört; andererseits die Reaction des evangelischen Geistes gegen die Auswüchse einer einseitigen katholischen Richtung im Innern der katholischen Kirche selbst und gegen das Princip des

Katholicismus in der Reformation gerade von den Nachwirkungen seiner Schriften und seines Geistes ausgehen, oder denselben sich anschließen konnte. Die Reformation wirkte nun auch auf die katholische Kirche selbst so zurück, daß einerseits das eigentlich katholische Element in seinem Culminationspunkte sich festzustellen und zu behaupten suchte, wie in der durch den Ignatius von Loyola hervorgerufenen neuen Schöpfung geschah; andererseits im Gegensatz gegen diese Richtung die Reaction des Augustinischen Geistes in einem, dem christlichen Leben der evangelischen Kirche verwandteren, Princip hervorgerufen wurde. Das Letztere geschah besonders durch das Zusammenwirken zweier ausgezeichneten Männer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: des Cornelius Jansenius in den Niederlanden, und des Abbé v. St. Cyran in Frankreich. Dieser eben genannte große Repräsentant Augustinischen Geistes gab den Anstoß sowohl zu einer Erneuerung des christlichen Lebens im Gegensatz gegen ein Namenchristenthum, das sich mit allem Verderbniß der großen Welt verbunden hatte, gegen Aberglauben und Ceremoniendienst; als auch zu einem neuen Schwung einer von christlichem Geiste beseelten Wissenschaft. Die herrlichsten Blüthen und Früchte gingen in beiderlei Hinsicht daraus hervor, und die Nachwirkungen dieser großen Geistesbewegung reichen in Frankreich bis in die neuere Zeit hinein. Ihnen schloß sich der Gegensatz gegen die Macht des Unglaubens, als der Kirche alle äußerlichen Stützen genommen wurden,

in der Zerstörungszeit der Revolution an; und besser benutzt, hätten sie, eine Wiedergeburt des christlichen Lebens dort vorzubereiten, dienen können.

Zu den großen Erscheinungen, welche durch die von dem Abt von Saint Cyran angeregte christliche Geistesbewegung hervorgerufen wurden, gehört nun auch die Erscheinung des großen Mannes, mit der wir uns jetzt beschäftigen. Der eigenthümliche Gesichtspunkt, von welchem aus er die menschliche Natur und ihr Verhältniß zum Christenthum auffaßt, der eigenthümliche Gesichtspunkt, von welchem aus er die christliche Wahrheit darstellt, hangt genau damit zusammen, und dies führt uns zu dem Zweiten: Was Pascal als Zeuge der Wahrheit für alle Jahrhunderte ist.

Es ist eine der Grundideen Pascals, welche sich durch seine apologetischen Gedanken hindurchzieht: die Gegensätze in der menschlichen Natur zu bezeichnen, welche in ihrer Vereinzelung die entgegengesetzten Irrthümer in der Betrachtung menschlicher und göttlicher Dinge veranlaßt haben, welche von der Wahrheit des Christenthums zeugen und zu demselben hinführen, wie sie in demselben allein ihre Ausgleichung und Versöhnung finden können. Das Bewußtsein des Adels der Gott verwandten Natur des Menschen und das Bewußtsein ihrer Entfremdung von Gott, das Bewußtsein von ihrer Hoheit und ihrer Erniedrigung; ein unvertilgbarer Glaube an Wahrheit, ein unverleugbarer Drang sie zu suchen, und die Unfähigkeit sie sich anzueignen, die

Hinderniſſe, welche den Geiſt in ſeinem gefallenen Zuſtande von ihr trennen, zu überwinden; der Glaube an ein Abſolutes, das Verlangen es zu ergreifen, und die Ohnmacht es zu erreichen, wie es immer von Neuem der Sehnſucht des Geiſtes, die es feſthalten will, entweicht; die heiße Liebe zu den ſittlichen Idealen, zu denen der verwandte Geiſt ſich hingezogen fühlt, und die Unfähigkeit, die Kluft, die das Leben von denſelben trennt, auszufüllen, die widerſtrebenden Neigungen zu beſiegen, welche es dem Menſchen unmöglich machen, mit jenen Idealen, die er in der Betrachtung anerkennen muß, praktiſch übereinzuſtimmen.

Aus dieſem Gegenſatze in der menſchlichen Natur leitet Pascal die entgegengeſetzten philoſophiſchen Theorien ab, von denen die eine dem menſchlichen Geiſte zu viel, die andere ihm zu wenig zuſchreibt; die eine eine abſolute Erkenntniß der Wahrheit, eine abſolute Gewißheit in allen Gegenſtänden der Erkenntniß erheuchelt, die andere alle Wahrheit und Gewißheit dem Geiſte des Menſchen abſpricht; die eine ein Ideal des Weiſen dichtet, mit welchem die Erfahrung nicht übereinſtimmt, die andere die Liebe zu ſolchen Idealen nur für Täuſchung erklärt, und aus ſinnlichen, ſelbſtſüchtigen Trieben Alles ableiten will: der Gegenſatz zwiſchen Skepticismus und Dogmatismus, ſtoiſcher und epikuräiſcher Richtung, der Gegenſatz zwiſchen einem Epictet und einem Montaigne*).

*) In dieſer Hinſicht iſt beſonders merkwürdig Pascals Geſpräch mit ſeinem Freunde De Sacy, von dem man in den in-

Wir können dies auch noch anwenden auf den Gegensatz zwischen jeder Art der Vernunftverleugnung und der Vernunftvergötterung, sei es in der Gestalt des Rationalismus oder Mysticismus. Die im Christenthum geoffenbarte Wahrheit läßt nun daher, wie Pascal es entwickelt, das Wahre und Falsche in jeder dieser beiden Richtungen erkennen. Es ist die wahre Selbsterkenntniß, die den Weg zur wahren Gotteserkenntniß bildet; und wiederum nur diejenige Gotteserkenntniß zeigt sich als die wahre, dem wahren Zustande der Menschheit entsprechende, welche den Menschen dazu führt, diesen Zwiespalt in seiner Natur auszugleichen, welche ihn durch die Erlösung Gott als sein höchstes Gut sich aneignen läßt. Hier haben wir eine der großen Grundideen Pascals, die von so mannichfaltigen Seiten durch ihn ins Licht gesetzt wird; und wir brauchen auf die Fruchtbarkeit dieser Idee für Erkenntniß und Leben nicht erst aufmerksam zu machen.

Damit steht ferner Folgendes im Zusammenhange: Pascal stellt also dem Dogmatismus die Ohnmacht der vermittelnden Demonstration, er stellt dem Skepticismus die Macht eines über alle Demonstration erhabenen, durch keine Sophismen zu erschütternden unmittelbaren Bewußtseins von dem Wahren entgegen. An Beides

teressanten Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, par Fontaine, Tom. II. p. 7. etc. einen Bericht findet. Man erkennt hier dieselbe Grundidee, die in seinen Pensées überall durchleuchtet.

erinnert zu werden, thut dem, bald hochmüthigen und übermüthigen, bald verzagten und kleinmüthigen, Geiste des Menschen besonders Noth. Wohlthäter der Menschheit waren immer diejenigen, welche von der ursprünglichen, der Menschheit unverleugbaren, gemeinsamen Offenbarung Gottes in den unmittelbaren Thatsachen unsers Bewußtseins zeugten. Auch unserer Zeit thut es besonders Noth, von einem inhaltsleeren, logischen Enthusiasmus zu diesem ewig frischen Urquell des geistigen Lebens hingewiesen zu werden, von willkührlich verkünstelndem Denken zum Vernehmen einer immer gegenwärtigen Offenbarung, für die wir unempfänglich werden, indem wir nur machen wollen, statt zu empfangen.

Wie Pascal die Selbsterkenntniß zur Grundlage der Gotteserkenntniß macht, so hat er auch das große Verdienst, auf den Zusammenhang des Objectiven in der Religion mit dem Subjectiven, die eigenthümliche Art des Entwicklungsprozesses religiöser Ueberzeugung, aufmerksam gemacht zu haben. Es ist hier sein großer Grundgedanke: das Bedingtsein der Ueberzeugung durch die Willensrichtung, wie alle Offenbarung Gottes im Reiche der Natur und der Gnade darauf berechnet ist, daß der Mensch dem Zuge seiner Gott verwandten Natur sich hingebe, mit freier Empfänglichkeit der Offenbarung, sei es in den Werken der Schöpfung oder der Gnade, entgegenkomme, das seiner höhern Natur eingepflanzte Bedürfniß des Göttlichen, das Bedürfniß zu glauben in sich entwickele; daß der Mensch, indem er

durch die Willensrichtung jenem ihm eingepflanzten Zuge zu Gott hin folgt, die von der Reaction des natürlichen Menschen ausgehenden Zweifel practisch besiegen lerne. Zu diesem Zweck berechnet — die Mischung von Klarheit und Dunkelheit, die hellen Strahlen göttlichen Lichts und die entgegen tretenden Schwierigkeiten, was zum Zweifel und was zum Glauben auffordert, so daß der Mensch durch einen Act des Willens sich hier entscheiden muß. — Ueberall ein sich offenbarender und ein sich verbergender Gott, die Sehnsucht des Menschen anzuregen, und wenn er mit ganzer Seele sucht, sein ganzes Herz hingiebt, sie zu befriedigen.

Es erhellt, wie wichtig es auch besonders für die Gegensätze und Zerwürfnisse unserer Zeit ist, an diesen Entwicklungsprozeß der religiösen Ueberzeugung, an diesen, auf die religiöse Natur des Menschen berechneten, eigenthümlichen Character aller göttlichen Offenbarung erinnert zu werden. Von der einen Seite treten uns diejenigen entgegen, welche die Realität der göttlichen Offenbarung nicht anerkennen, weil sie von dem Standpunkte einseitiger Verstandesrichtung oder eines einseitigen Wissenstriebes an die göttliche Offenbarung oder die Art, wie der Inhalt derselben uns überliefert worden, Ansprüche machen, welche der Natur der Sache nach keine Befriedigung finden sollten und konnten. Sie wollen, daß die religiöse Ueberzeugung auf demselben Wege zu Stande komme, wie irgend eine andere wissenschaftliche Erkenntniß, indem sie jene von Pascal so

lichtvoll ausgesprochene Wahrheit nicht berücksichtigen, indem sie dem Interesse des Wissens oder des Verstandes alles Andere aufopfern, das eigenthümliche Recht und Gebiet, welches die Religion in der für eine übernatürliche Weltordnung gebildeten Natur des Menschen hat, nicht anerkennen wollen. Es kann eben so wenig das einseitige Weisheit-Suchen, wie es Paulus bezeichnet, der allein sich geltend machende Wissenstrieb, als die sinnliche Richtung des Wunder-Suchens zu dem Heiligthum des Glaubens hinführen; sondern Beides muß abführen, indem dasjenige Grundbedürfniß der menschlichen Natur, auf welches alle Offenbarung Gottes berechnet ist, dadurch unterdrückt wird. — Von der andern Seite aber meint eine entgegengesetzte Partei, eine solche Erkenntniß der religiösen Wahrheiten geben zu können, welche alle Schwierigkeiten lösen, alle Zweifel überwinden, in alles Dunkel Licht bringen müsse. Da sie aber was sie versprochen nicht leisten können, indem sie durch ihre ungenügenden Erklärungen und Ergänzungen den Wissenstrieb unbefriedigt lassen, den Forderungen des Verstandes nicht entsprechen: so rufen sie eben dadurch die Reaction des Zweifels vielmehr hervor, als daß sie dieselbe beschwichtigen könnten. Auch sie sind nicht eingedenk, daß das Lückenhafte und Fragmentarische in der Offenbarung Gottes, in den Werken der Natur und der Gnade, grade das für die religiös-sittliche Erziehung der Menschheit Berechnete ist. Mögen daher beide Theile den großen Zeugen der Wahrheit hören, der jetzt in

deutſcher Zunge zu uns redet! Und gedankt ſei es dem würdigen Manne, den ſein Eifer für die höchſten Intereſſen der Menſchheit zu dieſem Unternehmen antrieb, Herrn Prediger Blech in Danzig, daß er deſſen großen Lehren mit treuer Liebe und Sorgfalt zum Dolmetſcher dienen wollte!

Berlin den 7. Juli 1839.

A. Neander.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung. 1
Pascals Leben. 17

Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände.

Vorrede. 65

Erster Theil.

Gedanken, die sich auf Philosophie, Moral und schöne Wissenschaften beziehn.

Erster Abschnitt. Von der Autorität in Betreff der Philosophie. 89
Zweiter Abschnitt. Betrachtungen über die Mathematik im Allgemeinen. 98
Dritter Abschnitt. Von der Kunst zu überzeugen. . . 114
Vierter Abschnitt. Allgemeine Kenntniß des Menschen. . 118
Fünfter Abschnitt. Eitelkeit des Menschen, Wirkungen der Eigenliebe. 127
Sechster Abschnitt. Schwäche des Menschen, Ungewißheit seiner natürlichen Erkenntniß. 134
Siebenter Abschnitt. Elend des Menschen. 150
Achter Abschnitt. Gründe einiger Volksmeinungen. . . 162
Neunter Abschnitt. Zerstreute Gedanken über Moral. . 170
Zehnter Abschnitt. Verschiedene Gedanken über Philosophie und Litteratur. 190
Elfter Abschnitt. Ueber Epiktet und Montaigne. . . . 203
Zwölfter Abschnitt. Ueber den Stand der Großen. . . 217

Zweiter Theil.

Gedanken, welche sich unmittelbar auf die Religion beziehn.

Erster Abschnitt. Auffallende Widersprüche, die sich in der Natur des Menschen finden in Betreff der Wahrheit, des Glücks und mehrer anderer Dinge. 226
Zweiter Abschnitt. Nothwendigkeit die Religion zu studiren. 234

Seite

Dritter Abschnitt. Daß es schwer ist das Dasein Gottes durch die natürlichen Geisteskräfte zu beweisen; aber daß das Sicherste ist es zu glauben. 244

Vierter Abschnitt. Kennzeichen der wahren Religion. . 252

Fünfter Abschnitt. Die wahre Religion, bewiesen durch die Widersprüche im Menschen und durch die Erbsünde. . . 263

Sechster Abschnitt. Unterwerfung und Gebrauch der Vernunft. 273

Siebenter Abschnitt. Bild eines Menschen, der müde geworden ist Gott zu suchen durch die bloße Vernunft und der anfängt die Schrift zu lesen. 277

Achter Abschnitt. Die Juden mit Bezug auf unsre Religion betrachtet. 283

Neunter Abschnitt. Von den Vorbildern; daß das alte Gesetz vorbildlich war 295

Zehnter Abschnitt. Von Jesu Christo. 305

Elfter Abschnitt. Beweise für Jesum Christum aus den Weissagungen. 309

Zwölfter Abschnitt. Verschiedene Beweise für Jesum Christum. 318

Dreizehnter Abschnitt. Von dem Rathschluß Gottes sich den einen zu verbergen und den andern zu offenbaren. . 324

Vierzehnter Abschnitt. Daß die wahren Christen und die wahren Juden nur eine Religion haben. 330

Funfzehnter Abschnitt. Man erkennt Gott nicht anders heilsam als durch Jesum Christum. 333

Sechzehnter Abschnitt. Gedanken über die Wunder. . 338

Siebzehnter Abschnitt. Verschiedene Gedanken über die Weissagungen. 356

Achtzehnter Abschnitt. Gedanken über den Tod. . . 406

Neunzehnter Abschnitt. Gebet zu Gott um den rechten Gebrauch der Krankheiten. 420

Zwanzigster Abschnitt. Vergleichung der alten Christen mit den heutigen. 432

Ein und zwanzigster Abschnitt. Bruchstück einer Schrift über die Bekehrung eines Sünders. 438

Einleitung.

Pascal ist einer der seltensten Menschen, die je gelebt haben, ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn. In einem kurzen Leben, unter beständigen Krankheiten hat er das Höchste erreicht, was die Menschen zu erreichen vermögen in Wissen und Glauben. Von unwiderstehlichem Drange nach Wahrheit getrieben, ergriff er die Mathematik, Naturkunde und Philosophie, und in einem Alter, wo die meisten erst ins Leben und Wirken einzutreten pflegen, hatte er schon das Höchste, was sich in menschlicher Weisheit erreichen läßt, hinter sich, er war das ganze Feld des damaligen Wissens vollkommen durchlaufen und hatte durch mehre eigne ganz ausgezeichnete Entdeckungen und Erfindungen sich bereits einen unsterblichen Namen gemacht. Da warf er all sein Wissen hin um der einen köstlichen Perle willen, die er gefunden hatte. (Matth. 13. 46.) Er ergab sich nun dem Studium der Schrift- und immer tiefer sich demüthigend, strebte er immer mehr hinan zu der höchsten Höhe, die in geistlichen Dingen dem Menschen, der noch streitet, zu erringen gegeben ist. So bildete sich diese außerordentliche Erscheinung, so ward er der wunderbare Mann, welchen wir anstaunen.

Ein dialektisch mathematisch scharfer Verstand, eine durchdringend feine Beobachtungsgabe, eine ausgebreitete Gelehr-

Wir können dies auch noch anwenden auf den Gegensatz zwischen jeder Art der Vernunftverleugnung und der Vernunftvergötterung, sei es in der Gestalt des Rationalismus oder Mysticismus. Die im Christenthum geoffenbarte Wahrheit läßt nun daher, wie Pascal es entwickelt, das Wahre und Falsche in jeder dieser beiden Richtungen erkennen. Es ist die wahre Selbsterkenntniß, die den Weg zur wahren Gotteserkenntniß bildet; und wiederum nur diejenige Gotteserkenntniß zeigt sich als die wahre, dem wahren Zustande der Menschheit entsprechende, welche den Menschen dazu führt, diesen Zwiespalt in seiner Natur auszugleichen, welche ihn durch die Erlösung Gott als sein höchstes Gut sich aneignen läßt. Hier haben wir eine der großen Grundideen Pascals, die von so mannichfaltigen Seiten durch ihn ins Licht gesetzt wird; und wir brauchen auf die Fruchtbarkeit dieser Idee für Erkenntniß und Leben nicht erst aufmerksam zu machen.

Damit steht ferner Folgendes im Zusammenhange: Pascal stellt also dem Dogmatismus die Ohnmacht der vermittelnden Demonstration, er stellt dem Skepticismus die Macht eines über alle Demonstration erhabenen, durch keine Sophismen zu erschütternden unmittelbaren Bewußtseins von dem Wahren entgegen. An Beides

teressanten Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, par Fontaine, Tom. II. p. 7. etc. einen Bericht findet. Man erkennt hier dieselbe Grundidee, die in seinen Pensées überall durchleuchtet.

erinnert zu werden, thut dem, bald hochmüthigen und übermüthigen, bald verzagten und kleinmüthigen, Geiste des Menschen besonders Noth. Wohlthäter der Menschheit waren immer diejenigen, welche von der ursprünglichen, der Menschheit unverleugbaren, gemeinsamen Offenbarung Gottes in den unmittelbaren Thatsachen unsers Bewußtseins zeugten. Auch unserer Zeit thut es besonders Noth, von einem inhaltsleeren, logischen Enthusiasmus zu diesem ewig frischen Urquell des geistigen Lebens hingewiesen zu werden, von willkührlich verkünstelndem Denken zum Vernehmen einer immer gegenwärtigen Offenbarung, für die wir unempfänglich werden, indem wir nur machen wollen, statt zu empfangen.

Wie Pascal die Selbsterkenntniß zur Grundlage der Gotteserkenntniß macht, so hat er auch das große Verdienst, auf den Zusammenhang des Objectiven in der Religion mit dem Subjectiven, die eigenthümliche Art des Entwicklungsprozesses religiöser Ueberzeugung, aufmerksam gemacht zu haben. Es ist hier sein großer Grundgedanke: das Bedingtsein der Ueberzeugung durch die Willensrichtung, wie alle Offenbarung Gottes im Reiche der Natur und der Gnade darauf berechnet ist, daß der Mensch dem Zuge seiner Gott verwandten Natur sich hingebe, mit freier Empfänglichkeit der Offenbarung, sei es in den Werken der Schöpfung oder der Gnade, entgegenkomme, das seiner höhern Natur eingepflanzte Bedürfniß des Göttlichen, das Bedürfniß zu glauben in sich entwickele; daß der Mensch, indem er

durch die Willensrichtung jenem ihm eingepflanzten Zuge zu Gott hin folgt, die von der Reaction des natürlichen Menschen ausgehenden Zweifel practisch besiegen lerne. Zu diesem Zweck berechnet — die Mischung von Klarheit und Dunkelheit, die hellen Strahlen göttlichen Lichts und die entgegen tretenden Schwierigkeiten, was zum Zweifel und was zum Glauben auffordert, so daß der Mensch durch einen Act des Willens sich hier entscheiden muß. — Ueberall ein sich offenbarender und ein sich verbergender Gott, die Sehnsucht des Menschen anzuregen, und wenn er mit ganzer Seele sucht, sein ganzes Herz hingiebt, sie zu befriedigen.

Es erhellt, wie wichtig es auch besonders für die Gegensätze und Zerwürfnisse unserer Zeit ist, an diesen Entwicklungsprozeß der religiösen Ueberzeugung, an diesen, auf die religiöse Natur des Menschen berechneten, eigenthümlichen Character aller göttlichen Offenbarung erinnert zu werden. Von der einen Seite treten uns diejenigen entgegen, welche die Realität der göttlichen Offenbarung nicht anerkennen, weil sie von dem Standpunkte einseitiger Verstandesrichtung oder eines einseitigen Wissenstriebes an die göttliche Offenbarung oder die Art, wie der Inhalt derselben uns überliefert worden, Ansprüche machen, welche der Natur der Sache nach keine Befriedigung finden sollten und konnten. Sie wollen, daß die religiöse Ueberzeugung auf demselben Wege zu Stande komme, wie irgend eine andere wissenschaftliche Erkenntniß, indem sie jene von Pascal so

lichtvoll ausgesprochene Wahrheit nicht berücksichtigen, indem sie dem Interesse des Wissens oder des Verstandes alles Andere aufopfern, das eigenthümliche Recht und Gebiet, welches die Religion in der für eine übernatürliche Weltordnung gebildeten Natur des Menschen hat, nicht anerkennen wollen. Es kann eben so wenig das einseitige Weisheit-Suchen, wie es Paulus bezeichnet, der allein sich geltend machende Wissenstrieb, als die sinnliche Richtung des Wunder-Suchens zu dem Heiligthum des Glaubens hinführen; sondern Beides muß abführen, indem dasjenige Grundbedürfniß der menschlichen Natur, auf welches alle Offenbarung Gottes berechnet ist, dadurch unterdrückt wird. — Von der andern Seite aber meint eine entgegengesetzte Partei, eine solche Erkenntniß der religiösen Wahrheiten geben zu können, welche alle Schwierigkeiten lösen, alle Zweifel überwinden, in alles Dunkel Licht bringen müsse. Da sie aber was sie versprochen nicht leisten können, indem sie durch ihre ungenügenden Erklärungen und Ergänzungen den Wissenstrieb unbefriedigt lassen, den Forderungen des Verstandes nicht entsprechen: so rufen sie eben dadurch die Reaction des Zweifels vielmehr hervor, als daß sie dieselbe beschwichtigen könnten. Auch sie sind nicht eingedenk, daß das Lückenhafte und Fragmentarische in der Offenbarung Gottes, in den Werken der Natur und der Gnade, grade das für die religiös-sittliche Erziehung der Menschheit Berechnete ist. Mögen daher beide Theile den großen Zeugen der Wahrheit hören, der jetzt in

deutſcher Zunge zu uns redet! Und gedankt ſei es dem würdigen Manne, den ſein Eifer für die höchſten Intereſſen der Menſchheit zu dieſem Unternehmen antrieb, Herrn Prediger Blech in Danzig, daß er deſſen großen Lehren mit treuer Liebe und Sorgfalt zum Dolmetſcher dienen wollte!

Berlin den 7. Juli 1839.

A. Neander.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung. 1
Pascals Leben. 17

Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände.

Vorrede. 65

Erster Theil.

Gedanken, die sich auf Philosophie, Moral und schöne Wissenschaften beziehn.

Erster Abschnitt. Von der Autorität in Betreff der Philosophie. 89
Zweiter Abschnitt. Betrachtungen über die Mathematik im Allgemeinen. 98
Dritter Abschnitt. Von der Kunst zu überzeugen. . . 114
Vierter Abschnitt. Allgemeine Kenntniß des Menschen. . 118
Fünfter Abschnitt. Eitelkeit des Menschen, Wirkungen der Eigenliebe. 127
Sechster Abschnitt. Schwäche des Menschen, Ungewißheit seiner natürlichen Erkenntniß. 134
Siebenter Abschnitt. Elend des Menschen. 150
Achter Abschnitt. Gründe einiger Volksmeinungen. . . 162
Neunter Abschnitt. Zerstreute Gedanken über Moral. . 170
Zehnter Abschnitt. Verschiedene Gedanken über Philosophie und Litteratur. 190
Elfter Abschnitt. Ueber Epiktet und Montaigne. . . . 203
Zwölfter Abschnitt. Ueber den Stand der Großen. . . 217

Zweiter Theil.

Gedanken, welche sich unmittelbar auf die Religion beziehn.

Erster Abschnitt. Auffallende Widersprüche, die sich in der Natur des Menschen finden in Betreff der Wahrheit, des Glücks und mehrer anderer Dinge. 226
Zweiter Abschnitt. Nothwendigkeit die Religion zu studiren. 234

deutſcher Zunge zu uns redet! Und gedankt ſei es dem würdigen Manne, den ſein Eifer für die höchſten Intereſſen der Menſchheit zu dieſem Unternehmen antrieb, Herrn Prediger Blech in Danzig, daß er deſſen großen Lehren mit treuer Liebe und Sorgfalt zum Dolmetſcher dienen wollte!

Berlin den 7. Juli 1839.

A. Neander.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung. 1
Pascals Leben. 17

Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände.

Vorrede. 65

Erster Theil.

Gedanken, die sich auf Philosophie, Moral und schöne Wissenschaften beziehn.

Erster Abschnitt. Von der Autorität in Betreff der Philosophie. 89
Zweiter Abschnitt. Betrachtungen über die Mathematik im Allgemeinen. 98
Dritter Abschnitt. Von der Kunst zu überzeugen. . . 114
Vierter Abschnitt. Allgemeine Kenntniß des Menschen. . 118
Fünfter Abschnitt. Eitelkeit des Menschen, Wirkungen der Eigenliebe. 127
Sechster Abschnitt. Schwäche des Menschen, Ungewißheit seiner natürlichen Erkenntniß. 134
Siebenter Abschnitt. Elend des Menschen. 150
Achter Abschnitt. Gründe einiger Volksmeinungen. . . 162
Neunter Abschnitt. Zerstreute Gedanken über Moral. . 170
Zehnter Abschnitt. Verschiedene Gedanken über Philosophie und Litteratur. 190
Elfter Abschnitt. Ueber Epiktet und Montaigne. . . . 203
Zwölfter Abschnitt. Ueber den Stand der Großen. . . 217

Zweiter Theil.

Gedanken, welche sich unmittelbar auf die Religion beziehn.

Erster Abschnitt. Auffallende Widersprüche, die sich in der Natur des Menschen finden in Betreff der Wahrheit, des Glücks und mehrer anderer Dinge. 226
Zweiter Abschnitt. Nothwendigkeit die Religion zu studiren. 234

Seite

Dritter Abschnitt. Daß es schwer ist das Dasein Gottes durch die natürlichen Geisteskräfte zu beweisen; aber daß das Sicherste ist es zu glauben. 244
Vierter Abschnitt. Kennzeichen der wahren Religion. . 252
Fünfter Abschnitt. Die wahre Religion, bewiesen durch die Widersprüche im Menschen und durch die Erbsünde. . . 263
Sechster Abschnitt. Unterwerfung und Gebrauch der Vernunft. 273
Siebenter Abschnitt. Bild eines Menschen, der müde geworden ist Gott zu suchen durch die bloße Vernunft und der anfängt die Schrift zu lesen. 277
Achter Abschnitt. Die Juden mit Bezug auf unsre Religion betrachtet. 283
Neunter Abschnitt. Von den Vorbildern; daß das alte Gesetz vorbildlich war. 295
Zehnter Abschnitt. Von Jesu Christo. 305
Elfter Abschnitt. Beweise für Jesum Christum aus den Weissagungen. 309
Zwölfter Abschnitt. Verschiedene Beweise für Jesum Christum. 318
Dreizehnter Abschnitt. Von dem Rathschluß Gottes sich den einen zu verbergen und den andern zu offenbaren. . 324
Vierzehnter Abschnitt. Daß die wahren Christen und die wahren Juden nur eine Religion haben. 330
Funfzehnter Abschnitt. Man erkennt Gott nicht anders heilsam als durch Jesum Christum. 333
Sechszehnter Abschnitt. Gedanken über die Wunder. . 338
Siebzehnter Abschnitt. Verschiedene Gedanken über die Religion. 356
Achtzehnter Abschnitt. Gedanken über den Tod. . . 406
Neunzehnter Abschnitt. Gebet zu Gott um den rechten Gebrauch der Krankheiten. 420
Zwanzigster Abschnitt. Vergleichung der alten Christen mit den heutigen. 432
Ein und zwanzigster Abschnitt. Bruchstück einer Schrift über die Bekehrung eines Sünders. 438

Einleitung.

Pascal ist einer der seltensten Menschen, die je gelebt haben, ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn. In einem kurzen Leben, unter beständigen Krankheiten hat er das Höchste erreicht, was die Menschen zu erreichen vermögen in Wissen und Glauben. Von unwiderstehlichem Drange nach Wahrheit getrieben, ergriff er die Mathematik, Naturkunde und Philosophie, und in einem Alter, wo die meisten erst ins Leben und Wirken einzutreten pflegen, hatte er schon das Höchste, was sich in menschlicher Weisheit erreichen läßt, hinter sich, er war das ganze Feld des damaligen Wissens vollkommen durchlaufen und hatte durch mehre eigne ganz ausgezeichnete Entdeckungen und Erfindungen sich bereits einen unsterblichen Namen gemacht. Da warf er all sein Wissen hin um der einen köstlichen Perle willen, die er gefunden hatte. (Matth. 13. 46.) Er ergab sich nun dem Studium der Schrift- und immer tiefer sich demüthigend, strebte er immer mehr hinan zu der höchsten Höhe, die in geistlichen Dingen dem Menschen, der noch streitet, zu erringen gegeben ist. So bildete sich diese außerordentliche Erscheinung, so ward er der wunderbare Mann, welchen wir anstaunen.

Ein dialektisch mathematisch scharfer Verstand, eine durchdringend feine Beobachtungsgabe, eine ausgebreitete Gelehr-

samkeit, von einem seltnen Gedächtnisse unterstützt, eine hinreißende Gewandtheit im heitern und ernsten Gespräch, eine Meisterschaft der Sprache im leichten wie im würdigen Stil und daneben ein einfältig kindliches Herz, ein Leben im Glauben und ein Glauben fürs Leben, ein Muth und Drang den Herrn zu bekennen und für ihn zu arbeiten, eine Liebe, die nicht müde wird und eine Strenge, vor allen gegen sich selbst ausgeübt, das sind die selten vereinigten Grundzüge der scharf ausgeprägten Persönlichkeit, die uns in Pascal entgegentritt. Besonders merkwürdig ist die Einfachheit dieses großen Geistes. Wie er in Mathematik und Naturkunde mit einem eigenen Takt alles Unnöthige zu vermeiden und nur das Eine, worauf es ankam, zu erfassen wußte, so war es ihm auch in Sachen des Glaubens nur um das Eine, was noth ist, allein zu thun. Einem so gebildeten Geiste, wenn er sich der Theologie zuwandte, lag die Versuchung nahe, in den spitzfindigen Fragen der damals noch nicht ganz untergegangenen Scholastik oder der eben damals so viel getriebenen Casuistik sich zu ergehen; aber dazu ist der große Mann viel zu sehr ein Kind. Er will nur glauben und selig werden und will nur, daß andere glauben und selig werden; alles übrige kümmert ihn nicht. Daß in dieser kindlichen Glaubenslust Pascal sich als strenger Katholik der Kirche und dem Pabst unterwarf, und daß er in dieser Hinsicht manches ungerechte Urtheil gegen die Evangelischen ausspricht und in vielfachen Irrthümern des Katholicismus gänzlich befangen ist, darf uns nicht wundern. Mehr dagegen mit der mathematischen Schärfe, die alles vollständig und genau zusammen haben will, stimmt der asketische Rigorismus Pascals, den wir übertrieben, ja überspannt nennen müssen. Seine Schwester berichtet uns in der Lebensbeschreibung vieles, was an den düstersten Geist der Mönchsschwärmerei erinnert und deutlich auch ein katho-

tisches Element des Glaubens an Verdienstlichkeit der Werke offenbart. Aber alles dieses hing wieder mit einer Liebe zu Gott und mit einer Sorge um sein und aller Menschen Heil so innig zusammen, daß wir wohl begreifen können, wie er trotz seiner Strenge doch ein Gegenstand allgemeiner Verehrung in seinem Kreise war und wie die, welche ernstlich den Weg zum Heil suchten, gerne seinen Rath einholten, wenn sie ihn auch oft genug als zu strenge nicht befolgen mochten.

Auch ist es gerade dieses bis zum Rigorismus gesteigerte Verlangen nach vollendeter Reinheit des Lebens, was Pascal seine welthistorische Bedeutung gegeben hat; denn bei diesem Verlangen war ihm die verderbte Moral der Jesuiten ein Greuel, sie that ihm wehe im Herzen und er schleuderte gegen sie seine Blitze, die trafen und zündeten. Der Herr wählt seine Werkzeuge wunderbar, ein schwacher, hinfälliger Kranker, in seiner stillen Zelle, zurückgezogen, immer dem Tode nahe, der ist der Held, der mit flammendem Schwert die furchtbare Gesellschaft, vor der Könige sich beugten, siegreich bekämpft und zum Tode verwundet. Ein Heldenmuth gehörte dazu, denn es war noch nicht ein halbes Jahrhundert, daß an dem Ort, wo Pascal die Jesuiten bestritt, Heinrich IV. von den Händen eines Jesuitenschülers gefallen war. Mit gleichem Muth stritt Pascal für Jansenius und Portroyal, und mit eben diesem Muth begann er gegen das Ende seines Lebens das Werk, womit er den Gottesleugnern und Freidenkern den Krieg erklären wollte und durch dessen einzelne Bruchstücke, die er hinterlassen, er sich einen rühmlichen Platz unter den Apologeten erworben hat.

Eine eigentliche Lebensgeschichte Pascals fehlt noch. Seine Schwester hat die Biographie geschrieben, welche nachfolgend in Deutscher Uebersetzung erscheint. Das ist ein anspruchloses Bild, wie der Mann in seinem Familienkreise erschienen ist;

die Schwester schreibt voll Liebe und Verehrung, es ist ein Nachklang des Zusammenlebens mit dem seltenen Menschen und darin liegt das Anziehende dieser Erzählung. Aber sonst läßt sie viel zu wünschen übrig. Die Sprache ist höchst incorrect und zum Theil verworren, so daß in der Uebersetzung mehrmals die Construction des Originals verwischt werden mußte; indessen stellt sich gerade diese Sprechweise, wie auch gewisser Maaßen die in der Vorrede zu den Gedanken, recht gut neben die Pascals, damit daran anschaulich werde, was für eine Schreibart vor Pascal gewöhnlich war und was er, der große Begründer der Französischen Prosa, geleistet hat in Hinsicht des Stils. Was aber die Hauptsache ist, so kann man die Arbeit der Schwester keine Lebensbeschreibung nennen, denn sie zeichnet nicht den ganzen Mann und giebt nichts von seiner großen Bedeutung. Das war eine zu hohe Aufgabe für die Frau, die sie auch nicht die Absicht hatte zu lösen; sie gab nur einzelne, sehr dankenswerthe Notizen.

Der Idee einer wahren Lebensbeschreibung tritt offenbar weit näher Bossut, der 1779 die Abhandlung über das Leben und die Werke Pascals (Discours sur la vie et les ouvrages de Pascal) heraus gab, welche auch der Pariser Ausgabe von Pascals Werken 1819 vorangestellt ist. Diese Biographie läßt sich weitläufig auf die wissenschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse ein und ist durchaus vollständiger und geordneter als der Bericht der Schwester; bei alle dem giebt sie doch kein eigentliches Bild von dem Manne, sie ist gelehrt und trocken und erschien für den gegenwärtigen Zweck nicht so gut geeignet zur Uebersetzung, als was die Schwester aufgezeichnet hat.

Pascals Leben zu beschreiben wäre eine würdige Aufgabe und er verdiente, daß ein Mal sein ganzes Bild aufgestellt würde. Aber dazu muß man in die Wissenschaften

der Mathematik, Naturlehre und Philosophie, ferner auch in die Verhältnisse von Portroyal, in den Jansenismus und Jesuitismus und überhaupt in das ganze kirchliche und wissenschaftliche Treiben jener Zeit tief eingedrungen sein und es gehört dazu die Kunst eine so großartige Persönlichkeit und so merkwürdige Verhältnisse in Wissenschaft und Kirche rein objectiv auf zu fassen und treu zu schildern und den Leser zu einer solchen Auffassung gleichfalls zu erheben. An Materialien fehlt es nicht.

Von den Schriften Pascals sind einige mathematischen und physicalischen Inhalts und von denen kann hier nicht die Rede sein. Andere beziehen sich auf Philosophie und Christenthum (eigentlich immer auf dieses, denn jene wird nur in Bezug auf dieses betrachtet) und mit den letzten allein haben wir uns hier zu beschäftigen.

Die Schriften Pascals über Philosophie und Christenthum zerfallen in drei Theile, die Gedanken, die Provinzialbriefe und die theologischen Bedenken, im Namen einiger Pfarrer in Sachen des Jansenismus verfaßt. Jedes dieser Werke hat seinen eigenthümlichen Charakter und eben die verschiedene Eigenthümlichkeit zeigt, wie sehr dieser große Geist immer so ganz bei der Sache und zugleich so Meister der Sprache war, daß er für jedes den besondern Ton an zu stimmen wußte oder vielmehr sich gedrungen fühlte. Die berühmten „Gedanken" sind fragmentarisch, kurz, prägnant, scharf, voll von Geistesblitzen und Herzensblicken, ohne großen Aufwand von oratorischer Kunst und doch mit einer mächtigen Ueberredungsgabe. Die „Briefe an einen Freund in der Provinz" gehören, nach dem Zeugniß aller Literaturkenner, in Eleganz, Leichtigkeit und Kraft des Stils zu dem Schönsten, was in Französischer Prosa geschrieben worden ist, sie fließen so leicht hin, sind so witzig, treffend und klar, daß es kein Wunder ist, wenn unter diesen Schlägen die Jesuiten

bluten mußten; dieses Werk ist gerade auch für die jetzige Zeit, wo der Jesuitismus nicht nur, sondern die wirklichen Jesuiten selbst wieder ihr Haupt erheben, recht geeignet aufs Neue ernst erwogen zu werden. Wenn in den Provinzialbriefen der heiligste Ernst, der tiefste Abscheu vor gottlosen Menschensatzungen sich in ein leichtes und anmuthiges Gewand hüllt, aber nicht versteckt, so tritt vielmehr eben dieser heilige Ernst in den „theologischen Bedenken" herrlich hervor, sie sind in aller Würde der Wahrheit geschrieben, ganz in dem öffentlichen Charakter, der ihrer Bestimmung gemäß war.

Diese drei Werke werden nun hier dem Deutschen Vaterlande übersetzt dargeboten in drei Bänden; der vorliegende erste enthält Pascals Leben von seiner Schwester beschrieben, und dann die Gedanken, der zweite soll die Provinzialbriefe nebst einer historischen Einleitung zu denselben und der dritte endlich eine Auswahl dessen, was aus den Bedenken von allgemeinem christlichen Interesse sein kann, enthalten; das Ganze soll — so Gott will — noch im Laufe dieses Jahres vollendet werden.

Was nun den vorliegenden ersten Band anbetrifft, so ist über die Lebensbeschreibung der Schwester Pascals bereits oben das Nöthige gesagt; aber in Betreff der Gedanken werden noch einige einleitende Bemerkungen nicht überflüssig sein.

Die Gedanken Pascals, welche Thereinit „eine wahre Perle unter den Büchern" nennt, sind das Werk, worin Pascals Geist den höchsten Schwung nahm, aber es ist unvollendet in Form und Inhalt. Ueber den Plan, welchen der Verfasser hatte, und über die Zusammenstellung seiner Fragmente erklärt sich fast zu weitläufig die Vorrede der ersten Herausgeber, welche das Werk mit einer liebenswürdigen Pietät gesammelt und zuerst im Jahr 1668 dem Publicum übergeben haben. Wir sehen hier nur Fragmente

vor uns, abgerissne Gedanken, denen oft Zusammenhang und meistens die weitere Ausführung fehlt. Diesen Gesichtspunkt müssen wir nie aus den Augen lassen. Hieraus erklärt sich eine bisweilen sehr auffallende Incorrectheit des Ausdrucks (z. B. Th. 2. A. 1. §. 1. Schluß), was denn in der Uebersetzung, um den Ton des Ganzen beizubehalten, in gewisser Art nachgeahmt worden ist, so viel es die Deutlichkeit gestatten wollte. Ferner gehört hieher eine häufige Wiederholung derselben Wörter, was gleichfalls der Uebersetzer nicht ganz verwischen zu dürfen glaubte, zumal da Pascal selbst den Grundsatz hat, Wiederholungen nicht ängstlich zu vermeiden, vgl. Th. 1. A. 10. §. 21. (Das häufige Vorkommen des que und qui wurde ihm sogar von seinen Gegnern, den Jesuiten, förmlich zum Vorwurf gemacht.) Viele Gedanken sind kurz hingeworfen und sollten gewiß noch weit ausgeführt werden (z. B. Th. 2. A. 17. §. 18.). In dieser Kürze ist vieles herrlich, kündig und treffend, anregend, in wenig Worten viel sagend, was ein Hauptvorzug des Buchs ist. Aber auch vieles, eben weil es nicht ausgeführt ist, bedarf noch sehr der nähern Begränzung und Berichtigung. Es dringt sich bei manchen Stellen dem Leser von selbst der Gedanke auf: hier würde der Verfasser das Gesagte bei der Ausführung beschränkt und vor Mißverstand bewahrt haben. Manche seiner Sätze klingen paradox oder sind nur halb wahr, weil er erst eine Seite gezeigt hat und noch nicht so weit in der Ausführung gekommen ist, auch die andere Seite zur Betrachtung auf zu stellen. Selbst das ist gewiß, daß bisweilen Sätze aufgestellt sind, die gar nicht Pascals Meinung enthalten, sondern gerade das Gegentheil, und daß er sich das nur auf seine Blättchen aufgezeichnet hatte um es zu widerlegen oder zu berichtigen. Wo ist aber, könnte man fragen, das Kriterium, wonach hier die rechte Fassung der Gedanken zu beurtheilen ist? Die Antwort ist einfach die, daß durch die ganze Schrift

ein Geist weht, der gar nicht zu verkennen ist; wer den gefaßt hat, kann sich nicht leicht irren und kommen einzelne zweifelhafte Stellen vor, so mag er sie, wenn es nicht anders ist, auf sich beruhen lassen, er wird darum doch schon zur Genüge haben an dem, was unzweifelhaft ist, eine Ansicht, die wir ja wohl bei jedem tüchtigen Werk und auch bei der heiligen Schrift selbst anerkennen.

Indessen giebt es in Pascals Gedanken allerdings auch vieles, was offenbar seine Meinung ist und was doch der Berichtigung bedarf. Ein so eigenthümlicher, stark ausgeprägter Geist konnte wohl schwer ohne Einseitigkeit bleiben und mußte seine Irrthümer in paradoxer Weise und schroff hinstellen. Darum dürfen wir doch auch diese Stellen nicht übergehn oder auslassen, denn die Irrthümer eines solchen Geistes sind immer anregend und unwillkührlich die Wahrheit fördernd. Er will das Wahre, sagt nicht das Wahre, weil er nicht thut was er will, aber er leitet uns doch zu dem Wahren, weil er uns von seinem Ernste mittheilt.

Daß Pascal manche überspannte Ansichten hatte und einen keineswegs lobenswerthen Rigorismus im Leben zeigte, ist schon berührt worden und damit kommt er in den Gedanken oft wieder zum Vorschein. Es können aber auch solche Paradoxien und übertriebene Forderungen, weil sie aus einem edlen Gefühl des Herzens hervorgingen, nur anregen und zur Prüfung reizen.

Alle Betrachtung geht bei ihm aus von der richtigen Erkenntniß des menschlichen Verderbens und Unvermögens, das ist das Fundament seiner Apologetik. Aber er geht zu weit, indem er nun als Jansenist förmlich die Gnadenwahl annimmt, was freilich in diesen Gedanken hier nicht oft und wohl nirgend ganz geradezu und offenbar hervortritt. Dieser Glauben an die Gnadenwahl und jene rigoristische Forderung guter Werke stehen sich in gewisser Art entgegen;

aber sie haben in einem wahrhaft gläubigen Herzen einen merkwürdigen Zusammenhang, es ist gleichsam als wenn die dogmatische und praktische Uebertreibung sich gegenseitig convenziren und das Herz, indem es sich beiden hingiebt, fühlt sich im Innersten im Gleichgewicht und in der Wahrheit. Macht der Glaube an die Gnadenwahl entweder zuversichtlich oder leichtsinnig, so macht die Forderung guter Werke scheu und ernst und in einem so tief gläubigen Herzen wie Pascals, wie Augustins u. a. lag mehr Wahrheit in ihrem Gefühl als in ihren Worten. Wie es eine würdige Aufgabe wäre Pascals Leben zu schreiben, so wäre es gleichfalls eine eben so würdige Aufgabe sein System der Glaubens- und Sittenlehre zusammen zu stellen.

Zu dem, was der Berichtigung zu bedürfen scheint, gehört nun auch noch ins Besondere alles, was er als Katholik ausspricht. Er glaubt an Heilige, an das Opfer in der Messe, an den Werth von Kasteiungen, an die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, an die Kraft der Reliquien, an die rechtmäßige Gewalt des Pabstes u. s. w. So nennt er auch die Evangelischen nicht anders als Ketzer und spricht ziemlich dictatorisch über ihre, wie er meint, ausgemachten Irrthümer ab. Diese Stellen aus zu lassen konnte der Uebersetzer sich nicht entschließen, weil er jedes Wort des Verfassers ehrt und weil solches Auslassen den Schein haben könnte, als ob die Evangelischen sich vor solchen Reden fürchteten und sie lieber in Vergessenheit bringen oder ignoriren möchten. Von der andern Seite sie zu widerlegen, dazu mußte ein Buch geschrieben werden und das würde am Ende doch nichts enthalten, als was längst gesagt worden ist. Es blieb also nichts übrig als diese Stellen auf sich beruhen zu lassen und nur hin und wieder ein Mal dem evangelischen Bewußtsein durch eine kurze Anmerkung sein Recht zu gewähren.

Abgesehn von diesen einzelnen Flecken, wenn ich es so

nennen darf, ist das Ganze ein wunderbar köstliches Zeugniß für den Herrn! Pascal ist unter allen Menschen seiner Zeit und aller Zeiten gewiß einer der ersten, der über Natur und Vernunft reden darf und er weiß, was er sagt, wenn er spricht: „Die Principien der Theologie sind über der Natur und Vernunft." (Th. 1. Abschn. 1.) Nachdem er das höchste menschliche Wissen durchmessen, sah er ein, daß es nicht genügt und sein Zeugniß ist wohl ein schweres Gegengewicht gegen die Reden derer, welche das Wenige, was ihnen von Natur und Vernunft so auf der Hand liegt, zur Bekämpfung oder Verunstaltung des Glaubens nach ihrer thörichten Klugheit anwenden, statt daß sie bei tieferer Ergründung des Kreises, worin die natürliche Vernunft sich dreht, wissen würden, daß sie nichts wissen. So ist ja auch unter den Aposteln, eben der in der menschlichen Weisheit so bewanderte Paulus vor allen ein mächtiger Zeuge, weil eben er erkennt, daß unser Wissen Stückwerk ist (1 Kor. 13. 9.), und weil er sein früheres Wissen für nichts achtete gegen das, was er nun empfangen hatte und gab. (Phil. 3. 7, 8.) Und wo Pascal sich seiner tiefen Wissenschaft noch erinnert, da muß sie auch dem Herrn dienen (man sehe den ganzen zweiten Abschnitt des ersten Theils); von dem Punkte, der am Fernsten liegt, ist er immer gleich wieder bei dem Einen, was noth ist. Th. 1. A. 2.

Bewundernswürdig ist auch die feine tiefe Menschenkenntniß, die überall in den Gedanken hervortritt. Der menschlichen jämmerlichen Eitelkeit und Eigenliebe spürt er nach bis in die geheimsten Schlupfwinkel und wer nur sein Herz hergeben will, dem wird er es als ein Arzt, vielleicht nicht zart und lieblich, aber doch sicher zur Genesung behandeln. Er hat nicht Nachsicht gegen sich selbst, nicht gegen andere und doch ist es alles immer wieder die reine Liebe des Herrn, wodurch der Herr selbst in ihm wohnend, suchet das verloren

ist, ob es sich finden lasse. Ernst und Liebe durchweht das ganze Buch. (vgl. z. B. den Schluß von Th. 2. Abschn. 2.)

Wir lesen in Pascals Lebensgeschichte, daß er die Schrift ganz auswendig wußte und daß sie eigentlich das einzige Studium seiner letzten Jahre war. Und so blickt denn in diesem Buch überall die Schrift durch, auch wo sie nicht wörtlich angeführt wird; obgleich freilich es im Plan des Werks lag am Anfange mehr von der Schrift zu abstrahiren und von allgemeinen philosophischen Begriffen aus zu gehen. Die Bibelstellen sind übrigens theils nach der Lateinischen Vulgata citirt, theils in Französischer Uebersetzung, theils auch in einer Umschreibung angegeben oder gar nur ungefähr in den Text verwebt, so daß es oft Schwierigkeit macht sie zu erkennen.

Merkwürdig ist endlich bei diesem Buche, wie es von jeher eine wunderbare Anziehungskraft gehabt hat. Den Gläubigen ist es immer ein rechtes Labsal gewesen und noch in neuerer Zeit haben wieder in Deutschland mehre Stimmen dessen Lob verbreitet. Neander (in der Vorrede zum Leben Jesu) nennt Pascal „den Weisen für alle Jahrhunderte"; in Tholucks Anzeiger (1832 Nr. 41—43) wird sein Werth als Apologet erhoben und durch mehre Stellen aus den Gedanken belegt. Auch Theremin, in Adalberts Bekenntnissen, ist entzückt über „die Gewalt der Vernunft und die Festigkeit des Glaubens." So rühmt unser Buch Twesten (Dogmatik I. 381.) und noch viele Beispiele ließen sich anführen. Aber auch die Ungläubigen haben sich vor diesem hohen Geiste beugen müssen. Condorcet und nach ihm Voltaire gaben 1776 und 1778 die Gedanken heraus und setzten ihre eignen Gedanken hinzu, die freilich wunderlich abstechen; sie versuchen ihren Uebermuth an ihm, wie Kinder an dem Standbilde eines Helden (Voltaire sagt ein Mal über das andere, das sei die wahre Rede eines Kranken), aber sie müssen ihn doch achten und sein Buch verbreiten. Auch

d'Alembert ist voll davon und viele andre, die nur Geist haben und nicht den Geist, die nur geistreich sind und doch geistesarm, sie müssen ihn hören und achten, er zwingt sie, wenn sie auch nicht wollen, und sie müssen, auch wenn sie es anders meinen, den guten Saamen herumtragen und ausstreuen, dessen dies Buch so voll ist.

Nur an zwei Stellen hat sich der Uebersetzer erlaubt etwas aus zu lassen und zwar in dem zweiten und dritten Abschnitt des ersten Theils. Hier geht der Verfasser in die Wissenschaften der Mathematik und Logik tiefer ein, als es für die Leser gegenwärtiger Uebersetzung geeignet scheint. Ganz aber die genannten Abschnitte weg zu lassen schien nicht gerathen, denn eben daß man in Pascal auch außer dem religiösen Gebiete einen so tüchtigen Geist sieht, das giebt seinem Zeugniß des Glaubens einen besondern Nachdruck.

Bei den Anmerkungen, welche der Uebersetzer gegeben hat, kam es ihm hauptsächlich darauf an, den Verfasser durch sich selbst zu erklären und seine Verbindung mit der heiligen Schrift zu zeigen; daher sind diese Anmerkungen meistens nur Verweisungen auf andre Stellen des Buchs und auf Bibelstellen. Nur bisweilen schien es nöthig zur Aufklärung einer Dunkelheit, zur Berichtigung einer Einseitigkeit, zur Widerlegung eines Irrthums ein kurzes Wort hinzu zu fügen. Indessen hat der Uebersetzer sich hier möglichst beschränkt, weil er nicht seine sondern Pascals Meinungen geben wollte und weil es ihm unziemlich schien einen Geist wie Pascal für jedes Wort, das ihm etwa nicht anstünde, nach Jean Pauls Ausspruch in das Geißelgewölbe einer Note herab zu ziehn. Daher muß hier auch besonders bevorwortet werden, daß es bei diesen Anmerkungen durchaus auf keine Vollständigkeit abgesehen war und daß also auch das Stillschweigen über einen Satz nicht immer des Uebersetzers Zustimmung anzeigt.

Leider ist es ihm nicht möglich gewesen die 1777 herausgekommne Uebersetzung der Gedanken von Kleuker, der nach der Versicherung in Tholucks Anzeiger (1832 Nr. 41. S. 327.) werthvolle Anmerkungen gegeben hat, zu vergleichen. K. H. Heydenreich hat im Jahr 1780 eine kantisch-kritische Bearbeitung der Gedanken geliefert, aber er redet mehr selbst als er Pascal reden läßt und giebt nur eine sehr ungetreue Uebersetzung und weitläufige Betrachtungen. Seitdem sind die Gedanken Pascals nicht weiter ins Deutsche übertragen worden, als daß 1836 zu Reutlingen eine „Bearbeitung" derselben von Eb herausgekommen ist, die aber eben als Bearbeitung vieles ausläßt, vieles gar nicht treu wiedergiebt, und überhaupt einen andern Zweck verfolgt, als eine reine Uebersetzung im Auge haben muß.

Was nun die gegenwärtige Uebersetzung anbetrifft, so weiß der Uebersetzer besser, als es der Leser fühlen mag, wie er mit dem Geist seines Autors gerungen hat. Nur mit dem größten Widerstreben hat er sich entschließen können auch die kleinste Schattirung dem Deutschen Sprachgebrauch auf zu opfern und bisweilen hat er demselben vielleicht zu viel zugemuthet, weil die fragmentarische Natur des Buchs eine weniger fließende Schreibart, wenn nicht zu verlangen, so doch zu entschuldigen scheint. Das Schönste freilich war mitunter das Schwerste und man möchte sagen: einzelne Gedanken konnten ganz so, wie sie dastehn, nur in der Französischen Sprache gegeben werden, wie es denn auch wohl überhaupt nicht so ein bloßes Ungefähr ist, daß der Herr einen fruchtbaren Gedanken, der zum Heil der Menschen dient, ursprünglich in dieser oder in jener Sprache zuerst in die Welt treten läßt.

Pascals Schriften in Deutschland zu verbreiten, scheint gerade jetzt recht an der Zeit zu sein, wie schon oben angedeutet wurde. Die wieder erwachten Kämpfe mit Roma-

nismus und Jesuitismus erfordern neue Aufmerksamkeit auf die Kämpfe vergangner Zeiten, und bei der Erneuerung der alten Angriffe werden auch die alten Vertheidigungsmittel nicht unbrauchbar befunden werden; ja es wird in vielen Fällen hinreichen nach zu weisen, daß das Neuvorgebrachte längst abgethan worden ist, um es damit gleich zu beseitigen. Und wenn ein Geist wie Pascal doch auch in so mancher Art befangen sich zeigt, so wird das um so mehr anregen, die Vorzüge der evangelischen Kirche fest zu halten und hervor zu heben. Von der andern Seite aber thut es ja wohl auch noth bei dem Kriegszustande, in welchen wir so plötzlich versetzt worden sind, den innern Frieden neu zu befestigen und zur Liebe im Streit zu ermahnen, und da ist denn Pascal gewiß einer von den Katholiken, die ganz besonders dazu geeignet sind den Evangelischen zu zeigen, daß auch auf jener Seite ein tief christliches Element uns Liebe abfordert, und daß es eine allgemeine christliche Kirche giebt, die schon anfängt zu erfüllen die herrliche Verheißung: es wird eine Heerde und ein Hirte werden.

Möge denn der Herr was er Großes und Schönes in Pascal niedergelegt hat, nun auch im Deutschen Vaterlande segensreich wirken lassen und wie er es ist, der diesen Geist aufs Neue heraufruft um durch unser Land zu schreiten, so möge er auch sein Wort bekräftigen durch mitfolgende Zeichen, daß viele Seelen wachsen an Demuth und Liebe, daß immer mehr Herzen mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit schaffen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters! Sein Reich komme!

Danzig, den 29ten März 1839.

Leben

des

Blaise Pascal,

beſchrieben

von

ſeiner Schweſter

Gilberta verehl. Perier.

Mein Bruder wurde zu Clermont geboren am 19. Juni 1623. Mein Vater hieß Stephan Pascal und war Präsident der Steuerkammer, meine Mutter hieß Antoinette Begon. *)

Sobald mein Bruder nur in dem Alter war, daß man mit ihm sprechen konnte, gab er schon Beweise eines außerordentlichen Geistes durch kleine sehr passende Antworten, und noch mehr durch Fragen über die Natur der Dinge, die jedermann überraschten. Dieser Anfang, der schöne Hoffnungen erregte, täuschte auch nicht; denn so wie er allmälig heranwuchs, nahm er auch verhältnißmäßig immer zu an Kraft des Urtheils, so daß er beständig weit über seinem Alter stand.

Meine Mutter starb im Jahre 1626, als mein Bruder nur drei Jahre alt war. Mein Vater sah sich nun allein und widmete sich um so mehr der Sorge für seine Familie, und da er keinen andern Sohn hatte als diesen, so faßte er,

*) Das Geschlecht der Pascal war ums Jahr 1478 von Ludwig XI. in den Adelstand erhoben und besaß seitdem in der Grafschaft Auvergne bedeutende Stellen, immer durch Tugenden und Talente ausgezeichnet. Blaise Pascal war der einzige Sohn seiner Eltern (nachdem ein Bruder sehr jung verstorben war) und hatte neben sich zwei Schwestern. Die ältere, Gilberta, im Jahre 1620 geboren, vermählte sich mit dem Steuerrath Perier zu Clermont und starb zu Paris 1687, und die jüngere, Jacqueline, geboren 1625, wurde Nonne zu Portroyal und starb daselbst als Subpriörin im Jahr 1661. Gilberta Perier verfaßte die vorliegende Lebensbeschreibung ungefähr um das Jahr 1667.

eben weil dieses Kind sein einziger Sohn war und weil er so große Zeichen des Geistes an ihm erkannte, eine solche Zuneigung zu ihm, daß er sich nicht entschließen konnte seine Erziehung einem andern zu überlassen und sofort beschloß ihn selbst zu unterrichten, wie er es auch gethan hat, so daß mein Bruder nie in irgend eine Schule gegangen ist, noch je einen andern Lehrer als meinen Vater gehabt hat.

Im Jahre 1631 zog mein Vater sich nach Paris zurück, nahm uns alle mit und schlug dort seinen Wohnsitz auf. Mein Bruder, damals nur acht Jahre alt, hatte einen großen Gewinn von diesem Zurückziehen, indem der Vater die Absicht hatte ihn aus zu bilden, denn gewiß hätte er in der Provinz nicht eben so viel Sorgfalt darauf verwenden können, weil dort die Ausübung seines Amtes und die beständigen Gesellschaften, die zu ihm kamen, ihn sehr davon würden abgehalten haben. Allein in Paris war er in völliger Freiheit, er widmete sich seinem Sohne ganz *) und hatte allen Erfolg, den die Sorgfalt eines Vaters haben mag, der so einsichtsvoll und liebevoll war als man sein kann.

Sein Hauptgrundsatz bei dieser Erziehung war es den Knaben immer über seinem Werke zu halten und aus dem Grunde wollte er nicht eher anfangen ihn Lateinisch zu lehren, als bis er zwölf Jahr alt wäre, damit er es mit mehr Leichtigkeit auffasste.

Diesen Zwischenraum ließ er ihm nicht nutzlos verstreichen, sondern er beschäftigte ihn mit allem, dessen er ihn fähig sah. Er machte ihm im Allgemeinen deutlich, was die Sprachen sind, zeigte ihm, wie man sie in Grammatiken unter gewisse Regeln gebracht hätte, wie bei diesen Regeln

*) Bescheiden stellt die Verfasserin sich selbst ganz in den Hintergrund; aber Boffut führt an, wie Stephan Pascal sich der Erziehung seiner drei Kinder widmete, und namentlich die beiden Töchter im Lateinischen und in den schönen Wissenschaften unterrichtete.

noch Ausnahmen vorkämen, die man sorgfältig angemerkt, und wie man so das Mittel gefunden hätte alle Sprache mittheilbar zu machen aus einem Lande ins andere.

Dieser allgemeine Begriff klärte seinen Verstand auf und machte ihn auf den Grund der Regeln in der Grammatik aufmerksam und als er dazu kam sie zu lernen, wußte er, warum er es that und verwendete seinen Fleiß gerade auf das, was den meisten Fleiß bedurfte.

Nach diesen Kenntnissen lehrte ihn mein Vater andere. Er sprach oft mit ihm über die außerordentlichen Wirkungen der Natur, z. B. des Schießpulvers und andrer Dings, die in Erstaunen setzen, wenn man sie betrachtet. Mein Bruder hatte ein großes Vergnügen an dieser Unterhaltung, aber er wollte den Grund von allem wissen. Da die Gründe nun nicht immer bekannt sind, so sagte mein Vater sie ihm nicht oder nannte ihm die, welche man gewöhnlich anführt, die aber eigentlich nur Ausflüchte sind, und das genügte ihm nicht, denn er hat immer eine bewundernswürdige Schärfe des Geistes gehabt um das Falsche zu unterscheiden, und man kann sagen, daß immer und in allen Dingen die Wahrheit das einzige Ziel seines Geistes war, weil nichts als ihre Erkenntniß ihn jemals befriedigen konnte. So war es ihm von Kindheit an nicht möglich etwas anders an zu nehmen, als was ihm als wahr einleuchtete; wenn man ihm nicht gute Gründe angab, suchte er sich selbst welche und wenn er an etwas gegangen war, ließ er nicht davon ab, bis er einen Grund gefunden hatte, der ihm genügte. Ein Mal unter andern hatte jemand bei Tische mit dem Messer an einen Fayanceteller geschlagen und er bemerkte, daß dies einen starken Ton gab, daß das aber aufhörte, sobald man die Hand darauf gelegt. Gleich wollte er die Ursache davon wissen und dieses Experiment veranlaßte ihn noch viele andre über die Töne zu machen,

und er bemerkte dabei so vielerlei, daß er im Alter von zwölf Jahren eine Abhandlung darüber machte, die man vollkommen gut begründet fand.

Sein Talent für die Mathematik fing an sich zu zeigen, als er nur erst zwölf Jahr alt war und zwar durch ein Ereigniß, welches so außerordentlich war, daß es mir werth scheint besonders ausgeführt zu werden.

Mein Vater war ein gelehrter Mathematiker und stand dadurch in Verbindung mit allen geschickten Männern dieses Faches, die oft bei ihm waren. Da er aber die Absicht hatte meinen Bruder in den Sprachen zu unterrichten und da er wußte, daß die Mathematik eine Wissenschaft ist, welche den Geist ganz erfüllt und vollständig beschäftigt, so wollte er nicht, das mein Bruder etwas davon erführe, weil er fürchtete: das würde ihn veranlassen das Lateinische und die andern Sprachen, in welchen er ihn vervollkommnen wollte, zu vernachlässigen. Aus diesem Grunde hatte er alle Bücher, die von Mathematik handelten, verschlossen und enthielt sich, mit seinen Freunden in Gegenwart des Knaben von Mathematik zu sprechen. Aber diese Vorsicht hinderte nicht, daß nicht des Knaben Wißbegierde etregt wurde, so daß er den Vater oft bat ihn in der Mathematik zu unterweisen. Der aber verweigerte es ihm und verhieß ihm dies als eine Belohnung; er versprach ihm, so bald er Lateinisch und Griechisch wüßte, würde er sie ihn lehren. Mein Bruder sah diesen Widerstand und fragte ihn eines Tages, was denn diese Wissenschaft wäre und worüber sie handelte. Mein Vater sagte ihm im Allgemeinen: es wäre die Kunst rechte Figuren zu machen und die Verhältnisse, die sie untereinander haben, zu finden und zugleich verbot er ihm mehr zu fragen und je weiter darüber nach zu denken. Doch dieser Geist konnte nicht in solchen Gränzen bleiben. Sobald er nur diese einfache Weisung hatte, daß die Mathematik

Mittel angebe, vollkommen rechte Figuren zu machen, fing er an in seinen Erholungsstunden darüber nach zu grübeln und da er in einem Zimmer, wo er sich gewöhnlich zu belustigen pflegte, allein war, nahm er Kohlen und zeichnete Figuren auf dem Fußboden und suchte die Methode z. B. einen vollkommen runden Kreis, ein Dreieck, dessen Seiten und Winkel gleich wären und andre ähnliche Dinge zu machen. Er fand das alles ganz allein. Darauf suchte er die Verhältnisse der Figuren untereinander. Da aber mein Vater so sorgfältig ihm alle diese Dinge verborgen hatte, so wußte er nicht ein Mal die Namen davon und war gezwungen Definitionen sich selbst zu machen; einen Kreis nannte er ein Rund, eine Linie eine Stange und so das übrige. Nach diesen Definitionen machte er sich Axiome und bildete daraus vollkommne Demonstrationen und wie man in diesen Sachen von einem zum andern fortschreitet, trieb er seine Forschungen so weit, daß er bis zum zwei und dreißigsten Satz im ersten Buch des Euklides kam. Als er eben dabei war, trat mein Vater ins Zimmer, ohne daß mein Bruder ihn hörte; er war so sehr damit beschäftigt, daß er seine Ankunft lange nicht gewahr wurde. Man kann nicht sagen, wer am Meisten erschrak, der Sohn den Vater zu sehn wegen des ausdrücklichen Verbots, das er ausgesprochen, oder der Vater den Sohn zu sehn mitten unter allen diesen Dingen. Aber das Erstaunen des Vaters wurde noch viel größer, als er den Knaben fragte, was er machte, und dieser ihm mittheilte, daß er das suchte, was der Inhalt des zwei und dreißigsten Satzes im ersten Buche des Euklides ist. Mein Vater fragte ihn, was ihn auf den Gedanken gebracht hätte dies zu suchen. Er antwortete, er hätte ich weiß nicht was andres gefunden, und auch hierüber eben so befragt, führte er noch einige Demonstrationen an, die er gemacht und so zurückgehend und sich

immer mit den Namen Rund und Stange erklärend, kam er auf seine Definitionen und Axiome.*)

Mein Vater war so erschrocken über die Größe und Macht dieses Genies, daß er ihn, ohne ein Wort zu sagen, verließ und zu Herrn Le Pailleur ging, der sein genauer Freund und auch ein großer Gelehrter war. Dort angekommen, blieb er unbeweglich wie ein Verzückter. Als Herr Le Pailleur das sah und sogar bemerkte, daß er Thränen vergoß, erschrak er und bat, ihm doch nicht länger die Ursache seines Schmerzes zu verbergen. Mein Vater antwortete: „Ich weine nicht aus Trauer sondern aus Freude. Sie wissen, mit welcher Sorgfalt ich meinem Sohne die Kenntniß der Mathematik vorenthalten habe, um ihn ja nicht von seinen andern Studien ab zu ziehen; und nun sehen Sie, was er gemacht hat.“ Darauf zeigte er ihm alles, was er gefunden hatte, wonach man in gewisser Art sagen konnte: er hatte die Mathematik erfunden. Herr Le Pailleur war nicht weniger erstaunt als mein Vater und sagte ihm: diesen Geist länger gefangen zu halten und ihm die Kenntniß noch immerfort zu verbergen, fände er nicht recht, man müßte ihn die Bücher sehen lassen ohne ihn mehr zurück zu halten.

Mein Vater billigte das und gab meinem Bruder die Elemente des Euklides um sie in den Erholungsstunden zu lesen. Er las sie und verstand sie ganz allein ohne je eine Erklärung zu brauchen und während er sie las, schrieb er und machte solche Fortschritte, daß er sich regelmäßig zu den allwöchentlichen Zusammenkünften einfand, in welchen alle gelehrten Männer von Paris sich versammelten um ihre

*) Bossut versichert: dieses Factum beruhe auf Zeugnissen, die man nicht in Zweifel ziehen dürfe. Bayle, der jüngere Zeitgenosse Pascals, führt zum Beleg noch das Beispiel des Minoriten Maignan († 1676) an, der freilich schon im Jünglingsalter gleichfalls sich selbst die Geometrie erfand, ohne einen Lehrer gehabt zu haben. S. Bayle dict. art. Pascal et Maignan.

Werke vor zu tragen oder die der andern zu beurtheilen. *) Mein Bruder behauptete hier seinen Platz ganz gut so wohl im Beurtheilen wie im Hervorbringen, denn er gehörte zu denen, welche hier am Häufigsten neue Sachen vortrugen. Oft kamen auch in diesen Zusammenkünften Sätze vor, die aus Italien, Deutschland und andern fremden Ländern eingeschickt waren und man hörte seine Meinung über alles eben so sorgfältig als von jedem andern, denn er hatte einen so lebendigen Verstand, daß er bisweilen Fehler entdeckte, welche die andern nicht bemerkt hatten. Indessen verwendete er auf dieses Studium der Mathematik nur seine Erholungsstunden, denn er lernte Lateinisch nach den Regeln, die mein Vater eigens für ihn gemacht hatte. Da er aber in jener Wissenschaft die Wahrheit fand, die er so eifrig gesucht hatte, so war er vollkommen von ihr befriedigt und richtete seinen ganzen Sinn auf sie hin und wenn er sich auch nur wenig damit beschäftigte, machte er doch solche Fortschritte, daß er im Alter von sechszehn Jahren eine Abhandlung über die Kegelschnitte schrieb, die für ein so geistreiches Werk angesehen wurde, daß man sagte: seit Archimedes hätte man nichts von der Bedeutung gesehen. **) Die Gelehrten waren der Meinung, es sollte sofort gedruckt werden, denn sie sagten: es wäre freilich ein Werk, welches immer bewundernswürdig bleiben würde, aber wenn man es zu der Zeit drucken ließe, wo der Verfasser noch erst sechszehn Jahre

*) Diese Gesellschaft bestand aus Mersenne, Roberval, Mydorge, Carcavi, Le Pailleur und mehren andern ausgezeichneten Gelehrten. Sie war der erste Anfang der nachherigen Academie der Wissenschaften, welche 1666 unter Königlicher Autorität gestiftet wurde.

**) Diese Abhandlung setzte selbst den großen Philosophen Descartes in Erstaunen, so daß er fortwährend bei der Behauptung blieb, es wäre eine Arbeit der Lehrer Pascals, ein Kind von sechszehn Jahren könnte nicht der Verfasser sein. — Uebrigens äußerte Pascal bereits ein Jahr vorher in einem Briefe an Fermat Ansichten über die Schwere der Körper, welche die spätern Entdeckungen Newtons gleichsam im Keime enthalten.

alt wäre, so würde dieser Umstand noch bedeutend seine Vorzüglichkeit erhöhen. Aber mein Bruder hat nie Leidenschaft für den Ruhm gehabt und so achtete er das nicht und das Werk ist nie gedruckt worden.

Während dieser ganzen Zeit fuhr er immer fort Lateinisch und Griechisch zu lernen und außerdem unterhielt sich mein Vater mit ihm bei und nach dem Essen bald über die Logik, bald über die Naturlehre und über andre Theile der Philosophie und das ist alles, was er darüber gelernt hat, denn er ist nie in einer Schule gewesen, noch hat er andre Lehrer darin gehabt und eben so wenig in allem übrigen. *)

*) Um diese Zeit verließ die Familie Paris und der Hergang ist charakteristisch für die Familie wie für diese Zeit überhaupt. Stephan Pascal war einer der glücklichsten Väter; er sah seinen Sohn mit Riesenschritten auf der Bahn derjenigen Wissenschaften, die er für die vorzüglichsten hielt, vorwärtsschreiten; seine beiden Töchter vereinigten Schönheit und Geist, fingen schon an in der Welt zu erscheinen und wurden ausgezeichnet. Aber dies Glück war nicht von Dauer. Im December 1638 machte die Regierung, durch die Reihe von Kriegen und die Zerrüttung der Finanzen verarmt, auf die Renten der Stadt Paris einige Abzüge. Das erregte unter den Rentebesitzern Murren und veranlaßte sie zu Versammlungen, die als aufrührisch angesehn wurden. Nun hatte Stephan Pascal den größten Theil seines Vermögens in Pariser Renten angelegt; daher wurde er, obgleich mit Unrecht, beschuldiget einer der hauptsächlichsten Unruhstifter zu sein und der Cardinal Richelieu erließ einen Verhaftsbefehl gegen ihn, dem er, bei Zeiten gewarnt, durch die Flucht nach der Auvergne entging. Die Kinder blieben allein in Paris zurück. Bald darnach wünschte der Cardinal ein Schauspiel von Scuderi „der tyrannische Amor" durch junge Mädchen aufgeführt zu sehen und die Herzogin von Aiguillon, welche die Aufführung veranstaltete, forderte Jacqueline Pascal auf, eine Rolle zu übernehmen. Die ältere Schwester Gilberta, die nun das Haupt der Familie war, sagte: „Der Herr Cardinal macht uns nicht so viel Vergnügen, daß wir Lust haben sollten ihm welches zu machen." Aber die Herzogin gab zu verstehen, daß vielleicht davon die Zurückberufung des Vaters abhängen möchte; die Freunde der Familie wurden um Rath gefragt und Jacqueline übernahm die Rolle. Am 3ten April 1639 trat sie vor Richelieu auf und legte in ihr Spiel so viel Anmuth und Feinheit, daß sie alle Zuschauer hinriß und vor allen den Cardinal selbst. Nach dem Schauspiel näherte sie sich ihm und bat ihn in einigen Versen um die Rückkehr des Vaters. Der Cardinal nahm sie in seine Arme und küßte

Mein Vater hatte ein Vergnügen, wie man es sich nur denken kann, an diesen gewaltigen Fortschritten, die mein Bruder in allen Wissenschaften machte; aber er wurde nicht gewahr, daß die großen und fortgesetzten Anstrengungen in einem so zarten Alter seine Gesundheit sehr angreifen mußten, und in der That begann sie zu wanken, seit er das achtzehnte Jahr erreicht hatte. Da aber die Beschwerden, die er fühlte, damals noch nicht stark waren, so hinderten sie ihn nicht seine gewöhnlichen Beschäftigungen immer fort zu setzen, so daß er in dieser Zeit und im Alter von neunzehn Jahren jene Rechenmaschine erfand, mittelst welcher man alle Arten von Berechnungen macht, nicht allein ohne Feder und ohne Zahlpfennige, sondern auch selbst ohne eine Rechenregel zu wissen und zwar mit einer unfehlbaren Sicherheit. *)

sie, während sie ihre Verse sagte, und antwortete gleich: „Ja, mein Kind, ich bewillige dir, was du verlangst: schreibe an deinen Vater, daß er in aller Sicherheit zurückkehre.“ Darauf sprach noch die Herzogin von Aiguillon für den Vater und stellte dem Minister den jungen Blaise vor mit den Worten: „Das ist sein Sohn, noch nicht funfzehn Jahr alt und schon ein großer Mathematiker.“ Jacqueline aber, ermuthigt durch den ersten Erfolg, sagte zum Cardinal: „Gnädiger Herr, ich möchte Sie noch um eine Gnade bitten.“ — „Nun was denn, mein Kind? verlange alles, was du willst, du bist zu liebenswürdig, man kann dir nichts abschlagen.“ — „Erlauben Sie, daß mein Vater selbst kommen dürfe Ew. Eminenz für Ihre Güte zu danken.“ — „Ja, ich will ihn sehn und seine Familie muß er mir mitbringen.“ Sogleich wurde nun Stephan Pascal aufgefordert, ohne Verzug zurück zu kehren. Er kam nach Paris und eilte mit seinen drei Kindern nach Ruel zum Kardinal, der ihn aufs Schmeichelhafteste empfing und sprach: „Ich kenne Ihren ganzen Werth, ich gebe Sie Ihren Kindern zurück, Ihre Kinder empfehle ich Ihnen, ich will etwas aus ihnen machen.“ Der Minister war erstaunt über die ausgebreiteten Kenntnisse des Mannes und beschloß ihn an zu stellen. Im Jahre 1641 wurde Stephan Pascal zum Intendanten von Rouen ernannt, wohin er denn nun seine zwei jüngsten Kinder mit nahm, indem er die älteste Tochter in eben diesem Jahre nach Clermont an den Steuerrath Perier verheirathete. Sieben Jahre verwaltete er hier sein wichtiges Amt mit Einsicht und Uneigennützigkeit, von der Provinz wie vom Hofe gleich geehrt.

*) Der Vater hatte seine Beihilfe bei dem Rechnungswesen der Intendantur in Anspruch genommen und ihn dazu mit den Operationen der hö-

Dieses Werk ist als etwas ganz Neues und Unerhörtes angesehen worden, hier ist eine Wissenschaft, die ganz im Verstande ihren Sitz hat, in eine Maschine gebracht und ein Mittel gefunden, alle ihre Operationen mit völliger Gewißheit zu machen, ohne viel zu überlegen. Dieses Werk machte ihm viel Mühe, nicht es aus zu denken oder in Bewegung zu setzen, was er leicht fand, sondern den Arbeitern alles begreiflich zu machen, so daß er zwei Jahre dazu brauchte es zu seiner jetzigen Vervollkommnung zu erheben.

Aber diese Anstrengung bei der Schwäche, die er schon seit einigen Jahren hatte, stürzte ihn in Beschwerden, die ihn seitdem nicht mehr verlassen haben; er sagte uns bisweilen, daß er seit seinem achtzehnten Jahr nicht einen Tag ohne Schmerz zugebracht. Diese Beschwerden waren indessen nicht immer von gleicher Heftigkeit, sobald sie nur etwas nachließen, strebte sofort sein Geist etwas Neues zu suchen.

In dieser Zeit, da er drei und zwanzig Jahr alt war, sah er das Experiment des Toricelli und darnach erfand und vollführte er die andern Experimente, die man nach ihm benennt, besonders das mit dem leeren Raum, welches deutlich bewies, daß alle Wirkungen, die man bisher dem horror vacui (der Scheu vor dem leeren Raum) zugeschrieben hatte, durch die Schwere der Luft verursacht werden. *)

hern Rechnungen bekannt gemacht; um nun diese Arbeit ab zu kürzen, erfand er diese Maschine, auf die er 1649 ein Patent erhielt, in welchem angeführt wird, daß er damals funfzig solcher Maschinen bereits gemacht hatte. Eine sandte er 1650 an die Königin Christine von Schweden mit einem schönen Briefe voll edeln Selbstgefühls. Beschrieben ist die Maschine in den **Oeuvres de Pascal. Par. 1819. T. IV.** Oft hat man versucht sie zu vervollkommnen, Leibniz hat viel darüber nachgedacht und sie auch wirklich einfacher construirt. Aber alle diese Maschinen sind kostspielig und die Mathematiker ziehen das Rechnen mit Logarithmen vor; nichts desto weniger bleibt Pascals Erfindung immer als höchst geistreich zu bewundern.

*) Toricelli und vor ihm Galilei ahneten, daß die Luft schwer sei; aber Pascal hat ihre Vermuthungen erst zur Gewißheit erhoben durch eine

Diese Beschäftigung war die letzte, bei welcher er seinen Geist auf die menschlichen Wissenschaften wandte, und wenn er auch noch nachher die Cycloide (Radlinie, roulette) gefunden hat, so widerspricht das nicht dem, was ich sage; denn er fand sie ohne darüber nachzudenken und auf eine Art, aus der eben zu sehen ist, daß er darauf keinen Fleiß verwandte, wie ich weiter unten berichten werde.*)

Unmittelbar nach jenem Experiment, als er noch nicht vier und zwanzig Jahr alt war, führte die Vorsehung Gottes eine Gelegenheit herbei, welche ihn nöthigte erbauliche Schriften zu lesen. Gott erleuchtete ihn durch diese Schriften so sehr, daß er vollkommen begriff, wie die christliche Religion uns verpflichtet, nur für Gott zu leben und keine andre Liebe zu haben als ihn. Und diese Wahrheit erschien ihm so einleuchtend, so nothwendig und so nützlich, daß sie allen seinen Forschungen ein Ende machte und daß er von dieser Zeit an auf alle andern Kenntnisse verzichtete, um sich einzig dem Einen zu ergeben, was nach Jesu Wort noth thut.

Menge von Versuchen und vor allen durch Barometerbeobachtungen auf verschiednen Höhen. Durch seinen Schwager Perier ließ er dergleichen am Fuß und auf der Spitze des Puy de Dome am 19. September 1648 vornehmen und er selbst führte sie am Jakobsthurm zu Paris aus, späterhin wurden diese Versuche noch mehrmals von ihm und seinen Freunden fortgesetzt. Dieses neue, von ihm erdachte Mittel war entscheidend und ließ keinen Zweifel mehr übrig. Im Jahre 1647 schrieb er ein kleines Werk „Neue Untersuchungen über das Leere", und die beiden Abhandlungen „über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten und über die Schwere der Luftmasse" beendigte er 1653, doch wurden sie erst nach seinem Tode 1663 gedruckt. Die Ehre dieser Entdeckungen ist Pascal streitig gemacht worden, namentlich auch von Descartes, aber sehr mit Unrecht. vgl. Bayle und Bossut. vgl. Ged. Th. I. A. 1.

*) Vgl. S. 40. Indessen erdachte er doch noch 1654 das arithmetische Dreieck (die Abhandlung darüber ist erst 1662 gedruckt worden) und begründete die Wahrscheinlichkeitsberechnung (regle des partis). Auch erfand er ungefähr um dieselbe Zeit die Brouette (auch Vinaigrette, eine Art bedeckter Chaisen auf zwei Rädern, von einem Mann zu ziehen) und den Haquet (einen kleinen Karren zum Fortschaffen von Lasten). —

Er war bis dahin durch einen besondern Schutz Gottes vor allen Lastern der Jugend bewahrt worden, und, was für einen solchen Geist von dieser Kraft und Stärke noch viel auffallender ist, er hatte sich nie der Freidenkerei in Betreff der Religion ergeben, sondern immer seine Wißbegierde auf die Naturgegenstände beschränkt. Er hat mir oft gesagt, daß er auch dieses neben vielem andern meinem Vater verdankte, der, selbst voll großer Ehrfurcht vor der Religion, ihm diese von Kindheit an eingeflößt und ihm den Grundsatz gegeben hatte, daß alles, was Gegenstand des Glaubens wäre, kein Gegenstand der Vernunft sein könne und noch weniger ihr unterworfen werden dürfe. Diese Grundsätze, ihm oft wiederholt von einem Vater, für den er eine sehr hohe Achtung hatte und in welchem er große Wissenschaft mit einer scharfen und kräftigen Vernunft vereinigt sah, machten einen so großen Eindruck auf seinen Geist, daß er, was für Reden er auch von den Freigeistern hörte, doch davon auf keine Weise gerührt wurde, und obgleich er sehr jung war, betrachtete er sie als Leute, die in dem falschen Princip befangen wären, als ob die menschliche Vernunft über allen Dingen stünde und die nicht die Natur des Glaubens begriffen. So war dieser so große, umfassende, wißbegierige Geist, der so sorgfältig die Ursache und den Grund von allem suchte, zu gleicher Zeit allem, was zur Religion gehört, unterwürfig wie ein Kind, und diese Einfalt herrschte in ihm sein Leben lang, so daß er selbst, seit dem er beschlossen, kein andres Studium mehr zu treiben als das Studium der Religion, sich doch niemals auf die spitzfindigen Fragen der Theologie *) legte und alle Kraft

*) Die Verfasserin hat hier die Scholastik und besonders auch die Jesuitische Casuistik im Sinn; denn sonst war das dogmatische Studium Pascal nicht fremd, er läßt sich gern auf dogmatische Fragen ein, wenn gleich das Moralische und Asketische immer überwiegend bei ihm ist, man sehe besonders die Provinzialbriefe.

seines Geistes darauf verwandte, die Vollkommenheit der christlichen Moral, der er all ihm von Gott verliehenen Talente geweiht hatte, zu erkennen und aus zu üben, indem er den ganzen übrigen Theil seines Lebens hindurch nichts anders that, als über das Gesetz Gottes nachdenken Tag und Nacht. *)

Indessen, obgleich er nicht ein besonderes Studium auf die Scholastik verwendet hatte, so kannte er doch sehr wohl die Entscheidungen der Kirche gegen die Ketzereien, die durch die Spitzfindigkeit des Verstandes erfunden erzeugt worden sind. Gegen diese Art von Forschungen war er am Meisten ergrimmt und Gott gab ihm gleich zu dieser Zeit eine Gelegenheit, den Eifer, den er für die Religion hatte, an den Tag zu legen.

Er war damals in Rouen, wo mein Vater im Dienste des Königs stand, und zu der Zeit war dort auch ein Mann, der eine neue Philosophie lehrte, welche alle Wißbegierigen anzog. Mein Bruder, von zwei jungen Freunden aufgefordert, ging mit ihnen hin; aber sie waren sehr erstaunt, als ihnen dieser Mann in einer Unterredung, die sie mit ihm hatten, die Grundsätze seiner Philosophie vorlegte und daraus über Glaubenspunkte Folgerungen zog, die den Entscheidungen der Kirche entgegen waren. Er bewies durch seine Vernünfteleien, daß der Leib Christi nicht aus dem Blut der heiligen Jungfrau gebildet wäre, sondern aus einem andern eigens dazu geschaffenen Stoff und dergleichen mehr. Sie wollten ihm widersprechen, aber er blieb fest bei seiner Meinung. Nun erwogen sie unter sich, welche Gefahr es hätte, wenn einem Menschen mit irrigen Meinungen die Freiheit gelassen würde, die Jugend zu unterrichten, und beschlossen ihn erst zu warnen und dann, wenn er der ge-

*) Psalm 1. 2. Französisch gegeben nach der Vulgata, die das Hebräische wohl richtiger durch meditabitur als Luther durch „redet" übersetzt.

gebenen Weisung widerstände, ihn an zu zeigen. Das thaten sie, aber er verachtete die Weisung und so hielten sie es denn für ihre Pflicht, ihn bei Herrn du Bellay, welcher damals im Auftrage des Erzbischofs in der Diöcese Rouen die bischöflichen Functionen versah, zu denunciren. Dieser ließ den Mann kommen, befragte ihn und wurde durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß getäuscht, das er ihm aufsetzte und eigenhändig unterschrieb, indem er sich wenig aus einer so wichtigen Warnung machte, die ihm drei junge Menschen gegeben.

Aber sobald sie dies Glaubensbekenntniß sahen, erkannten sie den Fehler, und dies bewog sie an Gaillon, den Erzbischof von Rouen zu gehen. Dieser untersuchte alles und fand es so wichtig, daß er ein Schreiben an seinen Rath erließ und du Bellay ausdrücklich den Befehl gab, diesen Mann in allen Punkten, über die er angeklagt war, widerrufen zu lassen und von ihm nicht anders etwas zu empfangen, als in Verbindung mit denen, die ihn denuncirt hatten. So geschah es denn auch. Er erschien im Rath des Erzbischofs und widerrief alle seine Meinungen, und man kann sagen, das war aufrichtig; denn er hat niemals Groll gegen die bewiesen, welche ihm diesen Handel zugezogen, woher zu glauben ist, daß er selbst durch die falschen Schlüsse, die er aus seinen falschen Principien zog, getäuscht war. Auch war er wohl überzeugt, daß man dabei durchaus keine Absicht gehabt hatte ihm zu schaden, auch keinen andern Gedanken, als ihn durch sich selbst zu enttäuschen und ihn ab zu halten von der Verführung der jungen Leute, die nicht im Stande gewesen sein würden, in so subtilen Fragen das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. So endigte diese Sache friedlich. *)

*) Gegen Ende des Jahres 1647 bekam Pascal einen Anfall von Lähmung, so daß er ein Vierteljahr lang fast gar nicht gehen konnte und ei-

Indem nun mein Bruder fortgesetzt mehr und mehr den Weg suchte Gott zu gefallen, entbrannte in ihm seit seinem vier und zwanzigsten Jahr jene Liebe zum christlichen Bekenntniß so sehr, daß sie sich über sein ganzes Haus verbreitete. Mein Vater selbst schämte sich nicht die Belehrungen von seinem Sohn an zu nehmen, und begann von der Zeit an eine strengere Lebensweise durch fortgesetzte Uebung in der Tugend bis an seinen Tod, der vollkommen christlich war. Und meine Schwester, welche ganz außerordentliche Geistesfähigkeiten besaß und die von ihrer Kindheit an in einem Ruf stand, den wenige Mädchen erlangen, war so ergriffen von den Reden meines Bruders, daß sie sich entschloß allen den Vorzügen, die sie bis dahin so sehr geliebt hatte, zu entsagen, um sich Gott ganz zu weihen, wie sie es denn auch nachher that; sie ward Nonne in einem sehr heiligen und strengen Kloster, *) und machte daselbst von den Gaben, mit denen Gott sie geschmückt hatte, einen so guten Gebrauch, daß man sie der schwierigsten Geschäfte würdig fand, deren sie sich immer mit aller erdenklichen Treue entledigte, bis sie im Alter von sechs und dreißig Jahren am 4ten October 1661 heilig verschied.

Unterdessen war mein Bruder, dessen Gott sich bediente, um all dieses Gute zu wirken, durch beständige Krankheiten geplagt, die noch immer zunahmen. Aber wie er damals keine andre Wissenschaft kannte als die Vervollkommnung, so fand er einen großen Unterschied zwischen dieser Wissenschaft und jener, die bisher seinen Geist beschäftigt hatte; denn statt daß seine körperlichen Leiden das Fortschreiten der andern Wissenschaften aufhielten, vervollkommnete im Gegentheil diese ihn in denselben Leiden durch die bewun-

nige Zeit nachher, als er sich erholt hatte, verließ der Vater 1648 Rouen und zog wieder mit Sohn und Tochter nach Paris.

*) Portroyal von Paris.

dernswürdige Geduld, mit welcher er sie trug. Ich will, um das zu zeigen, mich begnügen nur ein Beispiel davon an zu führen.

Er hatte unter andern Beschwerden auch die, nichts Flüssiges herunterschlucken zu können, wenn es nicht warm war, und auch dann konnte er es nicht anders als nur Tropfen um Tropfen; da er aber außerdem noch einen unerträglichen Kopfschmerz, ein unmäßiges Brennen in den Eingeweiden und viele andre Uebel hatte, verordneten ihm die Aerzte drei Monate lang Abführungen einen Tag um den andern. So mußte er alle diese Arzeneien nehmen und dazu sie erwärmen lassen und tropfenweise herunterschlucken, was eine wahre Marter war und allen, die um ihn waren, im Herzen wehe that, ohne daß er darüber jemals geklagt hätte.

Der fortgesetzte Gebrauch dieser Mittel nebst andern, die man anwandte, gaben ihm einige Erleichterung, aber nicht eine völlige Gesundheit, so daß die Aerzte glaubten, um sie vollkommen wieder her zu stellen müßte er alle Art von Anstrengungen des Geistes aufgeben und so viel er könnte, die Gelegenheiten suchen sich zu vergnügen. Es ward meinem Bruder etwas schwer sich diesem Rath zu ergeben, weil er darin Gefahr sah; doch endlich befolgte er ihn, indem er glaubte, daß es seine Pflicht war, alles Mögliche zu thun, um seine Gesundheit wieder her zu stellen. Er dachte: die ehrbaren Vergnügungen könnten ihm nicht schaden, und so begab er sich in die Welt. *)

*) So lange Pascal von seiner Familie umgeben war, pflegte er bei seinen Studien noch etwas Erholung zu genießen, man nöthigte ihn sich zu zerstreuen und veranlaßte ihn zu kleinen Reisen nach der Auvergne und andern Provinzen. Aber seitdem sein Vater 1651 gestorben und seine Schwester 1653 ins Kloster gegangen war, überließ er sich in seiner Einsamkeit dem Studium mit so unmäßigem Eifer, daß er sich in kurzer Zeit ins Grab gebracht hätte, wenn dem nicht Einhalt geschehen wäre. Die Hinfälligkeit seiner Natur, mächtiger als der Rath der Aerzte, zwang ihn

Aber obgleich er durch die Barmherzigkeit Gottes sich immer von den Lastern frei erhalten hat, so wollte doch der

sich unbedingt alles Studiren und alle Geistesanstrengung zu versagen. Er begann Spaziergänge und andre mäßige und ihm zuträgliche Leibesübungen zu unternehmen. Er sah die Welt und wenn er auch eine etwas melancholische Laune zu ihr brachte, so hatte er doch eigentlich von Natur einen großen Fonds von Heiterkeit, den selbst später seine langen Leiden und seine strenge Lebensweise nie ganz unterdrücken konnten. Er belebte die Unterhaltung durch leichte und geistreiche Scherze, die nie beleidigten; auch gefiel er durch seinen überlegenen Geist, der sich immer der Fassungskraft derer, mit denen er verkehrte, an zu passen wußte. Er gewann Geschmack an der Gesellschaft und dachte selbst daran sich zu verheirathen. Aber er kehrte wieder zu seiner strengen und einsamen Lebensweise zurück, bewogen theils durch die Vorstellungen der Schwester Jacqueline, deren die Verfasserin erwähnt, theils durch ein Ereigniß, das sie übergeht, obgleich es großen Einfluß auf Pascals Denkweise gehabt hat. Im October 1654 fuhr er wie gewöhnlich spazieren in einem Wagen mit vier Pferden; bei der Brücke von Neuilly gingen die Vorderpferde auf den Lauf und stürzten in die Seine, aber die Stränge rissen und der Wagen blieb unversehrt am Ufer stehn. Man denke sich den Eindruck eines solchen Ereignisses auf einen so schwachen und hinfälligen Menschen als Pascal. Lange dauerte es, ehe er sich von der Ohnmacht erholte, sein Gehirn war so erschüttert, daß er in der Folge noch oft einen Abgrund neben sich zu erblikken glaubte. Er betrachtete diese nahe Todesgefahr und augenscheinliche Hilfe Gottes als eine Mahnung des Herrn, ganz die Welt zu verlassen, beständig den Tod vor Augen zu haben und nur für den Herrn zu leben. Hierin bestärkten ihn die Gespräche mit seiner Schwester. Einige Philosophen, die Pascals überlegenen Geist anerkennen mußten und denen das Gewicht seiner religiösen Meinungen lästig war, suchten die Ansicht zu verbreiten, daß seit dieser Begebenheit sein Kopf geschwächt worden sei: „Mein Freund, sagte Voltaire zu Condorcet, werden Sie nicht müde zu wiederholen, daß seit dem Ereigniß an der Brücke von Neuilly Pascals Gehirn zerrüttet war.“ Bei dieser Behauptung findet nur die kleine Schwierigkeit statt: dieses 1654 zerrüttete Gehirn brachte 1656 die Provinzialbriefe und 1658 die Abhandlung über die Radlinie hervor. — Allerdings tritt Pascal mit dem Jahre 1656 erst in seine welthistorische Bedeutung ein durch den Antheil, den er an den Jansenistischen Händeln nimmt. Die Verfasserin hat mit persönlicher Neigung für den Bruder mehr seine reine Persönlichkeit beachtet, und weder seinen gewaltigen Kampf gegen die Jesuiten und das unsterbliche Werk der Provinzialbriefe noch auch sein Verhältniß zu Portroyal und zu den Einsiedlern daselbst erwähnt. Damit hat sie eine große Lücke in der Lebensbeschreibung gelassen, die zu ergänzen sich im zweiten Bande die passendste Gelegenheit finden wird.

Herr, der ihn zu einer größern Vollkommenheit berufen, ihn nicht in der Welt lassen und bediente sich zu dem Ende meiner Schwester, wie er sich zuvor meines Bruders bedient hatte, als er sie aus den Verbindungen mit der Welt herausziehen wollte. Sie war damals Nonne und führte ein so heiliges Leben, daß sie das ganze Kloster erbaute. Unter diesen Umständen that es ihr leid zu sehen, daß der, welchem sie nächst Gott die Gnaden verdankte, die sie genoß, nicht auch im Besitz dieser Gnaden war, und da mein Bruder sie oft besuchte, sprach sie auch oft mit ihm darüber und that es endlich mit so viel Kraft und Sanftmuth, daß sie ihn zu dem überredete, wozu er sie zuerst überredet hatte, völlig die Welt zu verlassen. Er entschloß sich, gänzlich allen Verkehr mit der Welt auf zu geben und sich alles Ueberflüssige selbst mit Gefahr der Gesundheit zu entziehen, weil er das Heil über alles setzen zu müssen glaubte.

Damals war er dreißig Jahr alt und war immer krank, und seit der Zeit ergriff er die Lebensweise, welche er bis an seinen Tod beibehalten hat.

Um diesen Vorsatz aus zu führen und alle seine Verbindungen auf zu heben, änderte er seine Wohnung und hielt sich einige Zeit auf dem Lande auf, und als er von da wiederkehrte, bezeugte er so ernstlich seinen Willen die Welt zu verlassen, daß endlich die Welt ihn verließ.*) Er gründete seine Lebensordnung in dieser Zurückgezogenheit auf zwei

*) Er hielt sich einige Zeit zu Portroyal im Felde auf, dann zu Portroyal von Paris, wo seine Schwester war, und späterhin war er ab und zu längere Zeit zu Portroyal im Felde, wo er mit den übrigen Einsiedlern von Portroyal Duvergier, Arnauld, Saci, Nicole u. a. in genauer Verbindung stand, auch in den Versammlungen zu Baumurier beim Herzog von Luynes an der Bibelübersetzung (Bibel von Mons) thätigen Antheil nahm. Diese Verhältnisse, obgleich sehr wichtig für Pascals Lebensgeschichte, sind von der Verfasserin übergangen; über dieselben zu sprechen wird gleichfalls im zweiten Bande Gelegenheit sein.

Hauptmaximen; nämlich Verzicht zu leisten auf alles Vergnügen und auf alles Ueberflüssige, und in dieser Weise beharrte er bis ans Ende seines Lebens. Um dies zu erlangen, fing er von der Zeit an, was er seitdem immer that, sich der Dienstleistungen seiner Dienstboten, so viel er konnte, zu entschlagen. Er machte sich sein Bett selbst, er holte sein Essen aus der Küche und trug es in seine Stube, er trug es wieder zurück, kurz, er bediente sich seiner Leute nur, um für ihn zu kochen, Gänge zu machen und alles das zu verrichten, was er durchaus nicht thun konnte. Alle seine Zeit ward auf Gebet und Lesen der heiligen Schrift verwandt und er hatte daran ein unglaubliches Vergnügen. Er sagte: die heilige Schrift wäre eine Wissenschaft nicht des Geistes, sondern des Herzens, die nur denen verständlich wäre, die reines Herzens sind und alle andern fänden darin nur Dunkelheit. *)

In dieser Stimmung las er sie, allem Licht seines Geistes entsagend, und er hatte sich so sehr damit beschäftigt, daß er sie ganz auswendig wußte, man konnte sie ihm nicht falsch citiren; denn wenn man ihm ein Wort hierüber sagte, antwortete er mit Bestimmtheit: „Das ist nicht aus der heiligen Schrift" oder: „Das steht darin", und dann bezeichnete er genau die Stelle. Er las auch alle Commentare mit großer Aufmerksamkeit, denn die Ehrfurcht vor der Religion, worin er von Kindheit an erzogen war, hatte sich jetzt in eine glühende und sichtliche Liebe für alle Glaubenswahrheiten verwandelt, so wohl für die, welche auf die Unterwerfung des Geistes gehen, als auch für die, welche auf die Ausübung in der Welt zielen, worin die ganze Religion beschlossen ist und diese Liebe trieb ihn unaufhörlich zu arbeiten, um alles zu zerstören, was sich diesen Wahrheiten entgegensetzen mochte.

*) Vgl. Ged. Th. 2. A. 17. §. 106.

Er hatte eine natürliche Beredsamkeit, was ihm eine wunderbare Leichtigkeit gab zu sagen was er wollte; er hatte dazu noch Regeln gefügt, auf welche man bisher noch nicht gefallen, und deren er sich so vortheilhaft bediente, daß er Meister seiner Sprache war. So sagte er nicht allein alles, was er wollte, sondern er sagte es auch in der Art, wie er wollte, und seine Rede machte die Wirkung, die er sich vorgesetzt hatte. Diese Art, natürlich, naiv und stark zu gleicher Zeit zu schreiben, war ihm so eigenthümlich, daß man, als die Briefe an einen Freund in der Provinz erschienen, sogleich sah, sie waren von ihm, wie sorgfältig er es auch immer selbst seinen nächsten Verwandten verborgen hatte.

Um diese Zeit gefiel es Gott, meine Tochter von einer Thränenfistel zu heilen, die in drei und einem halben Jahr so sehr fortgeschritten war, daß der Eiter nicht bloß aus dem Auge, sondern auch aus der Nase und dem Mund kam, und diese Fistel war von so übler Art, daß die geschicktesten Wundärzte von Paris sie für unheilbar erklärten. Dennoch wurde sie geheilt in einem Augenblick, durch die Berührung eines heiligen Dorns und dieses Wunder war so authentisch, daß alle Welt es zugestand, indem es von sehr großen Aerzten und von den geschicktesten Chirurgen Frankreichs bescheiniget und durch ein feierliches Urtheil der Kirche bestätiget worden ist. *)

Mein Bruder wurde lebhaft bewegt von dieser Gnade, die er als ihm selbst widerfahren ansah, weil ein Mädchen sie empfangen hatte, welches außerdem, daß sie zu seiner Verwandtschaft gehörte, noch seine geistliche Tochter durch

*) Magarethe Perier war zehn bis eilf Jahre alt und Pensionairin im Kloster zu Portroyal, als sie am 24. März 1656 von ihrer Thränenfistel plötzlich geheilt wurde nach Berührung eines Dorns aus der Krone Christi, der im Kloster aufbewahrt wurde. Ueber dieses Wunder ist viel geschrieben worden, vgl. u. a. Racine's Geschichte von Portroyal. Die Ansichten Pascals darüber finden sich in den Gedanken Th. II. Art. 16, besonders §. 9.

die Taufe war, und es gereichte ihm zum großen Troſt zu ſehen, daß Gott in einer Zeit, wo der Glaube im Herzen der meiſten Menſchen wie erloſchen ſchien, ſich ſo deutlich offenbarte. Die Freude, die er darüber hatte, war ſo groß, daß er völlig davon durchdrungen war; ſein Geiſt war ganz damit beſchäftiget und Gott gab ihm eine Menge bewundernswürdiger Gedanken über die Wunder ein, die ihm neue Einſichten in die Religion eröffneten, und die Liebe und Achtung, die er ſchon immer für ſie gehabt, noch verdoppelten.

Bei dieſer Gelegenheit kam jenes gewaltige Verlangen zum Vorſchein, welches er hatte ein Werk aus zu arbeiten, um die hauptſächlichſten und irrigſten Vernünfteleien der Atheiſten zu widerlegen. Er hatte ſie mit vieler Sorgfalt ſtudirt und allen ſeinen Geiſt verwendet, um alle Mittel zu ihrer Ueberführung zu ſuchen. Darauf hatte er ſich ganz gelegt. Das letzte Jahr, da er noch arbeitete, wurde allein darauf verwendet, verſchiedene Gedanken über dieſen Gegenſtand zu ſammeln; aber Gott, der ihm dieſe Abſicht und alle ſeine Gedanken eingegeben hatte, ließ es nicht geſchehn, daß er das Werk zur Vollendung brachte, aus Gründen, die uns unbekannt ſind. *)

Indeſſen die Entfernung von der Welt, die er ſo ſorgfältig ausübte, verhinderte nicht, daß er nicht oft Männer von großem Geiſt und hohem Stande ſah, welche in gleichen Gedanken der Zurückgezogenheit ſeine Rathſchläge einholten und ſie genau befolgten, und andre, die von Zweifeln in Glaubensſachen gequält wurden und wußten, daß er große Einſichten in dieſen Dingen beſaß, kamen zu ihm, ſeinen Rath zu erfragen und gingen immer befriedigt von ihm, ſo daß alle dieſe Perſonen, die gegenwärtig ſehr chriſtlich leben,

*) Dies iſt der Urſprung des trefflichen Werks, welches unter dem Titel „Pascals Gedanken" bekannt iſt, vgl. die nachſtehende Vorrede der erſten Herausgeber.

noch heute bezeugen, daß sie alles Gute, was sie thun, seinen Weisungen und seinen Rathschlägen und den Aufklärungen, die er ihnen gegeben hat, verdanken. *)

Die Gespräche, zu denen er sich oft veranlaßt fand, erregten ihm, obgleich sie alle voll Liebe waren, dennoch einige Furcht, ob sie ihm nicht Gefahr brächten, aber da er doch auch mit gutem Gewissen den Beistand, welchen die Menschen von ihm verlangten, nicht versagen konnte, so hatte er dafür ein Mittel gefunden. Er nahm in den Fällen einen eisernen Gürtel voll Stacheln, und legte ihn um auf dem bloßen Leibe. Wenn ihm nun ein Gedanke der Eitelkeit kam und wenn er einiges Vergnügen an dem Orte, wo er war, empfand oder dergleichen, so versetzte er sich Stöße mit dem Ellenbogen um die Heftigkeit der Stachelung zu verdoppeln und erinnerte sich so selbst an seine Pflicht. Dieser Gebrauch schien ihm so heilsam, daß er ihn bis zum Tode beibehielt, und selbst in den letzten Zeiten seines Lebens, wo er in beständigen Schmerzen war. Er konnte weder schreiben noch lesen, er war gezwungen nichts zu thun und herum zu gehen, und hatte beständig die Furcht, daß dieser Mangel an Beschäftigung ihn von seinen Ansichten abbringen würde. Wir haben alles dieses erst nach seinem Tode erfahren und zwar durch einen sehr tugendhaften Mann, der viel Zutrauen in ihn setzte, und dem er gezwungen gewesen war es zu sagen, aus Gründen, die nur jenen Mann selbst betrafen.

*) Alle, die ihn im gewöhnlichen Umgang des Lebens nahe kamen, erkannten seine Ueberlegenheit an und man vergab sie ihm, weil er sie nie fühlen ließ. Sein Gespräch belehrte, ohne daß man es merkte oder dadurch gedemüthigt wurde. So strenge er in seinen Grundsätzen war, so hatte er doch eine ausnehmende Nachsicht gegen die Fehler anderer; nur, wie er mit fortgesetzter Aufmerksamkeit in sich selbst die Regungen der Eigenliebe zu unterdrücken trachtete, so mochte er auch an andern ein zu deutliches Hervortreten derselben nicht leiden. Seine Familie hielt ihn in wahrer Verehrung und gab sich ganz und willig seinem Einfluß hin.

Diese Strenge, die er gegen sich selbst ausübte, ging hervor aus jener großen Maxime allen Vergnügen zu entsagen, worauf er seine ganze Lebensordnung gegründet hatte. Seit dem Beginn seiner Zurückgezogenheit verfehlte er nicht eben so genau auch jene andre Maxime zu beobachten, die ihn verpflichtete allem Ueberflüssigen zu entsagen; denn er entzog sich so sorgfältig alles Unnütze, daß er nach und nach keine Tapete mehr in seiner Stube hatte, weil er das nicht für nöthig hielt, und auch durch keine Rücksicht auf den Anstand dazu verpflichtet war, indem niemand hinkam als seine Leute, denen er ohne Aufhören Entsagung empfahl, so daß sie sich nicht verwunderten, wenn er selbst in der Weise lebte, die er den andern anrieth.

Auf diese Weise hat er fünf Jahre seines Lebens, vom dreißigsten bis zum fünf und dreißigsten zugebracht, ohne Aufhören arbeitend für Gott, für den Nächsten und für sich selbst, indem er strebte mehr und mehr sich zu vervollkommnen, und man kann in gewisser Art sagen, das war die ganze Zeit, da er lebte, denn die vier Jahre, die Gott ihm noch nachher gegeben, waren nichts als ein fortgesetztes Hinsterben. Es war nicht eigentlich eine neue Krankheit, sondern eine Verdoppelung der großen Leiden, denen er seit seiner Jugend unterworfen war. Aber damals wurde er von ihnen mit solcher Heftigkeit angefallen, daß er endlich unterlag und während dieser ganzen Zeit*) konnte er nicht einen Augenblick an diesem großen Werk, über die Religion, das er unternommen hatte, arbeiten, und eben so wenig denen, die sich an ihn wandten um Auskunft zu erhalten, Rath geben,

*) Hier drückt sich die Verfasserin nicht deutlich aus. Er war nicht die ganzen vier Jahre lang in diesem Zustande, sondern nur so lange die heftigen Anfälle dauerten. Bossut sagt: die letzten drei Jahre seines Lebens waren gleichsam nur ein beständiger Todeskampf, aber doch hatte er kurze Intervallen und in diesen schrieb er seine Gedanken auf oder dictirte einem verständigen Diener, der immer um ihn war.

weder mündlich noch schriftlich, denn seine Uebel waren so groß, daß er jene, so sehr er es auch wünschte, nicht zu befriedigen vermochte.

Diese Erneuerung seiner Leiden begann mit einem Zahnschmerz, der ihm gänzlich den Schlaf raubte. Bei diesen langen Nachtwachen kamen ihm in einer Nacht absichtlos einige Gedanken über den Satz von der Radlinie in den Kopf. Diesem Gedanken folgte ein andrer und diesem wieder ein andrer, endlich kam ihm eine Menge von Gedanken, die einer den andern mit sich führten, und entdeckte ihm gleichsam wieder seinen Willen den Beweis aller jener Dinge, der ihn selbst in Erstaunen setzte. Da er aber lange Zeit allen diesen Kenntnissen entsagt hatte, dachte er nicht ein Mal daran diese Sachen auf zu schreiben. Indessen sprach er davon gelegentlich mit einem Manne, dem er theils aus Ehrerbietung, theils aus Dank für die Zuneigung, mit welcher er ihn beehrte, alle mögliche Rücksicht schuldig war, und dieser Mann, eben so achtungswerth durch seine Frömmigkeit als durch ausgezeichnete Eigenschaften seines Geistes und durch seine hohe Geburt, gründete darauf einen Plan allein zur Ehre Gottes, und hielt es für gut, daß er mit dieser Entdeckung so verfuhr, wie er that und hernach sie drucken ließ. *)

*) Dies war der Herzog Arthus Gouffier v. Roannez, Pair von Frankreich, an welchen der zwölfte Artikel des ersten Theils der Gedanken gerichtet ist und welcher auch hauptsächlich die Sammlung der Gedanken veranstaltete; er war früher Gouverneur von Poitou und hatte sich darauf zu den Vätern des Oratoriums zurückgezogen. Im Jahr 1658 entdeckte Pascal die Berechnung der Linie, welche ein Radnagel im Rollen des Rades beschreibt; eine Berechnung, welche bereits vor zwanzig Jahren als eine Preisaufgabe ungelöst geblieben war. Pascal machte den Herzog mit seiner Entdeckung bekannt und sprach: „Ich weiß sie zu nichts weiter zu gebrauchen, sie hat mir schon den Nutzen verschafft, daß ich meine Zahnschmerzen los bin." — „Nein, versetzte der Herzog, ich will Ihnen wohl einen bessern Gebrauch angeben. Da Sie gegen die Freiheit zu Felde ziehen, so zeigen Sie vorher, daß sie in der Mathematik mehr verstehen als

Da erst schrieb er es auf, aber mit großer Eilfertigkeit, innerhalb acht Tagen; während zu gleicher Zeit die Drucker arbeiteten, lieferte er zweien zugleich über zwei verschiedene Abhandlungen, ohne daß er je eine andre Abschrift davon hatte als die, welche für die Druckerei bestimmt war. Das erfuhr man nicht eher als ein halbes Jahr, nachdem die Entdeckung gemacht war.

Unterdessen da seine Uebel immer anhielten, ohne ihm einen einzigen Augenblick Ruhe zu lassen, brachten sie ihn dazu, daß er, wie ich bereits gesagt, nicht mehr arbeiten und fast niemand mehr sehen konnte. Aber wenn sie ihn verhinderten dem Allgemeinen und den Einzelnen zu dienen, so waren sie doch nicht nutzlos für ihn selbst, und er hat sie mit so viel Ruhe und Geduld getragen, daß man glauben mag, Gott wollte dadurch ihn vollends so machen, wie er ihn haben wollte vor ihm zu erscheinen; denn während dieser langen Krankheit ist er nie seinen Ansichten untreu geworden und hat im Geiste immer jene beiden großen Maximen fest gehalten, allem Vergnügen und allem Ueberflüssigen zu entsagen. Wenn sein Leiden am stärksten war, übte er sie mit einer unausgesetzten Wachsamkeit über seine Sinne, denen er unbedingt alles versagte, was ihnen angenehm war, und wenn die Nothwendigkeit ihn zwang etwas zu thun, was ihm einiges Vergnügen machen konnte, hatte

jene und daß Sie denn auch in Glaubenssachen wissen werden, was Demonstriren heißt. Machen Sie diese Aufgabe den Mathematikern bekannt und setzen Sie einen Preis aus." So wurde denn im Juni 1658 die Preisaufgabe bekannt gemacht, sechszig Pistolen ausgesetzt und die berühmtesten Mathematiker von Paris zu Schiedsrichtern bestimmt. Es gingen Auflösungen ein von verschiednen Seiten, aber keine gewann den Preis. Pascal, der sich bisher bei dieser Angelegenheit immer unter dem Namen Amos d'Ettoneille (Anagramm von seinem für die Provinzialbriefe angenommenen Namen Louis de Montalte) versteckt hatte, trat nun hervor und der Plan war gelungen; sein Beispiel bewies augenscheinlich, daß einer ein Mathematiker der ersten Klasse sein kann und doch zugleich ein demüthiger Christ.

er eine merkwürdige Geschicklichkeit, seinen Geist davon ab zu wenden, damit er keinen Theil daran nähme. So nöthigten ihn z. B. seine fortwährenden Krankheiten sich mit ausgesuchtern Speisen zu nähren; nun trug er aber große Sorge keinen Wohlgeschmack an dem, was er aß, zu finden und wir bemerkten: wenn man sich auch noch so viel Mühe gab, wegen des häufig bei ihm vorkommenden Ekels, ihm eine angenehme Speise zu verschaffen, so sagte er doch nie: „Das ist gut"; oder wenn man ihm etwas Neues nach der Jahreszeit gab und ihn nach dem Essen fragte, ob es ihm geschmeckt hätte, sagte er bloß: „Ihr hättet mich vorher darauf aufmerksam machen müssen und ich gestehe euch, daß ich nicht darauf Acht gegeben habe"; und traf es sich, daß jemand in seiner Gegenwart die Güte einer Speise bewunderte, so konnte er es nicht leiden, er nannte das sinnlich, selbst wenn es nur ganz gewöhnliche Sachen waren, denn er sagte, das wäre ein Zeichen, daß man äße um den Geschmack zu befriedigen; und das wäre immer etwas Böses.

Um ja nicht in diesen Fehler zu verfallen, wollte er nie zugeben, daß man ihm eine Sauce oder ein Ragout machte, selbst nicht von Orangen oder Weintrauben, noch irgend etwas, was den Appetit reizt, obgleich er alles dieses von Natur liebte. Und um sich in festgesetzten Schranken zu halten, hatte er von Anfang an, seit er sich zurück gezogen, Acht gegeben, was er für seinen Magen bedurfte und darnach alles geordnet, was er essen wollte, so daß er denn nun nie darüber hinausging, welchen Appetit er auch hatte, und wiederum es essen mußte, wenn er auch Ekel dagegen empfand. Und wenn man ihn fragte, aus welchem Grunde er sich solchen Zwang anthäte, erwiederte er, das Bedürfniß des Magens müßte befriedigt werden und nicht der Appetit.

Die Ertödtung seiner Sinne ging nicht allein darauf, sich alles zu entziehn, was ihnen angenehm sein konnte,

sondern auch nichts von sich zu weisen aus dem Grunde, weil es ihnen mißfallen konnte, weder in seiner Nahrung noch in seinen Arzeneien. Er hat vier Jahr lang Kraftbrühen genommen, ohne den geringsten Ekel davor zu haben; er nahm alles, was man ihm zu seiner Gesundheit verordnete, ohne Umstände, wie widrig es auch war, und als ich mich wunderte, daß er nicht den geringsten Widerwillen zeigte, indem er es nahm, spottete er über mich und sagte mir, er könnte wieder nicht begreifen, wie man Widerwillen zeigen könnte, wenn man eine Arzenei freiwillig nähme und zwar wenn man voraus wüßte, daß sie widrig wäre, und nur Gewalt oder Ueberraschung könnte jene Wirkung des Widerwillens hervorbringen. Auf diese Weise arbeitete er unaufhörlich an der Ertödtung.

Er hatte eine so große Liebe für die Armuth, daß sie ihm immer gegenwärtig war, und sobald er etwas unternehmen wollte oder jemand ihn um Rath fragte, war der erste Gedanke, der ihm in den Sinn kam, immer der, zu sehen, ob nicht die Armuth sich ausüben ließ. Etwas, worüber er sich am Meisten erforschte, war jene Lust in allem ausgezeichnet sein zu wollen, als z. B. sich in allem der besten Arbeiter zu bedienen und andre ähnliche Dinge. Auch konnte er es nicht leiden, wenn man so sehr sorgfältig alle seine Bequemlichkeiten suchte, z. B. alles nahe bei sich zu haben und tausend andre Dinge, die man ohne Bedenken thut, weil man darin nichts Uebels sieht. Er urtheilte anders darüber und sagte uns, daß nichts so leicht den Sinn für Armuth ersticken könnte, als jenes neugierige Nachforschen nach seinen Bequemlichkeiten und nach jener Wohlanständigkeit, die dazu treibt immer alles vom Besten und aufs Beste gemacht zu wünschen, und in Betreff der Arbeiter sagte er uns: man müßte immer diejenigen wählen, welche die ärmsten wären und die besten Menschen und nicht jene Vorzüg-

lichkeit suchen, die nie nöthig wäre und niemals heilsam sein könnte. Bisweilen rief er aus: „Wäre mein Herz eben so arm wie der Geist, so würde ich selig sein, denn ich bin mächtig überzeugt, daß die Armuth ein großes Mittel ist sein Heil zu schaffen.“ *)

Die Liebe, die er für die Armuth hatte, trieb ihn auch die Armen mit so viel Zärtlichkeit zu lieben, daß er nie Almosen verweigern konnte, obgleich er sie von seiner Nothdurft darreichte; denn er besaß wenig und war durch seine Kränklichkeit genöthigt Ausgaben zu machen, die seine Einnahme überstiegen. Aber wenn man ihm das vorstellen wollte, sobald er ein bedeutendes Almosen gab, wurde er böse und sagte: **) „Eins habe ich bemerkt, wie arm man auch sei, so läßt man doch immer etwas zurück, wenn man stirbt.“ Damit schloß er uns den Mund und bisweilen war er so tief darin, daß er sich genöthigt sah Geld auf Wechsel zu nehmen, weil er den Armen alles gegeben hatte, was er besaß, und dann nicht seinen Freunden lästig werden wollte.

Seitdem die Sache mit den Wagen***) eingerichtet war, sagte er mir, er wollte von den Pächtern, mit denen man verhandelte, wenn man mit ihnen einig werden könnte, im Voraus auf sein Theil, weil sie ihm bekannt waren, tausend Francs verlangen, um sie den Armen von Blois zu schicken, und da ich ihm sagte: die Sache wäre dazu nicht sicher genug und er sollte noch ein Jahr warten, so gab er mir sogleich zur Antwort: er sähe dabei nichts Uebels, denn, wenn sie verlören, würde er es ihnen aus seinem Vermögen ersetzen und er dürfte nicht bis zum andern Jahr warten,

*) Ged. Th. 2. A. 17. §. 82.

**) Ged. Th. 2. A. 17. §. 83.

***) Wahrscheinlich hatte eine Gesellschaft die Unterhaltung von Postkutschen oder dergl. von der Regierung in Pacht genommen und Pascal war mit dabei interessirt.

weil das Bedürfniß zu dringend wäre, um die Barmherzigkeit auf zu schieben. Man wurde mit jenen Leuten nicht einig und so konnte er jenen Entschluß nicht ausführen, aber er zeigte uns dadurch die Wahrheit dessen, was er uns so oft gesagt, daß er nur dazu etwas zu besitzen wünschte, um die Armen unterstützen zu können, denn in derselben Zeit, da Gott ihm die Aussicht eröffnete Besitz zu erlangen, begann er schon im Voraus ihn zu vertheilen, selbst ehe er dessen sicher war.

Seine Liebe gegen die Armen war schon immer sehr groß gewesen, aber sie hatte gegen das Ende seines Lebens so zugenommen, daß ich ihm nicht mehr Vergnügen machen konnte, als wenn ich ihn von den Armen unterhielt. Er ermahnte mich seit vier Jahren mit großem Fleiß mich dem Dienste der Armen zu weihen und meine Kinder dazu an zu halten, und wenn ich ihm sagte, daß ich fürchtete, dies würde mich von der Sorge für meine Familie abhalten, sagte er mir: das wäre nur Mangel an guten Willen und da es verschiedene Grade in dieser Tugend gäbe, so könnte man sie sehr wohl so ausüben, daß es nicht den häuslichen Angelegenheiten Abbruch thäte. Er sagte: das wäre der allgemeine Beruf der Christen und man brauchte nicht erst ein besonderes Zeichen, um zu wissen, ob man dazu berufen wäre, denn das wäre gewiß; gerade darüber würde Christus die Welt richten,*) und wenn man bedächte, daß die alleinige Unterlassung dieser Tugend Ursache der Verdammniß wäre, so könnte dieser Gedanke allein uns dahin bringen, uns von allem zu entblößen, wenn wir Glauben hätten. Ferner sagte er uns, daß der Verkehr mit Armen äußerst heilsam wäre, denn wenn man beständig sähe, wie das Elend sie drückte und wie sie selbst in ihren schwersten Krankheiten der nothdürftigsten Dinge entbehrten, so müßte man recht

*) Matth. 25. 35 ff.

verhärtet sein, wenn man nicht freiwillig sich der unnützen Bequemlichkeiten und überflüssigen Zierrathen entschlagen wollte.

Alle diese Reden regten uns auf und veranlaßten uns zuweilen Vorschläge zu machen, um Mittel zu finden zu allgemeinen Anordnungen, welche allen Nöthen abhülfen. Aber er fand das nicht gut und sagte: wir wären nicht berufen fürs Allgemeine, sondern fürs Besondere, und seiner Meinung nach wäre die gottgefälligste Art den Armen arm zu dienen, das heißt, jeder nach seinem Vermögen, ohne sich den Kopf an zu füllen mit jenen großen Plänen, welche etwas von jener Sucht nach Auszeichnung, die er in allen Dingen tadelte, an sich haben. Nicht daß er die Stiftung der allgemeinen Hospitäler schlecht fand, im Gegentheil dafür hatte er viel Liebe, wie er es auch durch sein Testament gezeigt hat, aber er meinte: diese großen Unternehmungen wären gewissen Personen vorbehalten, die Gott dazu bestimmte und die er gleichsam sichtlich leitete, es wäre nicht der allgemeine Beruf aller Menschen, wie die tägliche und besondere Unterstützung der Armen.

Dies ist ein Theil von den Belehrungen, die er uns ertheilte, um uns zur Ausübung dieser Tugend, die einen so großen Raum in seinem Herzen einnahm, an zu treiben, dies ist ein kleines Pröbchen, welches uns die Größe seiner Liebe zeigt.

Seine Keuschheit war nicht minder groß; er hatte eine solche Ehrfurcht vor dieser Tugend, daß er beständig auf der Hut war, damit sie weder in ihm noch in andern verletzt würde, und es ist nicht zu glauben, wie strenge er in diesem Punkt war. Ich selbst war darüber in Furcht, denn er fand an meinen Reden, die ich für ganz unschuldig hielt, allerlei aus zu setzen und zeigte mir nachher das Fehlerhafte daran, was ich nie ohne seine Weisung erkannt haben würde. Wenn ich bisweilen bei Gelegenheit sagte, ich hätte eine

ſchöne Frau geſehen, ſo wurde er böſe und ſagte mir: ich müßte ſo nie reden vor Bedienten oder jungen Leuten, weil ich nicht wüßte, welche Gedanken ich dadurch in ihnen erregen könnte. Auch die Liebkoſungen, die ich von meinen Kindern empfing, mochte er nicht leiden und ſagte mir: ich müßte ihnen das abgewöhnen, es könnte ihnen nur ſchaden und man könnte ihnen ſeine Zärtlichkeit auf tauſenderlei andre Art beweiſen. Das ſind die Belehrungen, die er mir hierüber ertheilte, und ſo wachte er über die Erhaltung der Keuſchheit in ſich und in den andern.

Ungefähr ein Vierteljahr vor ſeinem Tode begegnete ihm ein Ereigniß, welches davon einen merklichen Beweis giebt und zugleich die Größe ſeiner Liebe zeigt. Als er eines Tages von St. Sulpice aus der Meſſe zurückkehrte, kam ein junges ſehr ſchönes Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren auf ihn zu und ſprach ihn um ein Almoſen an. Es rührete ihn, dieſes Mädchen einer ſo augenſcheinlichen Gefahr ausgeſetzt zu ſehen; er fragte ſie, wer ſie wäre und was ſie denn zwänge zu betteln, und da er erfuhr, ſie war vom Lande, ihr Vater todt und ihre Mutter krank und eben dieſen Tag nach dem Hôtel-Dieu gebracht, ſo glaubte er, daß Gott ſie ihm geſchickt hätte, eben da ſie ſein bedurfte, und ſofort führte er ſie nach dem Seminar, wo er ſie einem würdigen Prieſter anvertraute. Er gab ihm Geld und bat ihn, für ſie Sorge zu tragen und ſie irgend wo unter zu bringen, wo ſie eine Leitung für ihre Jugend und Sicherheit für ihre Perſon fände. Um dem Prieſter nun ſeine Sorge zu erleichtern, verſprach er ihm den folgenden Tag eine Frau zu ſchicken, die ihr Kleider und alles, was nöthig wäre, ſie für den Dienſt bei einer Dame in Stand zu ſetzen, kaufen ſollte. Den andern Tag ſchickte er eine Frau und dieſe ſorgte mit dem wackern Prieſter ſo wohl, daß ſie das Mädchen, nachdem ſie ſie bekleidet, in einen guten Dienſt

unterbrachten. Der Geistliche fragte die Frau nach dem Namen des Wohlthäters; sie aber sagte, daß sie Auftrag hätte ihn nicht zu nennen, daß sie aber von Zeit zu Zeit wiederkommen würde, mit Geld für die Bedürfnisse des Mädchens zu sorgen. Da bat er, sie möchte sich die Erlaubniß holen den Namen zu nennen und sagte: „Ich verspreche Ihnen nie, so lange er lebt, davon zu reden, aber wenn es Gott gefallen sollte, daß er vor mir stürbe, so würde es mir ein Trost sein, diese Handlung bekannt zu machen; denn ich finde sie so schön, daß es mir unerträglich scheint, sie in Vergessenheit kommen zu lassen.“ Aus dieser einzigen Begebenheit schloß also der gute Priester, ohne ihn zu kennen, wie sehr er barmherzig war und die Keuschheit liebte. *)

Für uns hatte er eine große Zärtlichkeit, aber diese Zuneigung ging nicht bis zur Anhänglichkeit. Davon gab er einen deutlichen Beweis beim Tode meiner Schwester, der zehn Monate vor dem seinigen erfolgte. Als er die Nachricht erhielt, sagte er nichts als: „Gott gebe uns die Gnade auch wohl zu sterben!“ und darnach hielt er sich immer in einer bewundernswürdigen Unterwerfung unter die Anordnungen der Vorsehung Gottes, ohne je eine Betrachtung an zu stellen als nur über die großen Gnaden, die Gott meiner Schwester während ihres Lebens bezeugt, und über die Umstände ihres Todes, wobei er denn ohne Aufhören sprach: „Selig sind die sterben, wenn sie im Herrn sterben.“ **) Als er mich aber in fortwährender Betrübniß sah, weil ich diesen Verlust so tief fühlte, wurde er böse und sagte: das wäre nicht gut und diese Empfindungen müßte man nicht haben beim Tode der Gerechten, vielmehr müßte man Gott

*) Man erfuhr erst nach Pascals Tode, daß er der Wohlthäter war. Die Verfasserin erzählt nicht, was man auch nachher erfahren, daß sie selbst sich mit dem Bruder in das Verdienst dieser Wohlthat getheilt hatte.

**) Offenb. 14. 13.

loben, daß er sie reich belohnt hätte für die kleinen Dienste, die sie ihm gethan. Daraus mußte man sehen, daß er keine Anhänglichkeit für die hatte, welche er liebte, denn wenn er deren fähig gewesen wäre, so hätte er sie gewiß für meine Schwester gehabt, weil diese sicher die Person war, die er in der ganzen Welt am Meisten liebte.

Aber er blieb dabei nicht stehen, nicht allein, daß er keine Anhänglichkeit für andre hatte, er wollte auch durchaus nicht, daß andere sie für ihn hätten. Ich spreche nicht von den strafbaren und gefährlichen Verbindungen, denn das ist sichtlich und fällt aller Welt ins Auge, sondern ich spreche von den unschuldigsten Freundschaften und dies war eins von den Sachen, worüber er sich am Regelmäßigsten beobachtete, um zu solcher Anhänglichkeit nicht Anlaß zu geben und selbst sie zu verhindern. Da ich das nicht wußte, *) so war ich ganz betroffen über die Art, wie er mich bisweilen zurückwies, ich sagte es meiner Schwester und beklagte mich bei ihr, daß mein Bruder mich nicht liebte und daß ich ihm lästig zu sein schiene, selbst wenn ich ihm die liebevollsten Dienste in seinen Leiden leistete. Meine Schwester sagte mir, daß ich mich täuschte, sie wüßte das besser, er hegte für mich eine Liebe, wie ich sie nur wünschen könnte. So beruhigte mich meine Schwester und ich sah bald auch die Beweise davon, denn sobald sich eine Gelegenheit darbot, wo ich meines Bruders Hilfe brauchte, ergriff er sie mit so viel Sorge und so viel Liebesbezeugung, daß ich an seiner großen Liebe für mich nicht zweifeln durfte. Nun schrieb ich die kalte Art, wie er die Aufmerksamkeiten annahm, die ich ihm erwies um ihm die Zeit zu vertreiben, seiner Verdrüßlichkeit aus Krankheit zu und dieses Räthsel ist mir erst an

*) Sie war einige Zeit vor seinem Tode wegen Familienangelegenheiten und aus Verlangen ihren Bruder zu sehen, aus Clermont nach Paris gekommen und bewohnte mit ihren Kindern ein eigenes Haus.

[illegible] aufgeklärt worden. Ein Mann, der durch Geist und Frömmigkeit zu den angesehensten gehört, und mit welchem er vielfache Gespräche über die Ausübung der Tugend gehabt hatte, sagte mir: er hätte ihm unter andern die Lehre gegeben, nie von irgend jemand zu leiden, daß man ihn mit Anhänglichkeit liebe, dies wäre ein Fehler, den man nicht genug in sich nachforsche, weil man dessen Größe nicht genug begriffe und nicht bedächte, daß man durch Begünstigen und Dulden dieser Anhänglichkeit ein Herz einnähme, welches nur Gott allein angehören sollte, das hieße ihm das stehlen, was ihm in der Welt das Kostbarste wäre. Nachher haben wir wohl eingesehen, daß dieser Grundsatz nicht tief in seinem Herzen war, denn um ihn immer gegenwärtig zu haben, hatte er ihn eigenhändig auf ein kleines Blatt besonders aufgeschrieben mit den Worten: „Es ist unrecht, daß man sich anhängt, ob man es auch mit Freuden und [illegible] thut. Ich würde die betrügen, in welchen ich das Verlangen darnach rege machte, denn ich bin keines Menschen Zeit und habe nichts sie zu befriedigen. Bin ich nicht immer gewärtig zu sterben? Und sie würde der Gegenstand ihrer Neigung sterben. Wie ich strafbar sein würde, wenn ich jemand eine Unwahrheit glauben machte, ob ich auch noch so [illegible] dazu beredete, ob man sie auch mit Vergnügen glauben und mir damit Vergnügen machen möchte, [illegible] wenn ich mache, daß man mich [illegible] und die Menschen [illegible], daß sie sich an mich hängen. [illegible] der Lüge Glauben zu [illegible], daß sie sie nicht glauben, welcher [illegible] ebenso soll ich sie warnen, [illegible] zu hängen. Denn sie sollen ihr Leben [illegible] zu gefallen und ihn zu [illegible]

[illegible]

Auf diese Weise erzog er sich selbst und übte seine Lehren so gut aus, daß ich mich darüber täuschte. Aus diesen Proben seiner frommen Uebungen, die nur durch Zufall zu unsrer Kenntniß gekommen sind, kann man einen Theil der Einsichten ersehen, die Gott ihm zur Vervollkommnung des christlichen Lebens gab.

Er hatte einen so großen Eifer für die Ehre Gottes, daß er es nicht ertragen konnte, wenn sie verletzt wurde, worin es auch sei. Das machte ihn so eifrig für den Dienst des Königs, daß er bei den Unruhen in Paris allen Menschen widerstand und seitdem immer alle Gründe, die man zur Entschuldigung jener Empörung angab, nur Vorwände nannte. *) Er sagte: in einem bestehenden republikanischen Staate, wie Venedig, wäre es ein großes Uebel, wenn man dazu beiträge, einen König ein zu setzen und die Freiheit der Völker, denen Gott sie gegeben hat, zu unterdrücken; aber in einem Staate, wo die königliche Gewalt bestünde, könnte man die Ehrfurcht, die man ihr schuldig ist, nicht verletzen ohne eine Art von Entweihung des Heiligen, denn sie wäre nicht allein ein Bild der Gewalt Gottes, sondern auch ein Theil dieser Gewalt, der man sich nicht widersetzen könnte, ohne sichtbar Gottes Ordnung zu widerstreben; daher könnte man die Größe dieses Vergehens nicht genug hervorheben, wozu noch käme, daß es immer den Bürgerkrieg mit sich führte, welcher die größte Versündigung wäre, die man an der Liebe des Nächsten begehen könnte. Diesen Grundsatz beobachtete er so genau, daß er zu jener Zeit sehr ansehnliche Vortheile ausschlug um ihn nicht zu ver-

*) Der Widerwillen, den Pascal gegen alles aufrührische Wesen hatte, bezieht sich im Besondern noch auf das große Unglück, welches die Fronde und die Unternehmungen des Prinzen von Condé damals (von 1648—54) über Frankreich und namentlich auch über Paris brachten. vgl. Bayle art. Pascal. H. Der hier angeführte Ausspruch Pascals steht Ged. Th. 2. A. 17. §. 104.

leugnen. Er pflegte zu sagen, daß er von dieser Sünde so weit entfernt wäre als von Mord oder Straßenraub, und daß nichts mehr seiner Natur zuwider wäre und er zu nichts weniger Versuchung fühlte.

Solche Gesinnungen hegte er über den Staatsdienst und er war unversöhnlich gegen die, welche sich demselben widersetzten. Daß er das aber nicht aus Heftigkeit oder aus Festhalten an seinen Meinungen that, das zeigte er darin, daß er eine bewunderungswürdige Sanftmuth gegen die bewies, welche ihn persönlich beleidigten. Nie hat er zwischen ihnen und andern Menschen einen Unterschied gemacht, und er vergaß so völlig was nur seine Person betraf, daß man zu thun hatte ihn daran zu erinnern und ihm alles umständlich angeben mußte. Wenn man das zuweilen bewunderte, sprach er: „Verwundert euch nicht, das ist nicht Tugend, es ist wirkliches Vergessen, ich erinnre mich dessen durchaus nicht.“ Indessen ist doch gewiß, man sieht daraus, daß die Kränkungen, die nur seine Person betrafen, nicht großen Eindruck auf ihn machten, da er sie so leicht vergaß; denn er hatte sonst ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er oft sagte: er hätte nie etwas vergessen, was er hätte behalten wollen.

Diese Sanftmuth übte er in der Behandlung von Unhöflichkeiten bis an sein Ende, denn kurze Zeit vor seinem Tode wurde er in einer Sache, die ihm sehr empfindlich war, von jemand beleidigt, der ihm große Verbindlichkeiten schuldig war, und, da er nun zu gleicher Zeit auch von eben demselben einen Dienst empfing, dankte er ihm mit so viel Complimenten und Höflichkeiten, daß dessen eigentlich zu viel war; das war aber nicht aus Vergessen, weil es zu derselben Zeit war, sondern weil er wirklich kein Gefühl für die Beleidigungen hatte, die nur seine Person betrafen.

Alle diese Gesinnungen, deren Eigenthümlichkeiten ich aufgezeichnet habe, wird man besser im Kurzen aus einer

Schilderung ersehen, die er von sich selbst gemacht und in folgender Art auf einem Blättchen aufgeschrieben hat: *) „Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie geliebt hat. Ich liebe den Reichthum, weil er Mittel giebt den Unglücklichen bei zu stehn. Ich halte Treue aller Welt. Ich thue nicht Böses denen die es mir thun, sondern ich wünsche ihnen eine gleiche Stellung wie die meinige, in welcher man von der Mehrzahl der Menschen weder Böses noch Gutes empfängt. Ich bestrebe mich immer wahrhaft aufrichtig und treu zu sein gegen alle Menschen und ich habe eine herzliche Zärtlichkeit gegen die, welche Gott enger mit mir verbunden hat, und wenn ich allein bin oder vor den Augen der Menschen, ich habe in allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der sie richten soll und dem ich sie alle geweiht habe. Das sind meine Gesinnungen und ich segne alle Tage meines Lebens meinen Erlöser, der sie mir gegeben und aus einem Menschen voll Schwäche, Elend, Begierde, Stolz und Ehrgeiz einen Menschen gemacht hat, der von allen diesen Uebeln frei ist durch die Kraft der Gnade, der ich alles das verdanke; denn von mir hatte ich nichts als Elend und Schrecken.“

So hatte er sich also selbst abgeschildert, um unausgesetzt den Weg, worauf Gott ihn führte, vor Augen zu haben und sich nie davon abwenden zu können. **) Die außerordentlichen Erleuchtungen verbunden mit der Größe seines Verstandes hinderten ihn nicht, in der ganzen Folge seines Lebens eine wunderbare Einfachheit zu zeigen, die ihn in allen geistlichen Uebungen sehr genau machte. Er hatte eine ausnehmende Liebe zum ganzen Gottesdienst, aber vor allen

*) Ged. Th. 2. A. 17. §. 84.

**) Also war es nicht hochmüthiges Selbstloben, sondern nur Bezeichnung des Ziels, wohin er strebte und führen wollte.

zu den kleinen Horen, *) weil sie aus dem einhundert und neunzehnten Psalm zusammen gesetzt sind, in welchem er so viel Bewundernswürdiges fand, daß es ihm Freude machte ihn zu recitiren. Wenn er sich mit seinen Freunden über die Schönheit dieses Psalms unterhielt, ereiferte er sich so, daß er außer sich gerieth und diese Betrachtung hatte ihn für alles, wodurch man Gott zu ehren strebt, so eingenommen, daß er nichts davon vernachlässigte. Man schickte ihm alle Monate Beichtzettel, wie man an vielen Orten thut, und er empfing sie immer mit einer bewundernswerthen Ehrfurcht, er las alle Tage den Spruch darauf und in den vier letzten Jahren seines Lebens, da er nicht arbeiten konnte, war sein hauptsächliches Vergnügen die Kirche zu besuchen, wo Reliquien ausgestellt wurden oder sonst eine Feierlichkeit war. Dazu hatte er einen geistlichen Kalender, der ihm die Orte angab, wo besondre Andachten waren, und er verrichtete das alles so andächtig und so einfältiglich, daß wer ihn sah, darüber erstaunte, was einem sehr tugendhaften und erleuchteten Manne Veranlassung gab zu dem schönen Wort: „Die Gnade Gottes giebt sich zu erkennen in den großen Geistern durch die kleinen Dinge und in den gemeinen Geistern durch die großen."

Diese große Einfalt zeigte sich, wenn man mit ihm von Gott sprach oder von ihm selbst. Als am Tag vor seinem Tode ein Geistlicher, der ein Mann von sehr großer Gelehrsamkeit und von sehr großer Tugend war, ihn nach seinem Wunsche besuchte und eine Stunde bei ihm verweilt hatte, kam derselbe so erbaut von ihm heraus, daß er mir sagte: „Gehen Sie, trösten Sie sich; wenn Gott ihn abruft, so haben Sie wohl Grund ihn zu loben wegen der Gnaden, die er ihm erweist; ich habe schon immer viel Großes in ihm bewundert, aber ich hatte nie die große Einfältigkeit bemerkt,

*) Die täglichen Gebete.

die ich jetzt eben gesehen habe, das ist ohne Gleichen in einem solchen Geist wie in dem seinigen; ich wünschte von ganzem Herzen an seiner Stelle zu sein."

Der Herr Pfarrer von St. Stephan,*) der ihn in seiner Krankheit gesehen hat, bemerkte dasselbe an ihm und sagte immerfort: „Es ist ein Kind, er ist demüthig, er ist unterwürfig wie ein Kind!" Wegen eben dieser Einfalt hatte man völlige Freiheit ihm seine Fehler vorzuhalten und er ergab sich der Weisung, die man ihm ertheilte, ohne Widerstand. Die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Geistes machte ihn zuweilen so ungeduldig, daß es schwer war ihn zu befriedigen; aber wenn man ihn daran erinnerte oder er es bemerkte, daß er jemand in seiner Ungeduld gekränkt hatte, so machte er das sogleich wieder gut durch so sanfte Behandlung und durch so viele Wohlthaten, daß er nie dadurch die Freundschaft irgend eines Menschen verloren hat. Ich will, so viel ich kann, mich kurz fassen, sonst würde ich genug Einzelheiten über jedes, was ich angemerkt, zu sagen haben; indessen ich will mich nicht zu weit ausdehnen und gehe zu seiner letzten Krankheit über.

Sie begann mit einem merkwürdigen Ekel, der ihn zwei Monate vor seinem Tode ergriff. Sein Arzt rieth ihm sich fester Speisen zu enthalten und ab zu führen. Während er in diesem Zustande war, that er eine sehr bemerkenswerthe Handlung der Barmherzigkeit. Er hatte bei sich einen alten Mann mit seiner Frau und mit seiner ganzen Wirthschaft, dem er eine Stube gegeben hatte und dem er Holz gab, alles aus Barmherzigkeit, denn er zog davon weiter keinen Nutzen, als daß er nicht allein in seinem Hause war. Dieser Mann hatte einen Sohn, der gerade zu der Zeit die Pocken bekam. Mein Bruder, der meines Beistandes be-

*) Er hieß Beurrier und wurde nachher Abt von St. Genoveva; er war ein frommer Mann, aber wenig unterrichtet.

durfte, hatte Angſt, daß ich mich fürchten würde zu ihm zu kommen wegen meiner Kinder. Das nöthigte ihn daran zu denken ſich von dieſem Kranken zu trennen, aber da er befürchtete, daß es ihm gefährlich ſein würde in dieſem Zuſtand aus ſeinem Hauſe gebracht zu werden, ſo zog er vor ſelbſt es zu verlaſſen, obgleich er ſchon ſehr ſchlecht war, denn er ſprach: „Es iſt weniger Gefahr für mich in dieſem Wechſel der Wohnung, deswegen muß ich weichen.“ So verließ er am 29ten Juni ſein Haus um zu mir zu kommen und kehrte nie mehr dahin zurück; denn drei Tage darnach begann eine ſehr heftige Kolik, die ihm gänzlich allen Schlaf raubte. Da er aber eine große Kraft des Geiſtes und einen großen Muth hatte, ſo ertrug er ſeine Schmerzen mit einer bewundernswürdigen Geduld. Er unterließ nicht alle Tage auf zu ſtehn und ſelbſt ſeine Arzeneien zu nehmen ohne zu leiden, daß man ihm den geringſten Dienſt leiſtete. Die Aerzte, die ihn behandelten, ſahen, daß ſeine Schmerzen beträchtlich waren, aber weil der Puls ſehr gut war ohne eine Veränderung noch Anſchein von Fieber, ſo verſicherten ſie, daß keine Gefahr wäre, indem ſie ſich ſogar der Worte bedienten: „Es iſt nicht der geringſte Schatten von Gefahr.“ Ungeachtet dieſer Rede, da er ſah, daß ſeine Schmerzen und das lange Wachen anhielten und ihn ſchwächten, ließ er am vierten Tage ſeiner Kolik und, ſelbſt ehe er noch bettlägerig geworden, den Herrn Pfarrer holen und beichtete. Das machte Lärm unter ſeinen Freunden und man veranlaßte einige ihn zu beſuchen; alle waren erſchreckt, voll Furcht. Die Aerzte ſelbſt waren darüber ſo verwundert, daß ſie ſich nicht enthalten konnten es zu zeigen, indem ſie ſagten, das wäre ein Zeichen von Furcht, welches ſie von ihm nicht erwartet hätten. Mein Bruder ſah die Bewegung, welches das bewirkt hatte, und wurde böſe darüber und ſagte zu mir: „Ich hätte gern communicirt, aber da ich ſehe, daß

man über meine Beichte erschrocken ist, so fürchte ich, man würde noch mehr erschrecken, daher ist es besser es noch auf zu schieben." Der Herr Pfarrer war derselben Meinung und so communicirte er nicht.

Indessen sein Leiden fuhr fort und da der Herr Pfarrer von Zeit zu Zeit ihn besuchen kam, verlor er nicht eine von diesen Gelegenheiten zu beichten, sagte aber nichts davon um nicht die Menschen zu erschrecken, da die Aerzte immer versicherten: es wäre keine Gefahr bei seiner Krankheit. Wirklich verminderten sich auch seine Schmerzen etwas, so daß er zuweilen aufstand, doch ohne aus der Stube zu gehn. Allein ganz verließen sie ihn nie und zuweilen kamen sie sogar in derselben Stärke wieder, auch magerte er sehr ab, woraus die Aerzte eben so wenig machten. Aber, was sie auch redeten, er behauptete immer, daß er in Gefahr wäre, und unterließ nicht jedesmal zu beichten, so oft der Herr Pfarrer ihn besuchte.

Er machte selbst in dieser Zeit sein Testament, in welchem die Armen nicht vergessen wurden, und er that sich Gewalt an ihnen nicht mehr zu geben, denn er sagte mir: wenn Perier zu Paris gewesen wäre und eingewilligt hätte, würde er über alles Seinige zum Besten der Armen verfügt haben. Ueberhaupt hatte er nichts im Sinn und Herzen als die Armen und er sagte einige Male: „Wie kommt es, daß ich nie etwas für die Armen gethan habe und ich habe doch immer eine so große Liebe für sie gehabt?" Ich antwortete ihm: „Das kommt, weil du nie genug Vermögen besessen hast um ihnen große Unterstützungen zu geben." Und er erwiederte mir: „Wenn ich nicht Vermögen hatte ihnen zu geben, so hätte ich ihnen meine Zeit und meine Arbeit geben sollen, darin habe ich gefehlt, und wenn die Aerzte wahr reden und wenn Gott es gestattet, daß ich mich von dieser Krankheit erhole, so bin ich entschlossen mein ganzes noch

seinem Todestage selbst aufgeklärt worden. Ein Mann, der durch Geist und Frömmigkeit zu den angesehensten gehört, und mit welchem er vielfache Gespräche über die Ausübung der Tugend gehabt hatte, sagte mir: er hätte ihm unter andern die Lehre gegeben, nie von irgend jemand zu leiden, daß man ihn mit Anhänglichkeit liebe, dies wäre ein Fehler, dem man nicht genug in sich nachforsche, weil man dessen Größe nicht genug begriffe und nicht bedächte, daß man durch Begünstigen und Dulden dieser Anhänglichkeit ein Herz einnähme, welches nur Gott allein angehören sollte, das hieße ihm das stehlen, was ihm in der Welt das Kostbarste wäre. Nachher haben wir wohl eingesehn, daß dieser Grundsatz recht tief in seinem Herzen war, denn um ihn immer gegenwärtig zu haben, hatte er ihn eigenhändig auf ein kleines Blatt besonders aufgeschrieben mit den Worten: „Es ist unrecht, daß man sich anhängt, ob man es auch mit Freuden und freiwillig thue. Ich würde die betrügen, in welchen ich das Verlangen darnach rege machte, denn ich bin keines Menschen Ziel und habe nichts sie zu befriedigen. Bin ich nicht immer gewärtig zu sterben? Und so würde der Gegenstand ihrer Neigung sterben. Wie ich strafbar sein würde, wenn ich jemand eine Unwahrheit glauben machte, ob ich auch noch so leise dazu beredete, ob man sie auch mit Vergnügen glauben und mir damit Vergnügen machen möchte, eben so bin ich strafbar, wenn ich mache, daß man mich liebt und die Menschen anziehe, daß sie sich an mich hängen. Diejenigen, welche bereit sein möchten der Lüge Glauben zu schenken, soll ich warnen, daß sie sie nicht glauben, welcher Vortheil mir auch daraus erwüchse; eben so soll ich sie warnen, sich nicht an mich zu hängen. Denn sie sollen ihr Leben und ihre Sorge weihen Gott zu gefallen und ihn zu suchen.“ *)

*) Ged. Th. 2, A. 17, §. 49.

Auf diese Weise erzog er sich selbst und übte seine Lehren so gut aus, daß ich mich darüber täuschte. Aus diesen Proben seiner frommen Uebungen, die nur durch Zufall zu unsrer Kenntniß gekommen sind, kann man einen Theil der Einsichten ersehen, die Gott ihm zur Vervollkommnung des christlichen Lebens gab.

Er hatte einen so großen Eifer für die Ehre Gottes, daß er es nicht ertragen konnte, wenn sie verletzt wurde, worin es auch sei. Das machte ihn so eifrig für den Dienst des Königs, daß er bei den Unruhen in Paris allen Menschen widerstand und seitdem immer alle Gründe, die man zur Entschuldigung jener Empörung angab, nur Vorwände nannte. *) Er sagte: in einem bestehenden republikanischen Staate, wie Venedig, wäre es ein großes Uebel, wenn man dazu beitrüge, einen König ein zu setzen und die Freiheit der Völker, denen Gott sie gegeben hat, zu unterdrücken; aber in einem Staate, wo die königliche Gewalt bestünde, könnte man die Ehrfurcht, die man ihr schuldig ist, nicht verletzen ohne eine Art von Entweihung des Heiligen, denn sie wäre nicht allein ein Bild der Gewalt Gottes, sondern auch ein Theil dieser Gewalt, der man sich nicht widersetzen könnte, ohne sichtbar Gottes Ordnung zu widerstreben; daher könnte man die Größe dieses Vergehens nicht genug hervorheben, wozu noch käme, daß es immer den Bürgerkrieg mit sich führte, welcher die größte Versündigung wäre, die man an der Liebe des Nächsten begehen könnte. Diesen Grundsatz beobachtete er so genau, daß er zu jener Zeit sehr ansehnliche Vortheile ausschlug um ihn nicht zu ver-

*) Der Widerwillen, den Pascal gegen alles aufrührische Wesen hatte, bezieht sich im Besondern noch auf das große Unglück, welches die Fronde und die Unternehmungen des Prinzen von Condé damals (von 1648—54) über Frankreich und namentlich auch über Paris brachten. vgl. Bayle art. Pascal. H. Der hier angeführte Ausspruch Pascals steht Ged. Th. 2. A. 17. §. 104.

leugnen. Er pflegte zu sagen, daß er von dieser Sünde so weit entfernt wäre als von Mord oder Straßenraub, und daß nichts mehr seiner Natur zuwider wäre und er zu nichts weniger Versuchung fühlte.

Solche Gesinnungen hegte er über den Staatsdienst und er war unversöhnlich gegen die, welche sich demselben widersetzten. Daß er das aber nicht aus Heftigkeit oder aus Festhalten an seinen Meinungen that, das zeigte er darin, daß er eine bewunderungswürdige Sanftmuth gegen die bewies, welche ihn persönlich beleidigten. Nie hat er zwischen ihnen und andern Menschen einen Unterschied gemacht, und er vergaß so völlig was nur seine Person betraf, daß man zu thun hatte ihn daran zu erinnern und ihm alles umständlich angeben mußte. Wenn man das zuweilen bewunderte, sprach er: „Verwundert euch nicht, das ist nicht Tugend, es ist wirkliches Vergessen, ich erinnre mich dessen durchaus nicht.“ Indessen ist doch gewiß, man sieht daraus, daß die Kränkungen, die nur seine Person betrafen, nicht großen Eindruck auf ihn machten, da er sie so leicht vergaß; denn er hatte sonst ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er oft sagte: er hätte nie etwas vergessen, was er hätte behalten wollen.

Diese Sanftmuth übte er in der Behandlung von Unhöflichkeiten bis an sein Ende, denn kurze Zeit vor seinem Tode wurde er in einer Sache, die ihm sehr empfindlich war, von jemand beleidigt, der ihm große Verbindlichkeiten schuldig war, und, da er nun zu gleicher Zeit auch von eben demselben einen Dienst empfing, dankte er ihm mit so viel Complimenten und Höflichkeiten, daß dessen eigentlich zu viel war; das war aber nicht aus Vergessen, weil es zu derselben Zeit war, sondern weil er wirklich kein Gefühl für die Beleidigungen hatte, die nur seine Person betrafen.

Alle diese Gesinnungen, deren Eigenthümlichkeiten ich aufgezeichnet habe, wird man besser im Kurzen aus einer

Schilderung ersehen, die er von sich selbst gemacht und in folgender Art auf einem Blättchen aufgeschrieben hat: *) „Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie geliebt hat. Ich liebe den Reichthum, weil er Mittel giebt den Unglücklichen bei zu stehn. Ich halte Treue aller Welt. Ich thue nicht Böses denen die es mir thun, sondern ich wünsche ihnen eine gleiche Stellung wie die meinige, in welcher man von der Mehrzahl der Menschen weder Böses noch Gutes empfängt. Ich bestrebe mich immer wahrhaft aufrichtig und treu zu sein gegen alle Menschen und ich habe eine herzliche Zärtlichkeit gegen die, welche Gott enger mit mir verbunden hat, und wenn ich allein bin oder vor den Augen der Menschen, ich habe in allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der sie richten soll und dem ich sie alle geweiht habe. Das sind meine Gesinnungen und ich segne alle Tage meines Lebens meinen Erlöser, der sie mir gegeben und aus einem Menschen voll Schwäche, Elend, Begierde, Stolz und Ehrgeiz einen Menschen gemacht hat, der von allen diesen Uebeln frei ist durch die Kraft der Gnade, der ich alles das verdanke; denn von mir hatte ich nichts als Elend und Schrecken.“

So hatte er sich also selbst abgeschildert, um unausgesetzt den Weg, worauf Gott ihn führte, vor Augen zu haben und sich nie davon abwenden zu können. **) Die außerordentlichen Erleuchtungen verbunden mit der Größe seines Verstandes hinderten ihn nicht, in der ganzen Folge seines Lebens eine wunderbare Einfachheit zu zeigen, die ihn in allen geistlichen Uebungen sehr genau machte. Er hatte eine ausnehmende Liebe zum ganzen Gottesdienst, aber vor allen

*) Ged. Th. 2. A. 17. §. 84.

**) Also war es nicht hochmüthiges Selbstloben, sondern nur Bezeichnung des Ziels, wohin er strebte und führen wollte.

dem Herrn Pfarrer und als dieser ihn mit dem heiligen Ciborium*) segnete, sprach er: „Gott verlasse mich nimmer!“

Dies waren gewisser Maßen seine letzten Worte; denn nachdem er seine Danksagung verrichtet hatte, überfielen ihn den Augenblick darnach wieder seine Krämpfe. Sie verließen ihn nicht mehr und gaben ihm nicht einen Augenblick Freiheit des Geistes, sie hielten an bis zu seinem Tode, der vier und zwanzig Stunden nachher erfolgte, am 19ten August 1662, um ein Uhr des Morgens, im Alter von neun und dreißig Jahren und zwei Monaten.

*) Hostiengefäß.

Pascals

Gedanken über Religion

und

einige andere Gegenstände.

Vorrede,

worin man *) zeigt, auf welche Art dieſe Gedanken geſchrieben und geſammelt worden ſind, was ihren Druck verſpätet hat, welches die Abſicht des Verfaſſers bei dieſem Werke war und wie er die letzten Jahre ſeines Lebens hingebracht hat.

Pascal verließ ſehr jung das Studium der Mathematik, der Phyſik und der andern weltlichen Wiſſenſchaften, in denen er einen ſo großen Fortſchritt gemacht hatte, und fing gegen ſein dreißigſtes Jahr an ſich mit ernſtern und erhabnern Dingen zu beſchäftigen, und ſich, ſo viel es ſeine Geſundheit erlaubte, einzig dem Studium der Schrift, der Kirchenväter und der chriſtlichen Sittenlehre zu ergeben.

Obgleich er nun nicht weniger in dieſen Wiſſenſchaften ausgezeichnet war (wie er das durch Werke, die für vollendet in ihrer Art gehalten werden, wohl gezeigt hat), ſo kann man dennoch behaupten: wenn Gott ihm vergönnt hätte einige Zeit an dem Werk zu arbeiten, das er über die Religion

*) Es war eine Eigenthümlichkeit der Schriftſteller von Portroyal, daß ſie aus Beſcheidenheit zur Bezeichnung der eigenen Perſon ſich des unbeſtimmten Fürworts „man" bedienten, ſie thaten das ſogar bisweilen auf eine etwas gezwungne Weiſe (wie auch in dieſer Vorrede mehrmals), ſo daß ſie deshalb von ihren Gegnern beſpöttelt wurden. Zu dieſer Sitte ſoll Pascal die Veranlaſſung gegeben haben, denn er pflegte zu ſagen: ein ehrlicher Menſch müſſe es vermeiden ſich ſelbſt zu nennen, das Chriſtenthum vernichte das menſchliche Ich und die Höflichkeit verberge und unterdrücke es. (Geb. Th. 2. A. 17. §. 81.) vgl. Bayle dict art. Pascal. O.

zu schreiben beabsichtigte und dem er sein ganzes übriges Leben widmen wollte, so würde dieses Werk alle andern, die man von ihm gesehen hat, weit übertroffen haben; denn gewiß standen seine Einsichten in diesen Gegenstand unendlich hoch über den Einsichten, die er in alle andere Dinge hatte.

Ich glaube: jedermann wird leicht davon überzeugt werden, wenn er allein das Wenige sieht, was man jetzt davon giebt, so unvollkommen es auch erscheine, und vorzüglich, wenn er die Art kennt, wie er daran gearbeitet und die ganze Geschichte der Sammlung, die man davon gemacht. Auf folgende Weise ist alles zugegangen.

Pascal faßte den Plan zu diesem Werk mehre Jahre vor seinem Tode, doch muß man sich nicht wundern, daß er so lange unterließ etwas davon schriftlich auf zu setzen, denn er war immer gewohnt viel über die Sachen nach zu denken und sie in seinem Geist zu ordnen, ehe er sie ans Licht brachte, um wohl zu erwägen und sorgfältig zu untersuchen, welche er zuerst und welche er zuletzt stellen müßte und welche Ordnung er allen geben sollte, damit sie die Wirkung thun könnten, die er wünschte. Und da er ein ausgezeichnetes, man kann sagen, wunderbares Gedächtniß hatte, so daß er oft versicherte: er habe nie etwas von dem, was er sich ein Mal gut eingeprägt, wieder vergessen, so fürchtete er, wenn er sich einige Zeit mit einem Gegenstande beschäftigt hatte, durchaus nicht, daß die Gedanken, die ihm gekommen waren, ihm je entfallen würden, und daher verschob er oft sie auf zu schreiben, entweder weil er nicht Muße dazu hatte oder weil seine Gesundheit, die fast immer schwankend gewesen ist, nicht stark genug war, um ihm anhaltendes Arbeiten zu erlauben.

Das war der Grund, weshalb bei seinem Tode der größte Theil dessen, was er schon in Betreff seines Plans in Gedanken abgefaßt hatte, verloren gegangen ist, denn er

hat beinahe nichts aufgeschrieben über die Hauptgründe, deren er sich bedienen, über die Grundlagen, auf denen er sein Werk stützen, und über die Ordnung, die er beobachten wollte, was gewiß sehr beträchtlich war. Alles das war vollkommen ausgeprägt in seinem Geist und in seinem Gedächtniß, aber indem er versäumt hatte es nieder zu schreiben, als er das vielleicht hätte thun können, befand er sich, als er es wohl hätte mögen, außer Stande überhaupt daran zu arbeiten.

Es ereignete sich indessen vor zehn oder zwölf Jahren eine Gelegenheit, bei welcher man ihn nöthigte nicht nieder zu schreiben, was er über diesen Gegenstand in seinem Geiste trug, aber doch mündlich einiges darüber zu sagen. Er that es in Gegenwart und auf die Bitte mehrer sehr angesehener Freunde. Er entwickelte ihnen in wenigen Worten den Plan seines ganzen Werks, legte ihnen vor, was dessen Gegenstand und Inhalt ausmachen sollte, gab ihnen kurz die Gründe und Principien an und erklärte ihnen die Ordnung und Folge der Dinge, die er darin behandeln wollte. Und diese Personen, die über solche Dinge zu urtheilen so fähig sind wie man nur sein kann, gestehen, sie haben nie etwas gehört, was schöner, stärker, rührender oder überzeugender gewesen wäre, sie seien davon hingerissen worden, und das, was sie in einer Rede, die zwei bis drei Stunden lang so auf der Stelle gehalten wäre ohne vorher überdacht oder ausgearbeitet zu sein, von diesem Plan und Entwurf gesehen hätten, lasse sie schließen, was es einst sein könnte, wenn es je ausgeführt und zur Vollendung gebracht würde von einem Manne, dessen Kraft und Tüchtigkeit ihnen bekannt wäre, der gewohnt wäre alle seine Werke so zu arbeiten, daß er sich fast nie mit seinen ersten Gedanken, wie gut sie auch andern schienen, begnügte und der oft sogar acht oder zehn Mal Stücke, die jeder andere als er seit

dem ersten Mal bewundernswürdig fand, wieder von vorn angefangen hat.

Nachdem er ihnen bemerklich gemacht hatte, welches die Beweise sind, die den meisten Eindruck auf den Geist der Menschen machen und die am geeignetsten sind sie zu überzeugen, unternahm er aus zu führen, daß die christliche Religion eben so viel Merkmale von Gewißheit und Evidenz habe als die Dinge, die in der Welt für die unzweifelhaftesten angenommen werden.

Er begann darauf mit einem Gemälde des Menschen, worin er nichts vergaß von allem, woran er von innen und von außen und bis zu den geheimsten Bewegungen seines Herzens zu erkennen ist. Nun nahm er einen Menschen an, der bisher immer in einer allgemeinen Unwissenheit und in Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge und besonders gegen sich selbst gelebt hat und endlich anfängt sich in diesem Gemälde zu erkennen und zu untersuchen was er ist. Er findet sich überrascht eine Menge von Dingen zu entdecken, an die er nie gedacht hat, und er kann nicht ohne Erstaunen und Bewunderung alles das bemerken, was Pascal ihm fühlbar macht von seiner Größe und Niedrigkeit, von seinen Vorzügen und Schwächen, von dem wenigen Licht, das ihm übrig ist, und von der Finsterniß, die ihn fast von allen Seiten umgiebt, und zuletzt von allem den erstaunlichen Widersprüchen, die sich in seiner Natur finden. Nach alle diesen kann er nicht mehr in der Gleichgiltigkeit verbleiben, wenn er nur etwas weniges Vernunft hat, und wie fühllos er auch bisher gewesen, muß er doch jetzt, nachdem er so erkannt hat was er ist, auch wünschen zu erkennen, von wo er kommt und was er werden soll.

Nachdem Pascal ihn in diese Neigung versetzt hat über einen so wichtigen Zweifel sich belehren zu wollen, verweist er ihn zuvörderst an die Philosophen, setzt ihm alles, was

die größten Philosophen aller Schulen über den Menschen gesagt haben, auseinander und zeigt ihm dann so viel Mängel, so viel Schwächen, so viel Widersprüche und so viel Irrthümer in allem, was sie vorgebracht haben, daß es jenem Menschen nicht schwer wird ein zu sehn, da wäre nicht, woran er sich zu halten habe.

Darauf läßt er ihn das ganze Universum und alle Zeitalter durchlaufen um ihm eine Unzahl von Religionen zu zeigen, die da vorkommen, läßt ihm aber zugleich sehen, daß alle diese Religionen nur voll Eitelkeit, Thorheiten, Irrthümer, Verirrungen und Ungereimtheiten sind und belegt ihm das mit so starken und so überzeugenden Gründen, daß er auch da nichts findet, was ihn befriedigen könne.

Zuletzt läßt er ihn die Augen auf das Jüdische Volk werfen und läßt ihn da so außerordentliche Umstände betrachten, daß er leicht seine Aufmerksamkeit anzieht. Nachdem er ihm alles vorgestellt, was dies Volk Eigenthümliches hat, verweilt er im Besondern dabei ihn aufmerksam zu machen auf ein einziges Buch, durch welches es sich regiert und welches alles zusammen seine Geschichte, sein Gesetz und seine Religion enthält. Kaum hat er dieses Buch aufgeschlagen, so lernt er daraus, daß die Welt das Werk eines Gottes ist und daß derselbe Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen und ihn mit allen Vorzügen des Leibes und Geistes begabt hat, die für diesen Zustand geeignet sind. Obgleich er noch nichts hat, was ihn von dieser Wahrheit überzeugt, so gefällt sie ihm doch schon und die Vernunft allein reicht hin, um ihn in dieser Voraussetzung, daß ein Gott der Urheber aller Menschen und aller Dinge im Universum ist, mehr Wahrscheinlichkeit finden zu lassen als in allem, was eben diese Menschen sich durch ihre eigenen Geisteskräfte vorgestellt haben. An dieser Stelle verweilt er nun, weil er aus dem Gemälde, welches man ihm vom Menschen

gemacht hat, ſieht, daß er ſehr fern davon iſt alle jene Vorzüge zu beſitzen, die er hat haben ſollen, als er aus den Händen ſeines Schöpfers hervor ging. Doch er bleibt nicht lange in dieſem Zweifel, denn ſo bald er in demſelben Buche zu leſen fortfährt, findet er darin, daß, nachdem der Menſch im Stande der Unſchuld und mit allen Vollkommenheiten von Gott erſchaffen war, ſeine erſte Handlung darin beſtand, ſich gegen ſeinen Schöpfer zu empören und alle von ihm empfangenen Vorzüge an zu wenden um ihn zu beleidigen. Pascal macht ihm alsdann begreiflich, daß dieſe Sünde, als die größte aller Sünden unter allen dieſen Umſtänden, nicht bloß an dieſem erſten Menſchen beſtraft worden iſt, der, dadurch von ſeinem Stande gefallen, plötzlich in das Elend, die Schwäche, den Irrthum und die Blindheit verſank, ſondern auch an allen ſeinen Nachkommen, denen dieſer ſelbige Menſch ſein Verderben in alle Folge der Zeiten mitgetheilt hat und noch mittheilen wird.

Er zeigt ihm darauf verſchiedene Stellen dieſes Buchs, wo er dieſe Wahrheit entdeckt hat und läßt ihn Acht geben, wie darin nicht anders mehr von Menſchen geſprochen wird als mit Bezug auf dieſen Zuſtand der Schwäche und Unordnung, wie darin oft geſagt wird, daß alles Fleiſch verderbt iſt, daß die Menſchen ihren Sinnen ergeben ſind und eine Neigung zum Böſen haben von ihrer Geburt an. Weiter zeigt er ihm, daß dieſer erſte Fall die Quelle iſt nicht bloß von allem, was am unbegreiflichſten in der Natur des Menſchen erſcheint, ſondern auch von unzähligen Wirkungen, die außer ihm ſind und deren Urſache ihm unbekannt iſt. Endlich zeigt er ihm den Menſchen ſo gut abgeſchildert in dieſem ganzen Buch, daß er ihn nicht mehr von dem früher gezeichneten Bilde verſchieden findet.

Es iſt nicht genug einen ſolchen Menſchen zur Erkenntniß ſeines ganz elenden Zuſtandes zu bringen, Pascal lehrt

ihn auch, daß er in demselben Buch findet, womit er sich trösten kann, und weiset ihm in der That nach, wie darin gesagt ist, das Mittel sei in Gottes Händen, zu ihm müssen wir unsre Zuflucht nehmen um die Kräfte zu empfangen, die uns fehlen, er werde sich erbitten lassen, und werde selbst den Menschen einen Erlöser senden, der für sie genug thun und ihr Unvermögen ersetzen werde. Nachdem er ihm eine große Menge von sehr eigenthümlichen Bemerkungen über das Buch dieses Volks entwickelt hat, zeigt er ihm vor, daß es das einzige ist, welches vom höchsten Wesen würdig gesprochen und den Begriff einer wahren Religion gegeben hat. Er führt ihm deren merklichste Kennzeichen auf, wendet sie auf diejenigen an, welche dieses Buch gelehrt, und macht ihn besonders darauf aufmerksam, daß sie das Wesen ihres Cultus in die Liebe des Gottes setzt, den sie anbetet; dies ist ein ganz eigenthümlicher Zug, der sie sichtbar von allen andern Religionen unterscheidet, deren Falschheit eben durch den Mangel dieses so wesentlichen Kennzeichens sich offenbart.

Nachdem Pascal diesen Menschen den er unmerklich gewinnen wollte, so weit vorgeführt, so hat er ihm zwar noch nichts gesagt, was ihn von den Wahrheiten, die er ihn entdecken ließ, überzeugen könnte, indessen hat er ihm die Neigung eingeflößt sie mit Freuden auf zu nehmen, so bald man ihm nur zeigen kann, daß er sich ihnen ergeben soll und selbst von ganzem Herzen zu wünschen, daß sie sicher und wohlbegründet seien, weil er darin so große Vortheile findet für seine Ruhe und für die Aufklärung seiner Zweifel. Dies ist auch der Punkt, wo jeder Mensch vernünftig sein sollte, wenn er ein Mal recht eingedrungen wäre, in die Reihe aller der Dinge, die Pascal ihm eben vorgestellt hat. Man kann annehmen, daß er nach diesem sich leicht allen den Beweisen ergeben würde, welche der Verfasser darauf bei-

bringen wird um die Gewißheit und Evidenz aller jener wichtigen Wahrheiten zu befestigen, von denen er gesprochen hatte, und die das Fundament der christlichen Religion sind, für welche er eben zu gewinnen beabsichtigte.

Um in wenigen Worten etwas über diese Beweise zu sagen, zeigte er im Allgemeinen, daß die Wahrheiten, um die es sich handelt, enthalten wären in einem Buche, an dessen Zuverlässigkeit kein Mensch von gesundem Verstande zweifeln könnte, und verweilte dann hauptsächlich beim Buch Mosis, worin diese Wahrheiten ins Besondere ausgesprochen sind, und that durch eine große Menge von unzweifelhaften Umständen dar, wie es gleich unmöglich wäre, daß Mose falsche Dinge schriftlich überliefert hätte und daß das Volk, dem er sie überliefert, sich damit hätte betrügen lassen, selbst wenn Mose fähig gewesen wäre ein Betrüger zu sein.

Er sprach auch von den großen Wundern, die in diesem Buche berichtet werden, und da sie von großer Wichtigkeit für die Religion sind, die darin gelehrt wird, so bewies er, wie unmöglich es ist, daß sie nicht wahr wären, nicht allein aus dem Ansehn des Buchs, worin sie enthalten sind, sondern auch aus allen den Umständen, die sie begleiten und unzweifelhaft machen.

Er zeigte auch, auf welche Art das ganze Gesetz Mosis vorbildlich war, nämlich daß alles, was den Juden begegnet, nur das Bild der Wahrheiten war, die erfüllt wurden bei der Ankunft des Messias und daß, wenn der Schleier, der diese Vorbilder deckte, gehoben würde, es leicht wäre ihre Erfüllung zu schauen und ihre gänzliche Vollendung zu Gunsten derer, die Jesum Christum angenommen haben.

Darauf unternahm er, die Wahrheit der Religion aus den Prophezeiungen zu beweisen und über diesen Gegenstand verbreitete er sich viel mehr als über die andern. Da er viel darüber gearbeitet hatte und darin ganz eigenthümliche

Ansichten besaß, so setzte er sie auf eine sehr verständliche Weise auseinander; er zeigte ihren Sinn und ihre Folgen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und gab volles Licht und ihre ganze Stärke.

Zuletzt nachdem er die Bücher des alten Testaments durchgegangen war und noch mehre überzeugende Bemerkungen gemacht hatte, die zur Grundlage und zum Beweise für die Wahrheit der Religion dienen sollten, so unternahm er noch vom neuen Testament zu sprechen und seine Beweise von der Wahrheit des Evangeliums selbst zu entnehmen.

Er begann mit Jesu Christo und obgleich er ihn bereits unwiderleglich aus den Prophezeiungen und aus allen Vorbildern des Gesetzes, deren vollkommne Erfüllung man in ihm sähe, erwiesen, brachte er noch viele Beweise aus seiner Person selbst, aus seinen Wundern, aus seiner Lehre und aus den Umständen seines Lebens bei.

Darnach verweilte er bei den Aposteln, und um die Wahrheit des Glaubens, den sie überall laut verkündigt haben, dar zu thun, stellte er fest, man könnte nicht anders sie der Falschheit anklagen, als wenn man annähme, entweder daß sie Betrüger gewesen oder selbst betrogen worden wären und zeigte dann klar, daß die eine wie die andre von diesen Annahmen gleich unmöglich wäre.

Endlich vergaß er nichts, was zur Wahrheit der evangelischen Geschichte dienen konnte, indem er sehr schöne Bemerkungen über das Evangelium selbst machte, über die Sprache der Evangelisten und über ihre Personen, über die Apostel im Besondern und über ihre Schriften, über die gewaltige Menge von Wundern, über die Märtyrer, über die Heiligen, mit einem Wort, über alle die Mittel, wodurch die christliche Religion sich vollständig aufgebaut hat. Und obgleich er nicht Zeit hatte in einer bloßen Rede einen so weitläuftigen Gegenstand der Länge nach zu behandeln, wie

er es in seinem Werk zu thun beabsichtigte, so sagte er doch genug um zu überzeugen, daß alles dieses nicht das Werk der Menschen sein könnte und daß nur Gott allein das Zusammentreffen von so vielen verschiednen Begebenheiten hätte leiten können, die alle gleichmäßig mitwirken um unwiderleglich die Religion zu beweisen, die er selbst gekommen ist unter den Menschen zu stiften.

Dies sind der Hauptsache nach die Hauptgegenstände, von denen er in dieser ganzen Rede zu sprechen unternahm, welche er denen, die ihn hörten, nur vorlegte als einen Auszug des großen Werks, das er vorhatte, und eben durch einen von denen, die dabei gegenwärtig waren, hat man nachher das Wenige erfahren, was ich eben berichtet habe.

Unter den Bruchstücken, die man dem Publicum giebt, wird man etwas von diesem großen Plane sehn, aber nur sehr wenig und das selbst, was man da finden wird, ist so unvollständig, so wenig ausgeführt und so wenig durchgearbeitet, daß es nur einen sehr ungefähren Begriff geben kann von der Art, wie er sich vornahm es zu behandeln.

Uebrigens muß man sich nicht wundern, wenn man bei Vertheilung des Stoffs in dem Wenigen, was man giebt, nicht des Verfassers Ordnung und Reihefolge beobachtet hat, da man fast nichts hatte, was sich folgte, so war es unnöthig sich an diese Ordnung zu halten und man hat sich begnügt die Gegenstände ungefähr in der Weise zu stellen als man es für das, was man davon hatte, mehr geeignet und passend hielt. Man hofft sogar es werden nur wenige Leser sein, die, wenn sie einmal den Plan des Verfassers wohl aufgefaßt haben, nicht auch von selbst den Mangel jener Ordnung ergänzen würden und die verschiednen in diesen Fragmenten zerstreuten Gegenstände mit Aufmerksamkeit betrachtend, nicht auch leicht beurtheilen sollten wo sie nach der Idee dessen, der sie schrieb, hätten angebracht werden sollen.

Besäße man nun jene Rede ganz der Länge nach und in der Art, wie sie gehalten wurde, aufgeschrieben, so hätte man einigen Grund sich über den Verlust dieses Werks zu trösten und man könnte sagen, daß man davon wenigstens eine kleine Probe hätte, wenn auch eine sehr unvollständige. Aber Gott hat es nicht zugegeben, daß er uns eins oder das andre hinterlassen sollte, denn kurze Zeit darnach wurde er krank und verfiel in eine Mattigkeit und Schwäche, welche die letzten vier Jahre seines Lebens dauerte, und welche, obgleich sie ihm äußerlich sehr wenig an zu sehen war und ihn weder das Bett noch die Stube zu hüten zwang, doch ihn viel belästigte und ihn fast unfähig machte sich mit irgend etwas zu beschäftigen, so daß es die größte Sorge und das hauptsächlichste Geschäft seiner Umgebungen war ihn vom Schreiben, ja selbst vom Sprechen über alles, was einige Anstrengung des Geistes erforderte ab zu halten und nur über gleichgültige Dinge, die ihn nicht angreifen konnten, mit ihm zu reden.

Und dennoch gerade in diesen letzten vier Jahren der Ermattung und Krankheit hat er alles das gemacht und geschrieben, was man von diesem Werke, welches er vorhatte, besitzt und alles, was man davon dem Publicum übergiebt. Denn zwar wartete er auf die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit um ernstlich daran zu arbeiten und das, was er in seinem Geiste schon durchgearbeitet und geordnet hatte, nieder zu schreiben, aber wenn ihm einige neue Gedanken, Ansichten, Ideen oder auch eine Wendung und einige Ausdrücke einfielen, die ihm einst für seinen Zweck dienlich sein zu können schienen, zog er es vor lieber etwas davon schriftlich auf zu setzen um sie nicht zu vergessen, da er damals weder im Stande war sich so anhaltend als in gesunden Tagen mit ihnen zu beschäftigen, noch sie seinem Geiste und seinem Gedächtniß ein zu prägen vermachte.

Daher nahm er das erste Stück Papier, das ihm in die Hand fiel, und setzte seine Gedanken in wenig Worten, sehr oft sogar mit halben Worten auf, denn er schrieb es für sich und deshalb begnügte er sich es nur sehr obenhin zu thun, damit er sich den Geist nicht anstrengte, und allein das auf zu zeichnen, was nöthig war ihn an die Ansichten und Ideen, die er hatte wieder zu erinnern.

Auf diese Weise hat er das Meiste von den Fragmenten, die man in dieser Sammlung findet, abgefaßt, so daß man sich nicht wundern muß, wenn einige darunter äußerst unvollkommen, zu kurz und zu wenig entwickelt erscheinen und man in ihnen nicht ganz passende und nicht ganz zierliche Wörter und Ausdrücke findet. Zuweilen jedoch begegnete es ihm, wenn er die Feder in der Hand hatte, konnte er sich nicht halten und er folgte seiner Neigung seine Gedanken weiter zu treiben und sie etwas aus zu dehnen, obgleich nie mit der Kraft und mit der Geistesstärke, als wenn er vollkommen gesund gewesen wäre. Daher wird man auch einige Fragmente ausgeführter und besser geschrieben und einige Capitel zusammenhängender und vollständiger finden als die andern.

Auf solche Art sind diese Gedanken geschrieben und aus diesen leichten Anfängen und aus diesen schwachen Versuchen eines Kranken, die er nur für sich allein geschrieben hat um sich im Geiste Gedanken, welche er zu verlieren fürchtete, zu verwahren, die er nie durchgesehn noch überarbeitet hat, wird jedermann, glaube ich, leicht urtheilen, wie das ganze Werk geworden wäre, wenn er hätte können seine volle Gesundheit wieder erlangen und die letzte Hand daran legen, er, der die Sache in ein so schönes Licht und in eine so schöne Ordnung zu stellen wußte, der allem, was er sagen wollte, eine so eigenthümliche, so edle und erhabne Wendung gab, der die Absicht hatte dieses Werk mehr aus zu arbeiten

als alle, die er jemals geschrieben, der alle Kraft des Geistes und alle Talente, die Gott ihm gegeben darauf verwenden wollte und oft gesagt hat, daß er zehn Jahre Gesundheit brauchte um es zu beendigen.

Da man wußte, daß Pascal die Absicht hatte über die Religion zu schreiben, so war man darauf bedacht nach seinem Tode mit großer Sorgfalt alles zu sammeln, was er über diesen Gegenstand nieder geschrieben hatte. Man fand alles zusammen in verschiedenen Heften eingenäht, aber ohne Ordnung und Reihefolge, weil es, wie gesagt, nichts war als der erste Ausdruck seiner Gedanken, den er auf kleine Stückchen Papier schrieb, wie sie ihm grade in den Sinn kamen. Und alles das war so unvollständig und so schlecht geschrieben, daß man alle Mühe von der Welt gehabt hat es zu entziffern.

Das erste, was man that, war, daß man die Hefte abschreiben ließ, so wie sie waren und in derselben Verwirrung, wie man sie gefunden hatte. Aber als man sie in diesem Zustande sah und sie mit mehr Leichtigkeit lesen und untersuchen konnte als im Original, erschienen sie Anfangs so ungestaltet, so wenig zusammenhängend und meistentheils so wenig ausgeführt, daß man lange Zeit durchaus nicht daran dachte sie drucken zu lassen, obgleich mehre sehr angesehne Personen oft es dringend und inständig verlangten, denn man war der Meinung: gäbe man diese Bruchstücke in dem Zustande, wie sie waren, so könnte man die Erwartung und die Idee, die alle Welt von diesem schon viel besprochenen Werke hatte, nicht erfüllen.

Aber zuletzt war man gezwungen der Ungeduld und dem großen Verlangen nach zu geben, womit alle Welt sie gedruckt zu sehen wünschte. Und man entschloß sich um so lieber dazu, als man glaubte, daß die, welche sie läsen, billig genug sein würden zwischen einer hingeworfnen Skizze

und einer vollendeten Arbeit einen Unterschied zu machen und nach der Probe, wie unvollkommen sie auch sei, über das Werk zu urtheilen. Also beschloß man es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aber da es mehre Arten gab dies aus zu führen, so währte es einige Zeit, ehe man sich bestimmte, welche man wählen sollte. Die erste Art, die sich darbot und ohne Zweifel die leichteste, war sie sofort drucken zu lassen in dem Zustande, wie man sie gefunden. Aber man sah bald, wenn man es auf diese Art machte, so würde man fast alle Frucht, die man davon hoffen könnte, verlieren, weil die zusammenhängendern, deutlichern und ausgeführtern Gedanken gemischt und gleichsam verschlungen waren unter so vielen andern halb ausgearbeiteten, von denen einige sogar jedem andern als dem, der sie geschrieben, fast unverständlich waren und so hatte man allen Grund zu glauben, die einen würden den andern schaden und man würde diesen Band, unnützer Weise angeschwollen durch so viele unvollständige Gedanken, nur betrachten als eine verworrene Masse ohne Ordnung und Folge, die zu nichts dienen könnte.

Eine andre Art diese Schriften dem Publicum zu übergeben war sie vorher zu überarbeiten, die dunkeln Gedanken auf zu hellen und die unvollständigen zu vollenden und in allen diesen Fragmenten den Plan des Verfassers aufnehmend, in gewisser Art das Werk zu ergänzen, das er machen wollte. Dieser Weg wäre gewiß der beste gewesen, aber es war auch sehr schwer ihn gut aus zu führen. Dennoch blieb man lange dabei stehn und hatte in der That angefangen daran zu arbeiten. Aber zuletzt beschloß man ihn eben so gut als den ersten zu verwerfen, weil man erwog, daß es fast unmöglich war recht ein zu gehn in den Gedanken und in den Plan eines Autors und besonders eines Autors wie Pascal und daß man dann nicht sein Werk, sondern ein ganz verschiednes liefern würde.

Um also die Uebelstände, die bei der einen wie bei der andern Art diese Fragmente erscheinen zu lassen sich zeigten, zu vermeiden, hat man eine Art zwischen beiden gewählt und das ist die, welche man in dieser Sammlung befolgt hat. Man nahm unter jener großen Menge von Gedanken allein diejenigen, welche die klarsten und vollendetsten schienen und giebt sie so, wie man sie fand, ohne etwas zu zu setzen oder zu ändern, nur statt, daß sie ohne Reihe, ohne Verbindung und verworren da und dort zerstreut waren, hat man sie in eine Art Ordnung gebracht und diejenigen, welche dieselben Gegenstände betrafen, unter dieselben Titel gestellt; dagegen alle übrigen, die entweder zu dunkel oder zu unvollständig waren, hat man zurück behalten.

Nicht daß sie nicht auch sehr schöne Sachen enthielten und nicht auch geeignet wären denen, die sie recht verstünden, große Ansichten zu eröffnen; aber da man sie nicht bearbeiten wollte um sie auf zu hellen und zu vollenden, wären sie völlig unnütz gewesen in dem Zustande, wie sie sind. Damit man eine Idee davon habe, will ich hier nur eine zum Beispiel anführen, von welcher man auf alle übrigen, die man zurück behalten hat, schließen kann. Folgendes ist der Gedanke und zwar in dem Zustande, wie man ihn unter diesen Bruchstücken gefunden hat: „Ein Handwerker, der von Reichthümern redet; ein Sachwalter, der von Krieg, vom Königthum redet u. s. w. Aber der Reiche redet gut von den Reichthümern, der König redet kaltblütig von einem großen Geschenk, das er eben gemacht, und Gott redet gut von Gott."

In diesem Fragment liegt ein sehr schöner Gedanke, aber Wenige können ihn sehen, weil er sehr unvollkommen entwickelt ist, auf eine sehr dunkle, kurze und abgebrochne Weise, so daß, wenn man Pascal nicht oft mündlich denselben Gedanken hätte aussprechen hören, es schwer sein würde ihn

in einem so verworrnen und unklaren Ausdruck wieder zu erkennen. Dies ist ungefähr sein Inhalt.

Er hatte mehre sehr eigenthümliche Bemerkungen über die Sprache der Schrift und des Evangeliums im Besondern gemacht und darin Schönheiten gefunden, die vielleicht niemand vor ihm bemerkt. Er bewundert unter andern die Naivität, die Einfachheit und so zu sagen die Kaltblütigkeit, mit welcher Jesus Christus da über die größten und erhabensten Dinge spricht, als da sind zum Beispiel das Reich Gottes, die Herrlichkeit, welche die Heiligen im Himmel besitzen werden, die Strafen der Hölle, ohne sich darüber zu verbreiten, wie es die Kirchenväter gethan und alle, die über diese Gegenstände geschrieben. Er sagte: die eigenthümliche Ursache davon wäre, daß diese Dinge, zwar unendlich groß und erhaben für uns, es nicht eben so für Christum wären und daß man es also nicht seltsam finden dürfe, wenn er davon in der Art spricht ohne Staunen und ohne Bewunderung, wie zum Beispiel, doch ohne einen Vergleich zu machen, ein Feldherr ganz einfach und ohne aus der Ruhe zu kommen von der Belagerung eines wichtigen Platzes oder von dem Gewinn einer großen Schlacht redet oder wie ein König kaltblütig von einer Summe von funfzehn oder zwanzig Millionen spricht, über die ein Privatmann und ein Handwerker nicht ohne große Aufregung sprechen würde.

Das ist der Gedanke, der in den wenigen Worten dieses Fragments enthalten und eingeschlossen ist und im Geiste vernünftiger Menschen, die gewissenhaft zu Werke gehen, könnte diese Betrachtung in Verbindung mit einer Menge andrer ähnlichen gewiß zu einem Beweise für die Göttlichkeit Christi dienen. Ich glaube, dies eine Beispiel wird hinreichen nicht nur schließen zu lassen, wie ungefähr die Bruchstücke sind, die man zurück behalten hat, sondern auch die geringe Sorgfalt zu zeigen und so zu sagen die Nachlässigkeit,

womit sie fast alle geschrieben worden sind; was gewiß jeden überzeugen muß, daß Pascal, wie gesagt, sie wirklich ganz allein für sich geschrieben hat ohne im geringsten voraus zu setzen, daß sie je in diesem Zustande herauskommen sollten. Daher ist auch zu hoffen, daß man geneigt sein werde die Lücken, die hier vorkommen mögen, zu entschuldigen.

Wenn sich in dieser Sammlung noch einige Gedanken vorfinden, die etwas dunkel sind, so denke ich, man wird sie dennoch, wenn man sich nur ein wenig Mühe geben will, sehr leicht verstehen und wird zugeben, daß dies nicht die am wenigsten schönen sind und daß man besser gethan hat sie zu geben wie sie sind, als wenn man sie hätte aufklären wollen durch eine Menge von Worten, die sie nur gedehnt und schleppend gemacht und ihnen eine der Hauptschönheiten geraubt hätten, nämlich die, viel in wenig Worten zu sagen. Ein Beispiel liefert ein Bruchstück des Capitels von den Beweisen für Jesum Christum durch die Prophezeiungen, das so lautet: „Die Propheten sind gemischt, Weissagungen über besondere Fälle und Weissagungen über den Messias, damit die Weissagungen über den Messias nicht ohne Beweise wären und die besondern Weissagungen nicht ohne Frucht.“ *) Er giebt in diesem Fragment den Grund an, warum die Propheten, die nur den Messias im Auge hatten, deren Aufgabe allein zu sein schien nur von ihm und von dem, was ihn betraf, zu weissagen, dennoch oft ganz besondere Dinge vorausgesagt haben, die völlig gleichgültig und unnütz für ihren Zweck zu sein schienen. Er sagt: es war darum, damit, wie diese besondern Begebenheiten sich von Tage zu Tage vor den Augen aller Welt erfüllten, so wie sie sie vorausgesagt hatten, sie auch ohne Widerspruch für Propheten anerkannt würden und man also auch nicht zweifeln könnte an der Wahrheit und Gewißheit alles dessen, was sie vom

*) Ged. Th. 2. A. 11. §. 5.

Messias prophezeiten; so daß auf diese Weise die Prophezeiungen vom Messias in gewisser Art ihre Beweise und ihre Geltung aus der Erfüllung und Bewährung dieser besondern Prophezeiungen zögen und daß diese besondern Prophezeiungen, welche so, die vom Messias beweisen und belegen, keineswegs unnütz und fruchtlos wären. Dies ist der Sinn jenes Bruchstücks erweitert und entwickelt; aber gewiß wird jeder weit mehr Vergnügen darin finden ihn in den bloßen Worten des Verfassers selbst zu entdecken, als ihn so erklärt und entwickelt zu sehen.

Auch scheint es hier der Ort einige Leser zu enttäuschen, die vielleicht hier Beweise und mathematische Demonstrationen von dem Dasein Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und mehren andern Glaubensartikeln erwarten möchten, und ihnen an zu zeigen, daß dies gar nicht im Plan Pascals lag. Er wollte durchaus nicht alle jene Wahrheiten der Religion beweisen durch solche Demonstrationen, die auf evidente Prinzipien gegründet, im Stande wären auch die Hartnäckigkeit der Verstocktesten zu überwinden, noch durch metaphysische Vernunftschlüsse, die oft den Geist mehr verwirren als überzeugen, noch durch Gemeinplätze von den verschiednen Wirkungen der Natur hergenommen, sondern durch moralische Beweise, die mehr ans Herz gehn als an den Geist d. h. er wollte sich bemühen mehr das Herz zu rühren und zu stimmen als den Geist zu überzeugen und zu überreden. Denn er wußte, daß die Leidenschaften und die lasterhaften Neigungen, die das Herz und den Willen verführen, die größten Hemmungen und die hauptsächlichsten Hindernisse des Glaubens sind, die wir haben und daß, wenn man nur diese Hindernisse haben könnte, es nicht schwer wäre den Geist dahin zu bringen, daß er die Einsichten und Gründe annehme, die ihn überzeugen könnten.

Von alle diesem wird man leicht überzeugt werden, wenn

man dieſe Aufſätze lieſt. Aber Pascal hat ſich auch noch ſelbſt darüber erklärt in einem Bruchſtück, das unter den andern gefunden, aber nicht in dieſe Sammlung aufgenommen worden iſt. Er ſagt ſo: Ich will hier nicht unternehmen durch natürliche Gründe das Daſein Gottes oder die Dreieinigkeit oder die Unſterblichkeit der Seele oder ſonſt etwas der Art zu beweiſen, nicht allein weil ich mich nicht ſtark genug fühle in der Natur zu finden was verſtockte Atheiſten beſiegt, ſondern auch weil dieſe Erkenntniß ohne Chriſtum unnütz und unfruchtbar iſt. Wenn nun ein Menſch auch überzeugt würde, daß die Zahlenverhältniſſe immaterielle, ewige Wahrheiten ſind, abhängig von einer erſten Wahrheit, in der ſie beſtehn und welche man Gott nennt, ſo würde ich ihn darum doch nicht viel in ſeinem Heil vorgerückt finden.

Vielleicht wird man ſich auch wundern in dieſer Sammlung eine ſo große Verſchiedenartigkeit von Gedanken zu finden, von denen mehre dem Gegenſtande, den Pascal behandeln wollte, ſehr fern zu liegen ſchienen. Aber man muß erwägen, daß ſein Plan ſehr viel weiter und ausgedehnter war als man denkt und daß er ſich nicht allein darauf beſchränkte die Raiſonnements der Atheiſten und derer, die einige von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens bekämpfen, zurück zu weiſen. Die große Liebe und beſondere Achtung, die er für die Religion hatte, machte, daß er es nicht allein nicht ertragen konnte, wenn man ſie ganz und gar zerſtören und vernichten wollte, ſondern auch wenn man ſie verletzte und verfälſchte in der geringſten Sache. So wollte er denn den Krieg erklären allen, die ihre Wahrheit oder ihre Heiligkeit angreifen d. h. nicht bloß den Atheiſten, den Ungläubigen und Ketzern, die ſich weigern das falſche Licht ihrer Vernunft dem Glauben zu unterwerfen und die Wahrheiten, die er uns lehrt, an zu erkennen, ſondern ſelbſt den

Christen und Katholiken, die obschon Glieder der wahren Kirche, dennoch nicht nach den reinen Grundsätzen des Evangeliums leben, welche uns aufgestellt sind als die Norm, wonach wir alle unsre Handlungen richten und abmessen sollen.

Das war sein Plan und dieser Plan war weit und groß genug um das Meiste von den Dingen, die in dieser Sammlung enthalten sind, zu umfassen. Indessen kann sich auch einiges finden, was darauf keinen Bezug hat und in der That nicht dafür bestimmt war, wie z. B. das Meiste von dem, was in dem Capitel „verschiedne Gedanken" sich befindet, die man gleichfalls unter Pascals Papieren fand und den andern hinzu zu fügen für passend hielt. Deshalb giebt man dieses Buch nicht einfach als ein Werk gegen die Atheisten oder über die Religion, sondern als eine Sammlung von Gedanken über die Religion und über einige andere Gegenstände.

Um nun diese Vorrede zu schließen bleibt, denke ich, nichts mehr übrig als noch etwas vom Verfasser zu sagen, nachdem von seinem Werk gesprochen worden ist. Das wird, wie ich glaube, nicht allein hier ganz hergehören, sondern das, was ich darüber zu sagen denke, mag sogar sehr dienlich sein an zu deuten, wie Pascal zu der Achtung und Neigung für die Religion gelangt ist, welche in ihm den Plan erzeugten dieses Werk zu unternehmen.

Man erfährt aus der Vorrede zu den Abhandlungen über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten die Art, wie er seine Jugend zugebracht hat, und die großen Fortschritte, die er damals in kurzer Zeit in allen menschlichen und weltlichen Wissenschaften, deren er sich befleißigen wollte, und vorzüglich in der Geometrie und Mathematik machte, auf welche wunderbare und überraschende Art er die Mathematik im Alter von elf oder zwölf Jahren lernte, wie er bisweilen kleine Arbeiten abfaßte, die immer weit die Stärke

und Faſſungskraft eines Menſchen von ſeinem Alter übertrafen, welche erſtaunliche und wunderbare Macht ſeiner Einbildungskraft und ſeines Geiſtes in ſeiner Rechenmaſchine zum Vorſchein kam, die er im Alter von nur neunzehn oder zwanzig Jahren erfand, und endlich was für ſchöne Verſuche mit dem leeren Raum er in Gegenwart der angeſehenſten Perſonen von Rouen machte, woſelbſt er einige Zeit ſich aufhielt, während ſein Vater, der Präſident Pascal, dort im Dienſt des Königs als Juſtizhauptmann angeſtellt war. Ich will daher hier von alle dieſem nichts wiederholen und mich nur damit begnügen in wenigen Worten zu zeigen, wie er alles das verachtet und in welchem Geiſt er die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht hat, worin er nicht weniger die Größe und Feſtigkeit ſeiner Tugend und Frömmigkeit bekundete als er vorher bewundernswürdige Stärke, Ausdehnung und Durchdringung ſeines Geiſtes gezeigt hatte.

In ſeiner Jugend war er durch einen beſondern Schutz Gottes vor den Laſtern bewahrt worden,*) in welche die Mehrzahl der jungen Leute verfallen und, was für einen ſo wißbegierigen Geiſt als der ſeinige war etwas außerordentliches iſt, er hatte ſich nie der Freidenkerei in Betreff der Religion ergeben, ſondern immer ſeine Wißbegierde auf die Naturgegenſtände beſchränkt. Er ſagte oftmals, daß er auch dieſes neben vielem andern ſeinem Vater verdanke, der ſelbſt voll ſehr großer Ehrfurcht vor der Religion ihm dieſe von Kindheit an eingeflößt und ihm den Grundſatz gegeben hatte, daß alles, was Gegenſtand des Glaubens wäre, kein Gegenſtand der Vernunft ſein und noch viel weniger ihr unterworfen werden dürfte.

Dieſe Belehrungen, ihm oft wiederholt von einem Vater, für den er eine ſehr hohe Achtung hatte und in welchem er

*) Von hier an iſt manches wörtlich aus der Lebensgeſchichte S. 28. ff. entlehnt.

große Wissenschaft mit einer scharfen und kräftigen Vernunft vereinigt sah, machten so viel Eindruck auf seinen Geist, daß er, was für Reden er auch von den Freigeistern hörte, doch davon durchaus auf keine Weise gerührt wurde, und obgleich er sehr jung war, betrachtete er sie als Leute, die in dem falschen Prinzip befangen wären als ob die menschliche Vernunft über allen Dingen stünde, und die nicht die Natur des Glaubens begriffen.

Aber endlich nachdem er so seine Jugend in Beschäftigungen und Zerstreuungen, die den Augen der Welt unschuldig genug scheinen, zugebracht hatte, rührte Gott ihn so, daß er ihn vollkommen einsehen ließ, wie die christliche Religion uns verpflichtet nur für ihn zu leben und keine andre Liebe zu haben als ihn. Und diese Wahrheit erschien ihm so einleuchtend, so nützlich und so nothwendig, daß sie ihn zu dem Entschluß brachte sich zurück zu ziehn und sich nach und nach von allem, was ihn mit der Welt verband, los zu machen um sich Gott allein widmen zu können.

Dies Verlangen sich zurück zu ziehn und ein mehr christliches und geregelteres Leben zu führen, entstand in ihm schon, als er noch sehr jung war und trieb ihn seit der Zeit gänzlich das Studium der weltlichen Wissenschaften zu verlassen, um sich fortan nur den Wissenschaften zu widmen, welche zu seinem Heil und zum Heil andrer beitragen konnten. Aber fortwährende Krankheiten, die ihn betrafen, brachten ihn eine Zeit lang von seinem Vorsatz ab und hinderten ihn denselben eher aus zu führen als im Alter von dreißig Jahren.

Um diese Zeit begann er daran mit allem Ernst zu arbeiten und um leichter dazu zu gelangen und mit einem Mal alle seine Verbindungen ab zu brechen, veränderte er seine Wohnung und zog sich darnach aufs Land zurück, wo er einige Zeit blieb und als er von da wiederkehrte, bezeugte

er so ernstlich, er wollte die Welt verlassen, daß endlich die Welt ihn verließ. *) Er gründete seine Lebensordnung in seiner Zurückgezogenheit auf zwei Hauptmaximen, nämlich Verzicht zu leisten auf alles Vergnügen und auf alles Ueberflüssige. Diese Maximen hatte er beständig vor Augen und strebte immer mehr und mehr darin fort zu schreiten und sich zu vervollkommnen.

Die beständige Aufmerksamkeit auf diese zwei großen Lebensregeln machte, daß er eine so große Geduld bewies in seinem Leiden und in seinen Krankheiten, die ihn fast nie während seines ganzen Lebens von Schmerzen frei gelassen haben, sie machte, daß er sehr harte und strenge Kasteiungen gegen sich selbst anwandte, sie machte, **) daß er nicht allein seinen Sinnen alles versagte, was ihnen angenehm sein konnte, sondern daß er sogar ohne Mühe, ohne Widerwillen und selbst mit Freude, wenn es sein mußte, alles, was ihnen mißfallen konnte, als Nahrung oder als Arzenei nahm, sie trieb ihn alle Tage mehr und mehr alles, was er nicht für unumgänglich nothwendig hielt, sich zu entziehn in Kleidung, Nahrung, Geräthen und allen andern Dingen, sie gab ihm eine so große und so glühende Liebe für die Armuth, daß diese ihm immer gegenwärtig war und daß, sobald er etwas unternehmen wollte, sein erster Gedanke, der ihm in den Sinn kam, der war zu sehen, ob nicht die Armuth ausgeübt werden könnte und sie flößte ihm zugleich soviel Zärtlichkeit und Neigung für die Armen ein, daß er ihnen nie ein Almosen verweigern konnte und ihnen sogar sehr oft recht beträchtliche gab, obgleich er sie von seiner Nothdurft darreichte; sie machte, daß er es nicht vertragen konnte, wenn man so sehr sorgfältig alle seine Bequemlichkeiten suchte und daß er jenes neugierige Nachforschen und

*) Leben S. 34.
**) Leben S. 43.

Sinnen scharf tadelte, wenn man in Allem ausgezeichnet sein wollte wie z. B. in allen Dingen sich der besten Arbeiter zu bedienen, immer alles vom Besten zu haben und aufs Beste gemacht und tausend andre Dinge der Art, was man ohne Bedenken thut, weil man darin nichts Uebles sieht, er aber urtheilte anders davon; sie veranlaßte ihn endlich zu vielen sehr merkwürdigen und sehr christlichen Handlungen, die ich hier nicht anführe, weil ich fürchte zu lang zu werden und weil es nicht meine Absicht ist sein Leben zu beschreiben, sondern allein einen Begriff von seiner Frömmigkeit und Tugend zu geben.

Erſter Theil.

Gedanken, die ſich auf Philoſophie, Moral und ſchöne Wiſſenſchaften beziehn.

Erſter Abſchnitt.

Von der Autorität in Betreff der Philoſophie.

Die Achtung vor dem Alterthum iſt heut zu Tage, in den Gegenſtänden, bei welchen ſie am Wenigſten gelten ſollte, auf dem Punkt, daß man aus allen ſeinen Gedanken Orakel macht und ſelbſt aus ſeinen Dunkelheiten Geheimniſſe, daß man nicht mehr ohne Gefahr etwas Neues vorbringen kann und daß die Worte eines (alten) Autors hinreichen die ſtärkſten Gründe zu zerſtören.

Meine Abſicht iſt nicht einen Fehler durch den andern zu beſſern und den Alten gar keine Achtung zu beweiſen, weil man ihnen zu viel beweiſt und ich will nicht ihre Autorität verbannen um ganz allein das Selbſtdenken zu erheben, obgleich man ihre Autorität allein zum Nachtheil des eignen Vernunftgebrauchs aufrichten will. Aber man muß erwägen, daß unter den Dingen, die wir zu kennen ſtreben, einige allein vom Gedächtniß abhängen und rein hiſtoriſch ſind, indem dann nur unſer Zweck iſt wiſſen zu wollen was die Autoren geſchrieben haben; die andern aber hängen allein von dem Forſchen der Vernunft ab und ſind gänzlich dogmatiſch, indem wir dann zum Zweck haben die verborgnen

Wahrheiten zu entdecken. Nach dieser Unterscheidung muß man abmessen, wie weit die Achtung vor den Alten gehen darf.

In den Gegenständen, wo man allein erforschen will was die Autoren geschrieben haben, wie z. B. in der Geschichte, Geographie, Sprachen, Theologie, endlich in allen denen, die entweder die einfache Thatsache oder eine göttliche oder menschliche Anordnung zur Grundlage haben, muß man nothwendiger Weise auf ihre Bücher zurückgehen, weil alles, was man darüber wissen kann, in diesen enthalten ist, und es leuchtet ein, daß man nur da die vollkommne Erkenntniß von diesen Dingen finden kann und daß es nicht möglich ist noch etwas hinzu zu setzen. Also wenn die Frage ist, wer der erste König der Franzosen war, auf welchen Ort die Geographen den ersten Meridian verlegen, welche Worte in einer todten Sprache vorkommen u. d. m. welche andre Mittel giebt es das zu erfahren als die Bücher? Und wer könnte irgend etwas Neues zu dem, was sie uns darüber lehren, hinzufügen, da man ja eben nur wissen will, was sie enthalten? Die Autorität allein kann uns darüber aufklären.

Wo aber diese Autorität die größte Stärke hat, das ist in der Theologie, weil sie da unzertrennlich von der Wahrheit ist und wir diese nur durch jene kennen, so daß es, um den Dingen, die für die Vernunft die unbegreiflichsten sind, die volle Gewißheit zu geben, hinreicht sie in der heiligen Schrift nach zu weisen, wie man auch, um die Ungewißheit der wahrscheinlichsten Dinge zu zeigen, nur nach zu weisen braucht, daß sie nicht darin enthalten sind. Denn die Prinzipien der Theologie sind über der Natur und Vernunft und der Geist des Menschen, zu schwach um dazu durch eigne Anstrengung zu gelangen, kann diese hohen Einsichten nicht erreichen, wenn er nicht zu ihnen erhoben wird durch eine allmächtige und übernatürliche Kraft.

Anders ist es mit den Gegenständen der Sinne oder der

Vernunft. Die Autorität ist hier unnütz, die Vernunft hat allein das Recht sie zu erkennen; beide haben ihre getrennten Rechte. Jene war so lange ganz im Vortheil, hier nun kommt diese an die Reihe zum Herrschen. Und da die Gegenstände dieser Art der Fassungskraft des Geistes angemessen sind, hat er vollkommne Freiheit sich hier aus zu breiten; seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit bringt unaufhörlich hervor und seine Erfindungen können zugleich ohne Ende und ohne Unterbrechung sein.

Auf diese Weise müssen die Geometrie, Arithmetik, Musik, Naturlehre, Arzeneikunde, Baukunst und alle die Wissenschaften, welche von Erfahrung und Nachdenken abhängig sind, erweitert werden um vollkommen zu werden. Die Alten fanden sie bloß aus dem Groben gearbeitet von denen, die ihnen vorangingen und wir werden sie denen, die nach uns kommen, in einem vollendetern Zustande nachlassen, als wir sie empfangen haben. Da ihre Vervollkommnung von Zeit und Arbeit abhängt, so ist klar, daß, wenn auch unsre Arbeit und Zeit uns weniger erworben hätte als ihre Bestrebungen von den unsern getrennt, doch alle beide mit einander verbunden mehr Wirkung haben müssen als jede für sich besonders.

Die Aufhellung dieses Unterschiedes muß uns lehren die Blindheit derer beklagen, die in Sachen der Naturlehre die einzige Autorität zum Beweise aufführen statt der Vernunft und der Erfahrung und muß uns Abscheu einflößen vor der Schlechtigkeit derer, die in der Theologie allein die Vernunft anwenden statt der Autorität der Schrift und der Kirchenväter. Man muß aufrichten den Muth jener furchtsamen Seelen, die in der Naturkunde nichts Neues zu erfinden wagen und niederwerfen den Uebermuth der Vermessenen, die in der Theologie Neues aufbringen. *)

*) Der Verfasser, nach seiner Denkweise, bezog dieses auch auf die

Aber das ist das Unglück des Jahrhunderts, man sieht in der Theologie viele neue Meinungen, die dem ganzen Alterthum unbekannt waren und die mit Hartnäckigkeit behauptet, mit Beifall angenommen werden; dagegen die Meinungen, die man in der Physik, wenn auch nur in kleiner Anzahl neu aufstellt, scheinen der Falschheit bezüchtigt werden zu müssen, sobald sie auch nur ein wenig gegen die angenommenen Meinungen anstoßen; gleich als wenn die Achtung, die man für die alten Philosophen hat, Pflicht wäre und als wenn die Achtung, welche man vor den ältesten Vätern hegt, bloß Höflichkeit wäre.

Ich überlasse es den Verständigen die Wichtigkeit dieses Mißbrauchs zu beachten, welcher die Ordnung der Wissenschaften auf so ungerechte Art umkehrt und ich glaube, daß wenige unter ihnen sein werden, die nicht wünschen, daß unsre Forschungen einen andern Gang nehmen möchten, da die neuen Erfindungen unfehlbar Irrthümer sind in theologischen Gegenständen, die man ungestraft entweihet, und dagegen unbedingt nothwendig sind zur Vervollkommnung so vieler anderer Gegenstände einer untergeordneten Gattung, die man jedoch nicht an zu rühren wagt.

Wir müssen unser Glauben und unser Mißtrauen gerechter vertheilen und unsre Achtung vor den Alten einschränken. Wie die Vernunft sie erzeugt, so muß sie ihr auch Maß und Ziel setzen. Wir müssen bedenken: wenn sie die Zurückhaltung geübt hätten nichts zu den empfangenen Kenntnissen

Protestanten, die ihm immer Ketzer sind wie andre Häretiker; aber es ist bekannt, daß der Protestantismus gerade diesen Grundsatz für sich zu seinen Gunsten anwendet. Wir wollen eben nichts Neues aufgebracht, sondern das Alte wieder hergestellt haben und behaupten, daß der Katholicismus in seinen Menschensatzungen allerlei Neues aufgebracht habe. Wie gewöhnlich es auch die Weise der Gegner ist so zu sprechen, als ob sie allein die Kirche bildeten, die allein alte und von jeher bestehende; so ist es doch für jeden, der nur sehen will, ganz klar, daß eben die evangelische Kirche die eine alte ist.

hinzu zu fügen oder wenn die Leute zu ihrer Zeit eben solche Schwierigkeit gemacht hätten das Neue, was sie ihnen boten, an zu nehmen, so würden sie sich und ihre Nachkommen der Früchte ihrer Entdeckungen beraubt haben.

Wie sie sich der Entdeckungen, die ihnen hinterlassen waren, nur als Mittel bedient haben um neue zu machen, und wie diese glückliche Kühnheit ihnen den Weg zu großen Dingen geöffnet hat, so müssen wir die, welche sie uns erworben haben, auf dieselbe Weise nehmen und daraus nach ihrem Beispiel die Mittel und nicht den Zweck unsers Studiums machen und so streben sie zu übertreffen, indem wir sie nachahmen. Denn was wäre unbilliger, als wenn wir unsre Vorfahren mit mehr Zurückhaltung behandelten, als sie gegen ihre Vorfahren gehabt haben und vor ihnen den unglaublichen Respect hegten, den sie sich von uns nur darum verdient, weil sie nicht einen gleichen vor denen hegten, die denselben Vorzug vor ihnen besaßen?

Die Geheimnisse der Natur sind verborgen. Obgleich sie immer handelt, entdeckt man nicht immer ihre Wirkungen. Die Zeit offenbart sie von Geschlecht zu Geschlecht und wenn auch immer gleich an sich, ist sie doch nicht immer gleich gekannt. Die Erfahrungen, die uns die Kenntniß davon geben, vervielfältigen sich unaufhörlich und wie sie die einzigen Grundlagen der Naturlehre sind, so vervielfältigen sich die Folgerungen im Verhältniß.

In dieser Weise darf man heut zu Tage andre Meinungen und neue Ansichten ergreifen, ohne die Alten zu verachten und ohne Undankbarkeit gegen sie. Die ersten Kenntnisse, die sie uns gegeben, sind zu Stufen geworden für die unsrigen und wenn wir so im Vortheil sind, verdanken wir ihnen den Vorsprung, den wir vor ihnen haben; denn sie haben sich bis zu einer gewissen Stufe erhoben und uns bis dahin gebracht und so bringt die geringste Anstrengung uns

höher und mit weniger Mühe und weniger Ehre befinden wir uns über ihnen. Von da aus können wir Dinge entdecken, die sie unmöglich gewahr werden konnten. Unser Blick ist ausgedehnter und obgleich sie alles, was sie von der Natur zu bemerken vermochten, eben so gut kannten als wir, so kannten sie doch nicht so viel und wir sehen mehr als sie.

Es ist merkwürdig, wie man ihre Meinungen verehrt. Es wird zum Verbrechen gemacht ihnen zu widersprechen und zum Frevel etwas hinzu zu fügen, als hätten sie nicht Wahrheiten hinterlassen zu erkennen.

Heißt das nicht die Vernunft des Menschen unwürdig behandeln und sie mit dem Instinct der Thiere in eine Reihe stellen? Man nimmt den Hauptunterschied weg, der darin besteht, daß die Leistungen der Vernunft ohne Aufhören zunehmen, wogegen der Instinct immer in gleichem Zustande bleibt. Die Stöcke der Bienen waren vor tausend Jahren eben so wohl abgemessen als heute und jede bildet jenes Sechseck eben so genau das erste Mal wie das letzte. Eben so ist es mit allem, was die Thiere durch diesen verborgnen Trieb hervorbringen. Die Natur unterrichtet sie, je nachdem die Nothwendigkeit sie drängt; aber diese schwache Kunst verliert sich, sobald sie sie nicht mehr brauchen. Sie empfangen sie ohne Studium und sind nicht so glücklich sie erhalten zu können und jedes Mal, wenn sie ihnen gegeben wird, ist sie ihnen neu. Die Natur, welche nur den Zweck hat die Thiere in einer beschränkten Vollkommenheit zu erhalten, flößt ihnen jene einfach nothwendige und immer gleiche Kunst ein, damit sie nicht verkommen und gestattet nicht, daß sie etwas hinzuthun, damit sie nicht die Gränzen überschreiten, welche sie ihnen vorgeschrieben hat.

Anders ist es mit dem Menschen, der nur für die Unendlichkeit geschaffen ist. In der ersten Zeit seines Lebens ist er in Unwissenheit, aber wie er fortschreitet, unterrichtet

er sich ohne Aufhören, denn er zieht nicht bloß von seiner eignen Erfahrung Nutzen, sondern auch von den Erfahrungen seiner Vorgänger, weil er die Kenntnisse, die er sich einmal erworben, immer im Gedächtniß bewahrt und weil die Kenntnisse der Alten immer in den Büchern, die sie darüber nachgelassen haben, vorhanden sind. Und wie er seine Kenntnisse bewahrt, so kann er sie auch leicht vermehren, so daß die Menschen heute in gewisser Art auf demselben Standpunkt sind, worauf jene alten Philosophen sich befinden würden, wenn es möglich gewesen wäre, daß sie bis jetzt fortgelebt und zu den Kenntnissen, die sie hatten, noch die hinzugefügt hätten, welche ihre Studien in so vielen Jahrhunderten ihnen würden erworben haben. So kommt es denn durch ein besonderes Vorrecht der Menschen, daß nicht allein jeder von ihnen Tag für Tag in den Wissenschaften fortschreitet, sondern daß alle zusammen darin einen ununterbrochenen Fortschritt machen, je älter die Welt wird; denn ein Gleiches geschieht in der Folge aller Menschen wie in den verschiedenen Alterstufen des einzelnen. Die ganze Reihefolge der Menschen im Lauf so vieler Jahrhunderte, muß angesehn werden als ein und derselbe Mensch, der immer besteht und fortwährend lernt. Daraus sieht man, wie unbillig es ist, wenn wir das Alterthum in seinen Philosophen respectiren. Das Alter ist die Zeit, die am Weitesten von der Kindheit abliegt, und wer sieht nicht, daß also das Alter jenes Universalmenschen nicht in den Zeiten, die seiner Geburt am Nächsten stehn, sondern in denen, die am Meisten von ihr entfernt sind, gesucht werden muß? *)

*) Man darf nicht vergessen, daß Pascal hier fragmentarisch nur eine Seite hervorhebt, denn von der andern Seite ist auch gewiß, daß eben die Alten, weil sie in allen Dingen jung waren, auch oft einen schärfern, frischern Blick und ein von Vorurtheilen und Reflexionssünden reineres Anschauen oder Herausfühlen der Wahrheit hatten. Eben so ist es mit der Jugend, die hier als unerfahren dem Alter nachgesetzt wird; sie sieht aus

Diejenigen, welche wir Alte nennen, waren in Wirklichkeit jung in allen Dingen und bildeten eigentlich die Kindheit der Menschen und da wir mit ihren Kenntnissen die Erfahrung der Jahrhunderte, die auf sie gefolgt sind, verbunden haben, so kann man eigentlich in uns jenes Alterthum finden, was wir an den andern verehren. Sie müssen bewundert werden in den Schlüssen, welche sie vortrefflich aus den wenigen Grundgesetzen, die sie hatten, gezogen haben und sie müssen entschuldigt werden in denen, bei welchen ihnen mehr das Glück der Erfahrung als die Stärke des Denkens fehlte.

Waren sie zum Beispiel nicht zu entschuldigen in der Vorstellung, die sie von der Milchstraße hatten, wenn die Schwäche ihrer Augen noch nicht die Hilfe der Kunst empfing und sie diese Farbe einer größern Dichtigkeit in dem Theil des Himmels, der das Licht stärker zurückstralt, zuschrieben? Würden wir aber zu entschuldigen sein, wenn wir in derselben Vorstellung blieben, jetzt da wir unterstützt von den Vortheilen, welche uns das Fernglas giebt, in der Milchstraße eine Unzahl von kleinen Sternen entdeckt haben, deren stärkeres Licht uns erkennen läßt, was die wahre Ursache jener weißen Farbe ist?

Hatten sie nicht auch Grund zu sagen, daß alle Körper, die dem Verderben unterworfen sind, in den Kreis des Mondes am Himmel eingeschlossen wären, weil sie während so vieler Jahrhunderte weder ein Untergehn noch ein Entstehn außer diesem Raume bemerkt hatten? Müssen wir aber nicht das Gegentheil versichern, weil die ganze Erde deutlich

demselben Grunde oft klarer das Rechte als das Alter, welches durch eine Brille von allerlei allmälig gemachten Vorstellungen hindurch blickt. Weil sie weniger selbst denkt, so vernimmt sie mehr und darin ist mehr Vernunft als im Selbstdenken. Das gilt in den Dingen des gemeinen Lebens wie der Wissenschaft und so auch in Sachen des Glaubens, da denn der Herr selbst uns lehrt um zu kehren und zu werden wie die Kinder. (Matth. 18. 3.)

Kometen hat sich entzünden und weit außerhalb jener Sphäre verschwinden sehn? *)

Eben so ist es mit der Lehre vom leeren Raum. Sie hatten Recht zu sagen, die Natur leide keinen leeren Raum, weil alle ihre Erfahrungen ihnen immer gezeigt hatten, daß sie ihn fliehe und nicht leiden könne. Aber wenn die neuen Versuche ihnen bekannt gewesen wären, so würden sie vielleicht Veranlassung gefunden haben, das zu bejahen, was sie Veranlassung hatten zu verneinen aus dem Grunde, weil das Leere noch nicht zum Vorschein gekommen war. Auch in dem Schluß, welchen sie machten, daß die Natur nichts Leeres leide, haben sie doch nur von der Natur, in so weit sie sie kannten, zu sprechen gemeint, da es, ganz im Allgemeinen gesagt, nicht genug wäre sie in zehn oder in tausend Fällen oder in irgend einer andern noch so großen Zahl von Fällen beharrlich beobachtet zu haben, denn wenn ein einziger Fall übrig bliebe zu erforschen, so würde dieser einzige hinreichen die allgemeine Entscheidung zu verhindern. In der That bei allen den Gegenständen, deren Beweis in Erfahrungen und nicht in Demonstrationen besteht, darf man durchaus keine andre allgemeine Behauptung aussprechen als nur durch allgemeine Aufzählung aller Theile und aller verschiednen Fälle.

So, wenn wir sagen, der Diamant ist der härteste von allen Körpern, so meinen wir von allen den Körpern, die wir kennen und wir können und dürfen darunter nicht die mit begreifen, die wir nicht kennen, und wenn wir sagen, das Gold ist der schwerste von allen Körpern, so wäre es vermessen, wenn wir in diesen allgemeinen Satz auch die mitbegriffen, die uns nicht bekannt sind, obgleich es nicht unmöglich ist, daß sie in der Natur seien.

*) Die wahre Beschaffenheit der Kometen war zur Zeit Pascals noch nicht bekannt.

Also ohne den Alten zu widersprechen, können wir das Gegentheil behaupten von dem, was sie sagten und welches Ansehn auch das Alterthum hat, die Wahrheit muß immer den Vorzug haben, wenn sie auch kürzlich erst entdeckt worden ist; denn sie ist immer älter als alle Meinungen, die man je über sie gehabt und es hieße die Natur gar nicht kennen, wenn man sich einbilden wollte, sie hätte angefangen zu sein zu der Zeit, da sie anfing bekannt zu werden.

Zweiter Abschnitt.

Betrachtungen über die Mathematik im Allgemeinen.

Bei Erforschung der Wahrheit kann man drei Hauptzwecke haben, erstens sie zu entdecken, wenn man sie sucht, zweitens sie zu beweisen, wenn man sie besitzt, drittens sie vom Falschen zu unterscheiden, wenn man sie untersucht.

Ich spreche nicht von dem ersten, sondern behandle besonders den zweiten, welcher den dritten einschließt; denn wenn man die Methode kennt die Wahrheit zu beweisen, so hat man zugleich die Methode sie zu unterscheiden, denn indem man untersucht, ob der Beweis, den man giebt, den Regeln, die man kennt, gemäß ist, sieht man auch, ob er genau geführt ist.

Die Mathematik, die in diesen drei Stücken ausgezeichnet ist, hat die Kunst entwickelt die unbekannten Wahrheiten zu entdecken, das nennt man Analyse und es wäre überflüssig darüber zu sprechen nach so vielen vortrefflichen Werken, die geschrieben worden sind.

Die Methode die schon gefundenen Wahrheiten zu beweisen und dieselben so auf zu hellen, daß der Beweis davon unwiderleglich sei, das ist die einzige, die ich angeben will

und ich brauche dazu nur den Gang zu entwickeln, welchen die Mathematik dabei beobachtet; denn sie lehrt es vollkommen.

Indessen vorher muß ich einen Begriff von einer noch höhern und vollendetern Methode geben, welche aber die Menschen nie erreichen (denn was über die Mathematik geht, übersteigt uns) und doch ist es nöthig etwas über sie zu sagen, obgleich es unmöglich ist sie auszuüben.

Diese wahre Methode, welche die Beweise in der höchsten Vollkommenheit bilden würde, wenn es möglich wäre sie zu erreichen, würde in zwei Hauptsachen bestehen, erstens sich keines Ausdrucks zu bedienen, ohne zuvor genau seinen Sinn zu entwickeln, und zweitens nie einen Satz auf zu stellen ohne ihn durch schon bekannte Wahrheiten zu beweisen, das heißt mit einem Wort, alle Ausdrücke zu definiren und alle Sätze zu beweisen.

Aber um der Ordnung, die ich entwickle, selbst zu folgen, muß ich erklären, was ich unter Definition verstehe. In der Mathematik erkennt man allein die Definitionen, welche die Logiker Namenerklärungen nennen, das heißt, allein die Benennungen, die man den Dingen giebt, nachdem man sie vollkommen durch bekannte Ausdrücke bezeichnet hat, und nur von diesen allein spreche ich.

Ihr Nutzen und ihr Gebrauch ist Aufhellung und Abkürzung der Rede, indem man mit dem bloßen Namen, den man beilegt, das ausdrückt, was sich nur mit mehren Worten sagen ließe; doch so, daß der beigelegte Name von allem andern Sinn, wenn er einen hat, entkleidet bleibt um keinen andern mehr zu haben als den, wozu man ihn einzig bestimmt. Ein Beispiel ist folgendes. Wenn man benöthigt ist unter den Zahlen diejenigen, die durch zwei in gleiche Theile zu theilen sind, von denen, die das nicht sind, zu unterscheiden, so giebt man, um die öftere Wiederholung dieser Bedingung zu vermeiden, einen Namen in der Art:

ich nenne jede durch zwei gleich theilbare Zahl eine gerade Zahl. Das ist eine mathematische Definition, denn erst hat man eine Sache klar bezeichnet, nämlich jede Zahl, die durch zwei gleich theilbar ist, und darauf giebt man ihr einen Namen, den man aller andern Bedeutung, wenn er eine hat, entkleidet um ihm die Bedeutung der bezeichneten Sache zu geben.

Daraus ist ersichtlich, daß die Definitionen sehr frei sind und nie dem Widerspruch unterworfen, denn es ist nichts mehr erlaubt als einer Sache, die man klar bezeichnet hat, einen Namen zu geben, wie man will. Man muß sich bloß in Acht nehmen, daß man die Freiheit, die man hat, Namen bei zu legen, nicht mißbraucht, indem man denselben an zwei verschiedne Sachen giebt. Nicht daß das nicht erlaubt wäre, wenn man nur die Folgerungen daraus nicht vermengt und nicht eine auf die andre ausdehnt. Verfällt man aber in diesen Fehler, so kann man ihm ein sehr sichres und unfehlbares Mittel entgegen setzen, nämlich daß man die Definition in Gedanken an die Stelle des Definirten setzt und die Definition immer so gegenwärtig hat, daß man jedes Mal, wenn man z. B. von der geraden Zahl spricht, genau bedenkt, das sei das, was in zwei gleiche Theile zu theilen ist, und daß diese beiden Dinge in der Vorstellung unzertrennlich verbunden seien und daß sobald die Rede das eine ausspricht, der Geist unmittelbar damit das andre verknüpfe. Denn die Mathematiker und alle, die methodisch zu Werke gehn, legen den Dingen nur Namen bei um die Rede ab zu kürzen und nicht um den Begriff der Dinge, von denen sie reden, zu verkleinern oder zu verändern und sie verlangen, daß der Geist immer die ganze Definition bei dem kurzen Ausdruck ergänze, den sie nur gebrauchen um die Verwirrung zu meiden, welche die Menge von Worten hervorbringt.

Nichts entfernt schneller und mächtiger die verfängliche List der Sophisten als diese Methode, die man immer gegenwärtig haben muß und die allein hinreicht alle Arten von Schwierigkeiten und Zweideutigkeiten zu verbannen.

Ist dies gut verstanden, so komme ich wieder auf die Erklärung der wahren Ordnung zurück, die, wie gesagt, darin besteht, daß man alles definirt und alles beweist.

Gewiß wäre diese Methode schön, aber sie ist absolut unmöglich, denn es ist einleuchtend, daß die ersten Ausdrücke, die man definiren möchte, andre vorhergehende voraussetzen würden, die zu ihrer Erklärung dienen müßten und daß eben so auch die ersten Sätze, die man beweisen möchte, andre voraussetzen würden, die ihnen vorangingen und auf die Art ist klar, daß man nie zu den ersten gelangen würde.

Treibt man auch die Nachforschungen weiter und weiter, so kommt man nothwendig auf primitive Wörter, die man nicht mehr definiren kann und auf Grundsätze, die so klar sind, daß man keine andern findet, die es mehr wären um ihnen zum Beweise zu dienen.

Hieraus geht hervor, daß die Menschen ein natürliches und unveränderliches Unvermögen haben irgend eine Wissenschaft in einer absolut vollendeten Methode zu behandeln; aber es folgt nicht daraus, daß man deshalb jede Art von Methode aufgeben soll.

Denn es giebt eine, nämlich die der Mathematik, die allerdings niedriger steht darin, daß sie weniger überzeugend, nicht aber darin, daß sie weniger gewiß ist. Sie definirt nicht alles und beweist nicht alles und darin steht sie niedriger; aber sie setzt nur Dinge voraus, die durch den natürlichen Verstand klar und ausgemacht sind und daher ist sie vollkommen wahr, denn die Natur unterstützt sie, wo die Rede es nicht thut.

Diese Methode, die vollkommenste bei den Menschen,

besteht nicht darin alles zu definiren und alles zu beweisen auch nicht darin nichts zu definiren und nichts zu beweisen, sondern darin sich in der Mitte zu halten, nicht zu definiren die klaren und von allen Menschen verstandenen Dinge und alle übrigen zu definiren, nicht zu beweisen die bekannten Dinge und alle übrigen zu beweisen. Gegen diese Methode sündigen eben so gut diejenigen, die alles zu definiren und alles zu beweisen versuchen als auch die, welche das versäumen in den Dingen, die nicht von selbst einleuchten.

Dies lehrt die Mathematik vollkommen. Sie erklärt nichts von solchen Dingen als Raum, Zeit, Bewegung, Zahl, Gleichheit und dergleichen weiter, deren es sehr viele giebt; weil diese Ausdrücke die Dinge, die sie bedeuten, für die, welche die Sprache verstehen, so natürlich bezeichnen, daß die Erklärung, die man davon machen wollte, mehr Dunkelheit als Belehrung schaffen würde.

Nichts ist schwächer als das Gerede derer, die solche primitive Wörter definiren wollen. Welche Nothwendigkeit giebt es z. B. zu erklären, was man unter dem Wort Mensch versteht? Weiß man nicht zur Genüge, was für ein Ding das ist, welches man mit diesem Ausdruck bezeichnen will? und welchen Vortheil meinte Plato uns zu verschaffen, da er sagte: der Mensch wäre ein Thier auf zwei Beinen ohne Federn? Als wenn der Begriff, den ich natürlich davon habe und den ich nicht ausdrücken kann, nicht viel schärfer und sichrer wäre als der, welchen er mir durch seine Erklärung giebt, die unnütz und sogar lächerlich ist, da ein Mensch nicht die Menschheit verliert, wenn er die beiden Beine verliert und ein Kapaun sie nicht erlangt, wenn er seine Federn los wird. *)

Es giebt Leute, die treiben es bis zu der Absurdität ein

*) Das bezieht sich auf den Witz des Diogenes, der statt aller Widerlegung einen gerupften Hahn in die Schule Platos hinein setzte und ausrief: „Das ist der Mensch des Plato!“

Wort durch das Wort selbst zu erklären. Ich weiß Menschen, die das Licht in folgender Art definirt haben: „das Licht ist eine leuchtende Bewegung der leuchtenden Körper;" als wenn man das Wort leuchtend verstehen könnte ohne das Wort Licht.

Eben so kann man auch das Sein nicht definiren ohne in denselben Fehler zu verfallen; denn man kann kein Wort erklären ohne zu sagen „es ist," man möge das nun ausdrücklich sagen oder es doch dabei sagen, um also das Sein zu definiren müßte man sagen „es ist" und also in der Definition das zu definirende Wort gebrauchen.

Daraus sieht man hinlänglich, daß es Wörter giebt, die nicht definirt werden können und wenn die Natur diesen Mangel nicht durch einen gleichen Begriff, den sie allen Menschen gegeben hat, ersetzt hätte, so würden alle unsre Ausdrücke verworren sein, statt daß man sie jetzt mit derselben Sicherheit und Gewißheit gebraucht, als wenn sie auf eine vollkommen unzweideutige Weise erklärt wären. Die Natur hat uns von selbst ohne Worte einen Begriff davon gegeben, der genauer ist als der, welchen die Kunst uns durch unsre Erklärungen verschafft.

Nicht alle Menschen haben denselben Begriff von dem Wesen der Dinge, welche zu definiren, wie ich behaupte, unmöglich und unnöthig ist. Z. B. die Zeit ist von der Art. Wer kann sie definiren? Und warum soll man es versuchen, da alle Menschen verstehen, was man sagen will, wenn man von der Zeit spricht, ohne daß man sie weiter bezeichnet? Und doch giebt es viel verschiedene Meinungen über das Wesen der Zeit. Einer behauptet: sie sei die Bewegung eines geschaffenen Dinges, der andre: sie sei das Maß der Bewegung u. s. w. Auch behaupte ich nicht, daß die Natur dieser Dinge allen bekannt ist, sondern nur die Beziehung des Namens und des Dinges, so daß bei

dieſem Ausdruck Zeit alle die Gedanken auf denſelben Gegenſtand richten. Das reicht hin es unnöthig zu machen, daß dieſes Wort definirt werde, obgleich man nachher, wenn man unterſucht, was die Zeit iſt, zur Verſchiedenheit der Meinung kommt, ſobald man angefangen hat weiter darüber nach zu denken, denn die Definitionen ſind dazu da die Dinge, die man nennt, zu bezeichnen und nicht ihre Natur zu zeigen.

Es iſt ganz erlaubt mit dem Namen Zeit die Bewegung eines geſchaffenen Dinges zu benennen, denn wie geſagt, nichts iſt freier als die Definitionen. Aber wenn man dieſe Definition aufſtellt, ſo giebt es dann zwei Dinge, die man Zeit nennen muß, eins iſt das, was alle Welt natürlich unter dieſem Wort verſteht und was alle die, welche unſre Sprache ſprechen, mit dieſem Ausdruck nennen, und das andre iſt dann die Bewegung eines geſchaffenen Dinges, denn die muß man nun mit dieſem Namen nennen in Folge jener neuen Definition. Man muß dann aber auch die Zweideutigkeiten meiden und nicht die Folgerungen vermengen, denn es folgt nicht daraus, daß die Sache, die man natürlicher Weiſe unter dem Wort Zeit verſteht, auch wirklich die Bewegung eines geſchaffenen Dinges iſt. Es ſtand frei dieſe beiden Sachen gleich zu nennen, aber es ſteht nicht frei ſie eben ſo wie im Namen auch in dem Weſen gleich zu ſetzen.

Wenn man alſo das Wort ausſpricht: die Zeit iſt die Bewegung eines geſchaffnen Dinges, ſo muß gefragt werden, was man unter dem Worte Zeit verſteht, das heißt, ob man dem Wort den gewöhnlichen und von allen angenommenen Sinn läßt oder ob man demſelben den nimmt um ihm für dieſen Fall den Sinn: Bewegung eines geſchaffnen Dinges zu geben. Wenn man das Wort alles andern Sinnes entkleidet, ſo iſt nichts dagegen zu ſagen, es

wird eine freie Definition, in Folge deren, wie gesagt, zwei Dinge diesen Namen führen werden. Aber läßt man dem Wort seine gewöhnliche Bedeutung und behauptet dennoch, daß das, was man unter diesem Wort versteht, die Bewegung eines geschaffenen Dinges sei, dann kann widersprochen werden. Das ist dann nicht mehr eine freie Definition, es ist eine Behauptung, die bewiesen werden muß, wenn sie nicht von selbst sehr einleuchtet, und dann ist sie auch ein Grundsatz und ein Axiom, aber niemals eine Definition, denn wenn man sich so ausdrückt, meint man nicht, daß das Wort Zeit eben so viel bedeutet als die Bewegung eines geschaffnen Dinges, sondern man meint, daß das, was man unter dem Worte Zeit sich denkt, die angenommene Bewegung sei.

Wenn ich nicht wüßte, wie nöthig es ist dieses vollkommen zu verstehen und wie alle Augenblicke in den vertraulichen Gesprächen und in den Verhandlungen der Wissenschaft Fälle vorkommen, die dem gegebenen Beispiel gleich sind, so würde ich mich nicht hierbei aufhalten. Aber nach der Erfahrung, die ich von der Verwirrung beim Streiten habe, scheint es mir, daß man nicht tief genug eindringen kann in diesen Sinn für Genauigkeit, um deßwillen ich diese ganze Abhandlung schreibe mehr als um des Gegenstandes willen, den ich hier abhandle.

Denn wie viele Menschen glauben die Zeit definirt zu haben, wenn sie sagen: sie sei das Maaß der Bewegung, und doch dem Wort seinen gewöhnlichen Sinn lassen? Und doch haben sie einen Lehrsatz gemacht, nicht eine Definition. Wie viele glauben eben so die Bewegung definirt zu haben, wenn sie sagen: Motus nec simpliciter motus non mera potentia est; sed actus entis in potentia (die Bewegung ist weder einfach Bewegung noch reine Kraft, sondern die That eines Wesens in Kraft)? Und doch wenn sie dem

Worte Bewegung seinen gewöhnlichen Sinn lassen, wie sie thun, so ist es nicht eine Definition, sondern ein Lehrsatz. Sie vermengen so die Definitionen, die sie Namenerklärungen nennen, die die wirklichen freien, erlaubten und mathematischen Definitionen sind, mit denen, die sie Sacherklärungen nennen, die eigentlich Sätze und als solche keineswegs frei, sondern dem Widerspruch unterworfen sind. Sie nehmen sich die Freiheit eben so gut als die andern welche zu bilden und indem jeder dieselben Dinge auf seine Weise definirt mit einer Ungebundenheit, die in dieser letzten Art von Definitionen eben so verboten ist wie in der ersten Art erlaubt, so verwirren sie alles; sie verlieren alle Ordnung und alle Einsicht und verlieren sich selbst und verwickeln sich in unauflöslichen Schwierigkeiten.

Dahin wird man nie gerathen, wenn man die Methode der Mathematik befolgt. Diese verständige Wissenschaft ist weit davon entfernt jene primitiven Ausdrücke Raum, Zeit, Bewegung, Gleichheit, Wahrheit, Verminderung, Alles und die übrigen, welche jedermann von selbst versteht, zu definiren. Aber außer diesen sind alle übrigen Ausdrücke, deren sie sich bedient, in ihr so erklärt und definirt, daß man kein Wörterbuch braucht um einen zu verstehen, mit einem Wort, alle ihre Ausdrücke sind vollkommen verständlich entweder durch das natürliche Licht oder durch die Definitionen, die sie davon giebt.

Auf diese Weise vermeidet sie alle Fehler, die gegen die erste Regel, daß man allein die Sachen, welche es bedürfen, definiren soll, können begangen werden. Eben so thut sie in Betreff der andern Regel die nicht einleuchtenden Sätze zu beweisen. Denn sobald sie bis zu den ersten bekannten Wahrheiten gelangt ist, bleibt sie stehen und verlangt, daß man sie zugebe, weil sie nichts Klareres hat sie zu beweisen, so daß denn alles, was die Mathematik als Lehrsatz auf-

stellt, vollkommen demonstrirt wird entweder durch die natürliche Einsicht oder durch die Beweise.

Daher kommt es, daß, wenn diese Wissenschaft nicht alle Dinge definirt und demonstrirt, das allein aus dem Grunde geschieht, weil uns das unmöglich ist.

Vielleicht wird es befremden, daß die Mathematik keins von den Dingen, die ihre Hauptgegenstände sind, definiren kann; denn sie kann weder die Bewegung, noch die Zahlen, noch den Raum definiren und doch sind es diese drei, was sie ins Besondere betrachtet, und von deren Erforschung hat sie ihre drei verschiednen Namen Mechanik, Arithmetik und Geometrie, indem dieser letzte Name die ganze Wissenschaft wie den besondern Theil bezeichnet. *) Aber man wird sich nicht darüber wundern, sobald man bemerkt, daß diese herrliche Wissenschaft sich nur an die einfachsten Dinge anschließt und daß eben diese Eigenschaft, welche sie würdig macht ihr Gegenstand zu sein, sie auch undefinirbar macht. Der Mangel an Definition ist also mehr eine Vollkommenheit von ihnen als ein Fehler, denn er entsteht nicht aus ihrer Dunkelheit, sondern vielmehr aus ihrer ausnehmenden Klarheit, die so groß ist, daß sie, wenn ihr auch die Ueberführung der Beweise fehlt, doch alle Gewißheit derselben hat. Die Mathematik setzt also voraus, daß man weiß, was man unter den Wörtern Bewegung, Zahl, Raum versteht und ohne sich mit der unnützen Erklärung derselben aufzuhalten durchdringt sie ihre Natur und entdeckt ihre wunderbaren Eigenschaften.

Diese drei, welche das All begreifen nach dem Wort „Gott hat alles in Gewicht, Zahl und Maß gemacht," **)

*) Géometrie gebraucht Pascal immer auch für den allgemeinen Begriff Mathematik; der Ausdruck les mathematiques kommt selten vor.

**) Im Buch d. Weish. 11. 22. lautet es eigentlich wörtlich: „Du hast alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht."

haben eine Verbindung, die gegenseitig und nothwendig ist. Denn man kann sich keine Bewegung denken ohne etwas, was sich bewegt, dieses Ding ist eins und diese Einheit ist der Ursprung aller Zahlen. Endlich da die Bewegung nicht ohne Raum sein kann, so sieht man diese drei Stücke in dem ersten eingeschlossen.

Die Zeit selbst ist auch darin begriffen, denn die Bewegung und die Zeit stehn in Beziehung zu einander, da die Schnelligkeit und die Langsamkeit, welche die Unterschiede der Bewegung sind, eine nothwendige Beziehung auf die Zeit haben.

So giebt es denn Eigenschaften, die allen diesen Dingen gemein sind und deren Erkenntniß öffnet den Geist den größten Wundern der Natur. Die Haupteigenschaft begreift die beiden Unendlichkeiten, die in allen Dingen vorkommen, die der Größe und die der Kleinheit.

Wie rasch auch eine Bewegung sei, so kann man sich doch eine denken, die noch rascher wäre und auch diese letzte noch beschleunigen und so immer ins Unendliche ohne je zu einer Bewegung zu kommen, die so rasch wäre, daß man nichts mehr hinzufügen könnte. Und so umgekehrt, wie langsam eine Bewegung sei, so kann man sie noch langsamer machen und diese wieder langsamer und so ins Unendliche ohne je zu einem solchen Grade von Langsamkeit zu gelangen, daß man nicht noch von da zu einer unendlichen Menge andrer Grade herabsteigen könnte ohne zur Ruhe zu kommen. Eben so, wie groß eine Zahl auch sei, kann man sich eine noch größere denken und noch eine, welche diese letzte übersteigt und so ins Unendliche ohne je zu einer zu gelangen, die nicht mehr vergrößert werden kann, und umgekehrt, wie klein auch eine Zahl sei, als der hundertste oder zehn tausendste Theil, kann man sich doch noch eine geringere denken und immer ins Unendliche ohne zur Null oder zum

Nichts zu gelangen. Wie groß ein Raum sei, so kann man sich einen größern vorstellen und wieder einen, der noch größer ist und so ins Unendliche, ohne je einen zu erlangen, der nicht vergrößert werden könnte, und umgekehrt, wie klein auch ein Raum sei, man kann noch einen kleinern sich denken und immer ins Unendliche, ohne je einen untheilbaren zu erreichen, der gar keine Ausdehnung mehr hätte.

Eben so ist es mit der Zeit. Man kann sich immer eine längere vorstellen ohne letzte und wieder eine kürzere, ohne zu einem Augenblick und zu einem reinen Nichts von Dauer zu kommen.

Das heißt also mit einem Wort: was für Bewegung, Zahl, Raum, Zeit man sich denke, immer giebt es ein Größeres und Geringeres, so daß alle diese Dinge sich zwischen dem Nichts und dem Unendlichen halten, immer unendlich entfernt von diesen Extremen. Alle diese Wahrheiten lassen sich nicht beweisen und doch sind sie die Grundlagen und ersten Anfänge der Mathematik. Da aber die Ursache ihrer Unbeweisbarkeit gar nicht in ihrer Dunkelheit liegt, sondern vielmehr in ihrer außerordentlichen Evidenz, so ist dieser Mangel an Beweis nicht ein Fehler, sondern vielmehr eine Vollkommenheit.

Daraus ersieht man, daß die Mathematik weder die Gegenstände erklären noch die Grundgesetze beweisen kann, aber allein aus dem für sie günstigen Grunde, weil die einen wie die andern eine natürliche Klarheit haben, welche die Vernunft mächtiger überzeugt, als Worte thun würden.

Denn was kann einleuchtender sein als die Wahrheit, daß eine Zahl, sie sei welche sie wolle, kann vergrößert werden? Man kann sie verdoppeln, kann die Schnelligkeit einer Bewegung verdoppeln und einen Raum desgleichen. Und wer ist im Stande daran zu zweifeln, daß eine Zahl, sie sei welche sie wolle, in die Hälfte und ihre Hälfte wieder

in die Hälfte getheilt werden kann? Denn, würde nun diese Hälfte ein Nichts sein? Wie sollten denn diese beiden Hälften, die zwei Nullen wären, eine Zahl ausmachen?

Eben so eine Bewegung, wie langsam sie auch sei, kann sie nicht noch um die Hälfte langsamer gemacht werden, so daß sie denselben Raum in der doppelten Zeit durchläuft, und diese letzte Bewegung läßt sie sich nicht noch verlängern? Würde das aber eine reine Ruhe sein? Und wie sollte es zugehn, daß diese beiden Hälften der Bewegung, die zwei Ruhen wären, die erste Bewegung ausmachten?

Endlich ein Raum, wie klein er sei, kann er nicht in zwei Hälften getheilt werden und diese wieder? Und wie sollte es möglich sein, daß diese Hälften untheilbar wären, ohne alle Ausdehnung, da sie doch mit einander verbunden die erste Ausdehnung machten?

Es giebt keine natürliche Erkenntniß im Menschen, welche diesen an Klarheit voranginge und sie überträfe. Indessen, damit es doch Beispiele gäbe von allen, findet man Köpfe, die in allen andern Dingen ausgezeichnet sind und die doch an diesen Unendlichkeiten Anstoß nehmen und auf keine Weise dem bei zu stimmen vermögen. Ich habe nie jemand gesehn, der gemeint hätte: ein Raum könnte nicht vergrößert werden; aber ich habe einige, sonst sehr kluge Menschen gesehn, die versicherten, ein Raum könnte in zwei untheilbare Stücke getheilt werden, so abgeschmackt das auch ist. Ich habe recht nachgeforscht in ihnen, was doch die Ursache dieser Dunkelheit sein könnte und habe gefunden, daß es nur eine Hauptursache gab, das war, daß sie nicht im Stande waren ein unendlich theilbares Continuum sich vor zu stellen, woraus sie denn schließen, daß es nicht so theilbar sei.

Das ist eine natürliche Krankheit des Menschen zu glauben, daß er die Wahrheit gerade zu besitzt und daher

kommt es, daß er immer geneigt ist alles zu leugnen, was er nicht begreift, da er doch in der Wirklichkeit auf natürliche Weise nur den Irrthum kennt und für wahr nur das nehmen darf, wovon das Gegentheil ihm falsch scheint. Daher, so oft ein Satz unbegreiflich ist, muß man das Urtheil darüber zurück halten und ihn nicht um dieses Merkmals willen leugnen, sondern das Gegentheil prüfen und wenn man dieses offenbar falsch findet, kann man dreist den ersten Satz behaupten, wie unbegreiflich er auch sei. Diese Regel wollen wir auf unsern Gegenstand anwenden.

Es giebt keinen Mathematiker, der nicht glaubte, daß der Raum ins Unendliche theilbar ist. Ohne diesen Grundsatz kann man eben so wenig ein Mathematiker sein als ohne Seele ein Mensch. Und doch giebt es keinen Mathematiker, der eine unendliche Theilung faßt und man versichert sich dieser Wahrheit nur durch den einzigen Grund, der freilich auch gewiß genügend ist, daß man vollkommen faßt, wie falsch es ist, wenn man meint einen Raum theilen und auf ein Untheilbares d. h. auf etwas, das keine Ausdehnung hat, kommen zu können. Was kann absurder sein als zu meinen, wenn man einen Raum immer theile, komme man endlich zu einem Stück, was so wäre, daß, wenn man es wieder in zwei theilt, jede der Hälften untheilbar und ohne Ausdehnung bleibt? Wer diese Meinung hat, den möchte ich fragen, ob er genau faßt wie zwei untheilbare Dinge sich berühren; ists überall, so sind sie nur ein und dasselbe Ding und folglich sind die beiden zusammen untheilbar, ists aber nicht überall, so ist es nur an einem Theil, also haben sie Theile und sind also nicht untheilbar.

Wenn sie denn nun bekennen (wie sie es wirklich gestehn, wenn man sie drängt) daß ihr Satz eben so unbegreiflich ist als der andre, so mögen sie denn anerkennen, daß wir nicht nach unsrer Fähigkeit diese Dinge zu begreifen

über ihre Wahrheit urtheilen dürfen, denn diese zwei entgegengesetzten Sätze sind alle beide unbegreiflich und demnach ist nothwendig einer von beiden wahr. *)

Können sie aber nicht begreifen, wie Theile, die so klein sind, daß wir sie nicht bemerken, so viel getheilt werden können als das Firmament, so giebt es kein bessres Mittel als ihnen dieselben durch Vergrößerungsgläser zu zeigen, die den feinen Punkt zu einer ungeheuren Masse vergrößern. Dadurch werden sie leicht begreifen, daß man mit Hilfe eines andern, noch künstlicher geschliffenen Glases sie vergrößern könnte, bis sie dem Firmament gleichen, dessen Ausdehnung sie bewundern. Dann werden ihnen diese Gegenstände sehr leicht als theilbar erscheinen, wenn sie bedenken, daß die Natur unendlich mehr kann als die Kunst. Denn wer hat sie dessen gewiß gemacht, daß diese Gläser die natürliche Größe jener Dinge verändert haben oder, wenn sie umgekehrt die wahre Größe wieder hergestellt, daß das Bild unsers Auges sie geändert und verkürzt hat wie die Verkleinerungsgläser?

Zwei Nichts an Ausdehnung können nicht eine Ausdehnung machen. Wenn es aber doch Leute giebt, die dieser Einsicht entgehen zu können meinen durch die wundervolle Antwort, daß zwei Nichts an Ausdehnung eben so gut eine Ausdehnung machen können, als zwei Einheiten, deren doch keine eine Zahl ist, durch ihr Zusammenkommen eine Zahl machen, so muß man ihnen antworten, daß sie auf dieselbe Art entgegen setzen könnten, zwanzig tausend Mann machen ein Heer, obgleich keiner von ihnen Heer ist, tausend Häuser machen eine Stadt, obgleich keines Stadt ist oder die Theile machen das Ganze, obgleich keiner das Ganze ist. Will

*) Von hier an bis zum Schluß des Abschnitts ist einiges, was zu speciell mathematisch wird, ausgelaßen, es beträgt aber höchstens ein Viertel des ganzen Abschnitts.

man von den Zahlen eine Vergleichung hernehmen, die richtig darstelle, was wir an der Ausdehnung beobachten, so muß das die Beziehung der Null zu den Zahlen sein. Das ist ein wahrhaft Untheilbares der Zahl, wie das Untheilbare die wahre Null der Ausdehnung ist. Ein gleiches Verhältniß wird man zwischen der Ruhe und der Bewegung und zwischen einem Moment und der Zeit finden. Alle diese Größen sind theilbar ins Unendliche ohne ins Untheilbare zu gerathen, so daß sie alle die Mitte halten zwischen dem Unendlichen und dem Nichts.

Das ist das bewundernswürdige Verhältniß, in welches die Natur die Dinge zu einander gesetzt hat und das sind die wunderbaren Unendlichkeiten, die sie den Menschen vorgelegt hat nicht zu begreifen, sondern zu bewundern.

Wer mit diesen Gründen nicht zufrieden ist und in dem Glauben bleibt, daß der Raum nicht ins Unendliche theilbar sei, der kann nicht auf mathematische Beweise Anspruch machen und wie aufgeklärt er auch in andern Dingen sein mag, in jenen ist er es sehr wenig; denn man kann ganz gut ein sehr kluger Mann sein und ein schlechter Mathematiker.

Diejenigen aber, die diese Wahrheiten klar erkennen, werden die Größe und die Macht der Natur in dieser doppelten Unendlichkeit, die uns von allen Seiten umgiebt, bewundern können und aus dieser merkwürdigen Betrachtung sich selbst kennen lernen, indem sie sich gestellt sehen zwischen einem Unendlichen und einem Nichts der Ausdehnung, der Zahl, Bewegung und Zeit. Da kann man wohl lernen seinen wahren Werth schätzen und sehr wichtige Betrachtungen anstellen, die mehr werth sind als die ganze übrige Mathematik selbst. *)

*) Hier haben wir den ganzen Pascal. Dies ist der Gedanke, der ihn beseelte, als er von den Naturwissenschaften zur Theologie überging;

Ich hielt mich verpflichtet dies so lang und weitläuftig aus einander zu setzen zum Besten derer, die nicht auf den ersten Blick sogleich diese doppelte Unendlichkeit begreifen und doch fähig sind sich davon überzeugen zu lassen. Und ob schon viele Einsicht genug haben um diese Abhandlung entbehren zu können, so mag es doch wohl der Fall sein, daß sie einigen nöthig und andern nicht ganz unnütz sein wird.

Dritter Abschnitt.

Von der Kunst zu überzeugen.

Die Kunst zu überzeugen steht in nothwendiger Beziehung zu der Weise, wie die Menschen in das, was man ihnen vorstellt, einstimmen und zu den Bedingungen dessen, was man glauben machen will.

Jedermann weiß, daß es zwei Eingänge giebt, wodurch die Meinungen sich in die Seele schleichen, das sind diese beiden Hauptvermögen: der Verstand und der Willen. Der natürlichste Eingang ist der des Verstandes, denn man sollte beistimmen nur den bewiesenen Wahrheiten; aber der gewöhnlichste, wenn auch widernatürliche, ist der des Willens, denn alle Menschen, die es nur giebt, werden beinahe immer zum Glauben hingerissen nicht durch den Beweis, sondern durch das Wohlgefallen.

Dieser Weg ist niedrig, unwürdig und seltsam, auch leugnet jedermann ihn ab. Jeder stellt sich, als glaube er und liebe sogar nur, was er dessen würdig erkannt hat.

Ich rede hier nicht von den göttlichen Wahrheiten, die

überall in diesen mathematischen und philosophischen Ausführungen schwebt ihm dieser Grundgedanke vor und liefert den Grundton, der von Zeit zu Zeit auch bei den noch so fern liegenden Gegenständen immer wieder anklingt.

ich nicht unter die Kunst zu überzeugen stellen darf; denn sie sind unendlich erhaben über der Natur, Gott allein kann sie in die Seele einpflanzen und zwar auf die Weise, die ihm beliebt. Ich weiß, er hat gewollt, daß sie aus dem Herzen in den Geist übergehen und nicht aus dem Geist ins Herz, um dieses hochmüthige Vermögen der Vernunft zu demüthigen, das sich anmaßt Richter zu sein über die Dinge, welche der Wille wählt, und um diesen kranken Willen zu heilen, der sich durch seine unwürdigen Anhänglichkeiten ganz verderbt hat. Und daher kommt es, wenn man von den menschlichen Dingen sagt, man müsse sie kennen, ehe man sie liebe (was zum Sprichwort geworden ist) so sagen die Heiligen im Gegentheil, wenn sie von göttlichen Dingen reden, man müsse sie lieben um sie zu kennen und man dringe in die Wahrheit nicht anders als durch die Liebe, woraus sie einen ihrer heilsamsten Sprüche gemacht haben.

Hierin zeigt sich, daß Gott diese Ordnung gegründet hat, die übernatürlich und ganz der Ordnung entgegen ist, welche den Menschen in den natürlichen Dingen natürlich sein sollte. Sie haben aber diese Ordnung verkehrt, indem sie mit den weltlichen Dingen thun, was sie mit den heiligen Dingen thun sollten, weil wir in der That fast nichts glauben als was uns gefällt. Daher kommt es, daß wir so weit entfernt sind den Wahrheiten der christlichen Religion bei zu stimmen, da sie unsern Freuden ganz entgegen gesetzt ist. „Sage uns angenehme Sachen und wir werden dir gehorchen," sagten die Juden zu Mose, *) als wenn

*) Eine besondere Stelle kann hier wohl nicht gemeint sein, sondern nur im Allgemeinen die Zahl der Stellen, wo die fleischlich gesinnten Israeliten Mose nicht glaubten und wider ihn murrten am Anfang wie im Fortgang seiner Wirksamkeit unter ihnen, als 2. Mose 5. 21; 6. 9; 14. 11 u. a. m. besonders auch wohl die Stelle, wo erzählt wird, daß sie ihm gern ins Land Kanaan gefolgt wären, wenn es dort nicht Enaks Kinder gegeben hätte. (3. Mose 14.)

das Wohlgefallen die Regel für den Glauben geben soll. Und eben um diese Unordnung zu strafen nach einer Ordnung, die ihm gemäß ist, gießt Gott nicht eher sein Licht in die Seelen, als bis er die Empörung des Willens gedämpft hat mit einer ganz himmlischen Sanftmuth, die ihn entzückt und mitreißt.

Ich spreche also nur von den Wahrheiten, die wir fassen, und von diesen behaupte ich, daß der Verstand und das Herz gleichsam die Thüren sind, durch welche sie in die Seele hinein gelangen, daß aber sehr wenige durch den Verstand eingehen, wogegen sie in Menge durch die kecken Einfälle des Willens eingeführt werden ohne den Rath der Vernunft.

Diese Vermögen haben jedes ihre Prinzipien und erste Urheber ihrer Handlungen.

Die des Geistes sind natürliche und aller Welt bekannte Wahrheiten, wie z. B., daß das Ganze größer ist als sein Theil und außerdem mehre besondere Axiome, die einige annehmen und andre nicht, die aber, sobald sie zugegeben werden, wenn gleich falsch, doch eben so mächtig sind den Glauben zu erlangen als die wahrsten.

Die des Willens sind gewisse natürliche und allen Menschen gemeine Wünsche, wie z. B. der Wunsch glücklich zu sein, welchen kein Mensch nicht haben kann, und außerdem mehre besondere Gegenstände, denen jeder nachgeht um sie zu erlangen und die in der Kraft uns zu gefallen, wenn gleich in Wahrheit verderblich, doch eben so stark sind unsern Willen zum Handeln zu bewegen, als wenn sie sein wahres Glück machten.

Das ists, was über die Vermögen, die uns zur Zustimmung bewegen, gesagt werden mußte. Was aber die Eigenschaften der Dinge, von denen wir überzeugen wollen, anbetrifft, so sind sie sehr verschieden.

Einige entnimmt man durch eine nothwendige Folgerung aus den allgemeinen Grundsätzen und zugestandenen Wahrheiten. Von diesen kann man unfehlbar überzeugen, denn wenn man die Beziehung, die sie zu den zugestandenen Wahrheiten haben, nachweist, so ist es eine unvermeidliche Nothwendigkeit, sie müssen überzeugen und es ist unmöglich, daß die Seele sie nicht annimmt, sobald man sie unter jene zugelassene Wahrheiten hat einreihen können.

Einige haben eine enge Verbindung mit den Gegenständen unsers Vergnügens und diese werden auch mit Gewißheit angenommen; denn sobald man der Seele bemerklich machen kann, daß etwas sie zu dem, was sie vorherschend liebt, führen könne, so ist es unvermeidlich, sie ergreift es mit Freuden.

Diejenigen gar, welche diese Verbindung zusammen mit den zugestandenen Wahrheiten und mit den Wünschen des Herzens haben, sind ihrer Wirkung so gewiß, daß nichts in der Welt gewisser ist, wie im Gegentheil was weder zu unsern schon vorhandenen Ueberzeugungen noch zu unsern Wünschen eine Beziehung hat, uns ungelegen, falsch und gänzlich fremd ist.

In allen diesen Fällen giebt es nichts zu zweifeln. Allein es giebt Fälle, wo das, was man glauben machen will, sehr wohl auf anerkannten Wahrheiten beruht, aber auf solchen, die zu gleicher Zeit unsern liebsten Freuden entgegen sind. Und dieses ist dann nach einer nur zu gewöhnlichen Erfahrung in großer Gefahr das, was ich am Anfange gesagt, an den Tag zu bringen, daß diese hochmüthige Seele, die sich rühmte nur nach Vernunft zu handeln, mit einer schimpflichen und vermessenen Wahl dem nachgeht, was ein verderbter Willen begehrt, welchen Widerstand auch der zu aufgeklärte Geist entgegen setzen möge.

Dann beginnt ein zweifelhaftes Schwanken zwischen der

Wahrheit und der Lust und die Erkenntniß der ersten und das Gefühl der andern erheben einen Kampf, dessen Erfolg sehr ungewiß ist, denn um darüber zu urtheilen müßte man alles wissen, was in dem Innersten des Menschen vorgeht und was der Mensch selbst beinahe niemals weiß.

Daraus geht dies hervor: man muß, wovon man auch überzeugen wolle, Rücksicht nehmen auf den Menschen, auf den man es abgesehen hat; man muß dessen Geist und Herz kennen, muß wissen, welchen Grundsätzen er beistimmt, welche Dinge er liebt, und ferner bei der Sache, um die es sich handelt, Acht geben, welche Beziehung sie hat zu den zugestandenen Grundsätzen oder zu den Gegenständen, die wegen der Reize, die man ihnen beilegt, als köstlich angesehen werden. So besteht denn die Kunst zu überzeugen eben so wohl in der Kunst annehmlich zu machen als in der Kunst zu überführen, so sehr lassen sich die Menschen mehr von Einfällen als von der Vernunft regieren! *)

Vierter Abschnitt.

Allgemeine Kenntniß des Menschen.

1.

Das Erste, was sich dem Menschen darbietet, wenn er sich betrachtet, ist sein Leib, d. h. ein gewisser Theil der Materie, der ihm eigen zugehört. Aber um zu verstehn, was derselbe ist, muß er ihn mit allem vergleichen, was über ihm und was unter ihm steht, damit er seine rechten Grenzen erkenne.

*) Hier ist die zweite Lücke. Das Folgende bis zum Schluß dieses Abschnitts, etwa zwei Drittel desselben, geht so ins Einzelne, über die logische Anordnung der Beweise, daß es dem Zweck des Buchs zu fern zu liegen schien.

Er bleibe also nicht dabei stehn einfach die Gegenstände, die ihn umgeben, zu betrachten, er beobachte die ganze Natur in ihrer hohen und vollen Majestät, er beschaue jenes strahlende Licht, das wie eine ewige Lampe hingestellt ist das Universum zu erleuchten, die Erde erscheine ihm wie ein Punkt im Vergleich mit der ungeheuern Bahn, welche dies Gestirn umschreibt, *) und er erstaune, daß diese ungeheure Bahn selbst nur ein sehr feiner Punkt ist von der Bahn, auf welcher die Gestirne am Firmament rollen. Aber wenn unser Blick hier anhält, so gehe die Einbildungskraft darüber hinaus. Sie wird eher müde werden zu fassen als die Natur zu geben. Alles, was wir von der Welt sehen, ist nur ein unbemerkbarer Punkt im weiten Reich der Natur. Kein Gedanke kommt der Ausdehnung ihrer Räume nach. Vergebens dehnen wir unsre Gedanken aus, wir bringen nichts hervor als Atome im Vergleich mit der Wirklichkeit der Dinge. Das ist eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall, deren Umkreis nirgend ist. Genug, es ist einer der größten merklichen Züge der Allmacht Gottes, daß unsre Einbildungskraft sich in diesem Gedanken verliert.

*) Pascal ignorirt hier noch das bereits hundert Jahre vorher (1543) veröffentlichte Copernicanische System und spricht, als ob die Sonne um die Erde ginge. Es kam ihm hier nur darauf an, eine allgemein faßliche und anregende Vergleichung für die Phantasie auf zu stellen, dafür war es nun einerlei, ob man sich die Erde oder die Sonne als Mittelpunkt im System dachte und damit die Phantasie der populären Leser, die er vor Augen hatte, einfach und ohne Zerstreuung seiner Vergleichung nachfolgte, wich er nicht von der damals gangbaren Volksvorstellung ab. Auch verwarf zu der Zeit die Geistlichkeit noch ganz die Copernicanische Lehre und nur ein Vierteljahrhundert vor Abfassung unsrer Schrift (1633) hatte der große Galilei die Lehre von dem Gehen der Erde um die Sonne als einen ketzerischen Irrthum vor der Inquisition abschwören müssen; so mag es denn wohl sein, daß Pascal auch darum in dieser Schrift für Laien sich nicht mit der Entscheidung der Kirche in Opposition setzen wollte. Bei seinem Grundsatz alle Achtung vor der Kirche zu bewahren, mochte er wohl dem Volke nicht erlauben das Copernicanische System zu ergründen. Vgl. Thl. 2. A. 17. §. 19.

Möge der Mensch in sich selbst zurück kehren und betrachten was er ist im Vergleich mit dem, was ist; er sehe sich an als verirrt in diesem abgelegenen Bezirk der Natur und wie ihm dieser kleine Kerker, in welchem er sitzt, nämlich diese sichtbare Welt erscheint, lerne er daraus die Erde, die Reiche, die Städte, sich selbst und seinen wahren Werth schätzen.

Was ist der Mensch im Unendlichen? Wer kann ihn begreifen? Aber um ihm ein andres eben so staunenswerthes Wunder zu zeigen, suche er in dem, was er kennt, die geringfügigsten Dinge auf. Eine Milbe z. B. mag ihm in der Kleinheit ihres Körpers noch unvergleichlich kleinere Theile darbieten, Beine mit Gelenken, Adern in diesen Beinen, Blut in diesen Adern, Feuchtigkeiten in diesem Blut, Tropfen in diesen Feuchtigkeiten, Dünste in diesen Tropfen, nun theile er noch diese letzten Dinge und erschöpfe seine Kräfte und Gedanken und der letzte Gegenstand, wohin er gelangen kann, sei nun das, wovon wir reden wollen. Vielleicht wird er meinen, das sei die äußerste Kleinheit der Natur. Ich will ihm darin einen neuen Abgrund zeigen. Ich will ihm ausmalen nicht nur das fühlbare Universum, sondern auch alles, was er im Stande ist zu fassen von der Unermeßlichkeit der Natur im Umfang dieses unbemerkten Atoms. Er sehe darin eine Unzahl von Welten, von denen jede ihr Firmament, ihre Planeten, ihre Erde *) hat in gleichem Verhältniß wie die fühlbare Welt, auf dieser Erde Thiere und wieder Milben, in denen er wieder findet, was er in den ersten fand und auch in den andern findet er eben dasselbe ohne Ende und ohne Aufhören.

Er verliere sich in diesen Wundern, eben so erstaunens-

*) Auch hier läßt der Verfasser noch wieder das Ptolomäische System gelten. s. die vorhergehende Anmerkung. — Ueber diese immer weiter gehende Theilung s. Th. 1. A. 2. S. 108.

werth durch ihre Kleinheit als die andern durch ihre Ausdehnung. Denn wer bewundert nicht, daß unser Leib, der eben erst nicht bemerkbar war in dem Universum, das selbst unbemerkbar ist im Schoß des Alls, jetzt ein Koloß ist, eine Welt oder vielmehr ein All im Betracht der letzten Kleinheit, wohin man nicht gelangen kann?

Wer sich auf diese Art betrachtet, wird erschrecken, sich in der Masse, die ihm die Natur gegeben hat, gleichsam schweben zu sehen zwischen den beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts, von denen er gleich weit entfernt ist. Er wird zittern beim Anblick dieser Wunder und ich glaube: seine Neugier wird sich in Bewunderung verwandeln und mehr geneigt sein sie still zu beschauen als sie hochmüthig zu untersuchen.

Denn genug, was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts, ein Mittelding zwischen Beiden. Er ist unendlich fern von den beiden Extremen und sein Wesen ist nicht weniger entfernt vom Nichts, woraus er gezogen ist, als vom Unendlichen, worin er sich verliert.

Seine Vernunft steht in der Reihe der erkennbaren Dinge auf derselben Stufe als sein Körper in der weiten Natur und alles, was sie vermag, ist, daß sie einigen Schein von der Mitte der Dinge bemerkt, in ewiger Verzweiflung weder ihren Anfang noch ihr Ende zu kennen. Alle Dinge sind hervor gegangen aus dem Nichts, und streben nach dem Unendlichen. Wer kann diese erstaunlichen Schritte verfolgen? Der Urheber dieser Wunder faßt sie, kein andrer kann das.

Dieser Zustand, der die Mitte hält zwischen den Extremen, findet sich in allen unsern Kräften. Unsre Sinne fassen nichts Extremes. Zu viel Lärm macht uns taub, zu viel Licht blendet uns, zu viel Entfernung und zu viel Nähe

verhindern das Sehen, zu viel Länge und zu viel Kürze verdunkeln eine Rede, zu viel Freude wird lästig, zu viel Consonanzen mißfallen. Wir fühlen weder äußerste Hitze noch äußerste Kälte. Die übermäßigen Eigenschaften sind uns feindlich und nicht fühlbar; wir fühlen sie nicht mehr, wir leiden sie. Zu viel Jugend und zu viel Alter hindern den Geist, und zu viel und zu wenig Nahrung stören seine Verrichtungen, zu viel und zu wenig Unterricht macht ihn dumm. Die extremen Dinge sind für uns als wären sie nicht und wir sind nicht in Bezug auf sie. Sie entgehn uns oder wir ihnen.

Das ist unser wahrer Zustand. Dies schließt unsre Begriffe in gewisse Grenzen ein, die wir nicht überschreiten, unfähig alles zu wissen und alles nicht zu wissen. *) Wir sind auf einer ungeheuren weiten Mitte, immer ungewiß und schwebend zwischen der Unwissenheit und der Erkenntniß und wenn wir meinen weiter vorwärts zu gehen, so wankt unser Gegenstand und entwischt unserer Fassungskraft; er entzieht sich und flieht in einer ewigen Flucht, nichts kann ihn aufhalten. Das ist unsre natürliche Lage, die jedoch unsrer Neigung am Meisten entgegen ist. Wir brennen von Verlangen alles zu ergründen und einen Thurm auf zu bauen, der sich bis zum Unendlichen erheben soll. Aber unser ganzer Bau kracht und die Erde öffnet sich bis zum Abgrund.

2.

Ich kann mir wohl einen Menschen vorstellen ohne Hände, ohne Füße und ich könnte ihn mir selbst ohne Kopf vorstellen, wenn nicht die Erfahrung mich lehrte, daß er damit denkt. Das Denken also ist es, was das Wesen des Menschen macht und ohne das man ihn sich nicht vorstellen kann. Was fühlt in uns Vergnügen? Ists die Hand?

*) Th. 2. A. 8. §. 3.

der Arm? das Fleisch? das Blut? Man wird sehen, daß es etwas Immaterielles sein muß.

3.

Der Mensch ist so groß, daß seine Größe sich selbst darin zeigt, daß er sein Elend erkennt. Ein Baum erkennt nicht sein Elend. Freilich es ist wahr, das ist ein Elend sein Elend zu erkennen, aber es ist auch eine Größe zu erkennen, daß man elend ist. So beweist alle dieses Elend seine Größe, es ist ein Elend eines großen Herrn, eines entthronten Königs. *)

4.

Wer fühlt sich unglücklich nicht König zu sein als nur ein entthronter König? Fand man Aemilius Paulus unglücklich, weil er nicht mehr Consul war? Im Gegentheil, alle Welt fand, daß er glücklich war es gewesen zu sein, weil er es seinem Stande nach nicht immer sein konnte. Aber man fand Perseus so unglücklich nicht mehr König zu sein, weil er es seinem Stande nach immer sein konnte, so daß man es auffallend fand, daß er das Leben zu ertragen vermochte. **) Wer findet sich unglücklich nur einen Mund zu haben und wer findet sich nicht unglücklich nur ein Auge zu haben? Man ist vielleicht noch nie auf den Einfall gekommen sich zu betrüben, daß man nicht drei Augen hat, aber man ist untröstlich, wenn man nur eins hat.

5.

Wir haben einen so großen Begriff von der menschlichen

*) §. 7. Auch Th. 2. A. 1. §. 5.

**) Aemilius Paulus hatte als Consul rühmliche Siege gegen die Ligurer erfochten und darnach dreizehn Jahre in ehrenvoller Muße verlebt. Da wurde er 168 v. Chr. aufs Neue zum Consul gewählt um den langwierigen Krieg mit dem Könige Perseus von Macedonien zu beendigen. Durch die Schlacht bei Pydna entschied er den Kampf rasch und hielt im folgenden Jahre einen glänzenden Triumph, bei welchem Perseus samt seinen Kindern mit aufgeführt wurde.

Seele, daß wir es nicht ertragen können von ihr verachtet zu sein und nicht in der Achtung einer Seele zu stehn, und alle Glückseligkeit der Menschen besteht in dieser Achtung. Ist jene falsche Ehre, welche die Menschen suchen, von der einen Seite ein großes Zeichen ihres Elends und ihrer Niedrigkeit, so ist es auch ein Zeichen ihrer Vorzüglichkeit. Denn welche Besitzthümer ein Mensch auch auf der Erde habe, welcher Gesundheit und wesentlicher Bequemlichkeit er auch genieße, er ist nicht zufrieden, wenn er nicht in der Achtung der Menschen steht. Er achtet das Urtheil des Menschen so groß, daß er, welchen Vortheil er auch in der Welt habe, sich dennoch für unglücklich hält, wenn er nicht eben so vortheilhaft in dem Urtheil des Menschen gestellt ist. Das ist die schönste Stelle der Welt, nichts kann ihn von diesem Verlangen abziehen und das ist die unauslöschlichste Eigenschaft des menschlichen Herzens. Das geht so weit, daß die, welche am meisten die Menschen verachten, und sie den Thieren gleich stellen, doch von ihnen bewundert sein wollen und sich selbst widersprechen durch ihr eignes Gefühl. Die Natur, mächtiger als alle ihre Vernunft, überzeugt sie stärker von der Größe des Menschen als die Vernunft sie von seiner Niedrigkeit überzeugt.

6.

Der Mensch ist nichts als ein Rohr, das schwächste der Natur, aber ein denkendes Rohr. Es ist nicht nöthig, daß das ganze Universum sich rüste ihn zu zermalmen. Ein Dunst, ein Tropfen Wasser reicht hin ihn zu tödten. Aber wenn das Universum ihn zermalmte, würde der Mensch noch edler sein als das, was ihn tödtet, weil er weiß, daß er stirbt und welchen Sieg das Universum über ihn hat, das Universum weiß nichts davon. Also alle unsre Würde besteht im Denken. Dessen müssen wir uns rühmen, nicht

des Raums und der Dauer. Wir müssen uns also bemühen gut zu denken, das ist die Grundlage der Moral.

7. *)

Es ist gefährlich dem Menschen es zu viel vor zu stellen, wie sehr er den Thieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Es ist aber auch gefährlich ihm zu viel seine Größe sehen zu lassen, ohne seine Niedrigkeit. Es ist noch gefährlicher ihn unbekannt zu lassen mit einem wie mit dem andern. Aber es ist sehr vortheilhaft ihm das eine wie das andre vor zu stellen.

8.

Der Mensch schätze denn seinen Werth. Er liebe sich, denn er hat in sich eine Natur, die des Guten fähig ist, aber darum liebe er nicht dies Niedrige, was darin ist. Er verachte sich, weil seine Fähigkeit leer ist, aber darum verachte er nicht jene natürliche Fähigkeit. Er hasse sich; er liebe sich. Er hat in sich die Fähigkeit die Wahrheit zu erkennen und glücklich zu sein; aber er hat keine Wahrheit weder bleibend noch genügend. Ich möchte also den Menschen dahin bringen, daß er verlange sie zu finden, daß er bereit und frei von Leidenschaften sei um ihr zu folgen, wo er sie findet und da ich weiß, wie sehr seine Vernunft sich durch die Leidenschaften verdunkelt hat, möchte ich, daß er in sich die Begierde hasse, die jene nach sich selbst bestimmt, damit sie ihn nicht blind mache, wenn er seine Wahl trifft und ihn nicht aufhalte, wenn er gewählt hat.

9.

Ich tadle gleicher Weise so wohl die, welche den Entschluß fassen den Menschen zu loben als die, welche sich entschließen ihn zu tadeln als auch die, welche sich entschließen

*) §. 3.

ihn zu zerstreuen und ich kann nur die loben die uchen mit Seufzen. *)

Die Stoiker sagen: Kehrt ein in euch selbst und da werdet ihr eure Ruhe finden und das ist nicht wahr. Andre sagen: Wendet euch nach außen und suchet das Glück in Zerstreuung und das ist nicht wahr. Die Krankheiten kommen, das Glück ist weder in uns noch außer uns, es ist in Gott und in uns.

10.

Die Natur des Menschen läßt sich auf zweierlei Art betrachten, nach seinem Zwecke, dann ist er groß, und unbegreiflich und nach der Erscheinung, gleich wie man von der Natur des Pferdes und des Hundes urtheilt, nach der Erscheinung, wie sie sich im Lauf zeigen und im Muth zur

*) Wir sollen den Menschen suchen, daß wir ihn für das Reich Gottes gewinnen, aber wir sollen ihn suchen mit Seufzen über sein und unser Verderben, mit Seufzen nach seinem und unserm Heil. Des Menschen Sohn suchte das verloren war (Luk. 19. 10. Joh. 11. 52.), er suchet mit Fleiß (Luk. 15. 8.), aber suchet mit Seufzen über das Elend der Menschen, wie da er den Taubstummen heilte (Mark. 7. 34.) oder da er über Jerusalem weinte, das nicht bedachte was zu seinem Frieden diente (Luk. 19. 41.) oder da er den wehklagenden Weibern sagte: „Weinet über euch selbst und über eure Kinder!" (Luk. 23. 28.) Nun hat er seine Jünger und nach ihnen uns berufen Menschen zu fangen für das Reich Gottes (Luk. 5. 10.) und es soll uns wehe thun, wenn sie noch in der Irre gehen und in ihrem Elend verharren; seufzen sollen wir über sie (Hesekiel 21. 6. 7.); nicht sie mit Lob verzärteln und uns selbst einreden, sie wären gut und bedürften nicht, daß wir sie suchen, auch nicht sie mit Tadel abstoßen und uns selbst gegen sie verhärten, auch nicht sie zerstreuen und einwiegen in leichtsinniger Sicherheit, sondern sie suchen, bis sie sich finden lassen. Da hier zu dem Wort „suchen" kein Object gesetzt ist, so ließe sich der Sinn auch so fassen: wir sollen uns nicht darum kümmern andere zu loben oder zu tadeln (nicht richten) noch gar uns dazu hergeben sie von ihrem Heile ab zu kehren durch Kurzweil (divertir), sondern nur mit Seufzen suchen unser eignes Heil. (Phil. 2. 12.) Aehnlich steht „suchen" ohne ausdrücklich genanntes Object (Th. 2. A. 2.) Beide Auffassungen geben einen tiefen herrlichen Sinn und es ist sehr gut möglich, daß Pascal eben darum kein Object zu „suchen" setzte, weil er im Sinn hatte in der Bearbeitung beides nach einander durch zu führen.

Vertheidigung, und dann ist der Mensch verworfen und schlecht. Das sind die beiden Arten, die so verschiedne Urtheile und so viele Streitigkeiten der Philosophen veranlassen. Denn einer leugnet die Voraussetzung des andern; der eine sagt: er ist nicht zu jener Bestimmung geboren, denn alle seine Handlungen widerstreiten dem, der andre sagt: er entfernt sich von seiner Bestimmung, wenn er jene niedrigen Handlungen thut. Zweierlei belehrt den Menschen über seine ganze Natur, der Instinkt und die Erfahrung.

11.

Ich fühle es, ich kann nicht gewesen sein, denn das Ich besteht in meinem Denken, mithin ich, der denkt, würde nicht gewesen sein, wenn meine Mutter getödtet worden wäre, ehe ich beseelt worden. Mithin bin ich nicht ein nothwendiges Wesen, ich bin auch weder ewig noch unendlich, aber ich sehe wohl, daß es in der Natur ein Wesen giebt, das nothwendig, ewig und unendlich ist.

Fünfter Abschnitt.

Eitelkeit des Menschen. Wirkungen der Eigenliebe.

1.

Wir begnügen uns nicht mit dem Leben, das wir in uns und in unserm eignen Sein haben; wir wollen in der Idee der andern leben, ein eingebildetes Leben und strengen uns darum an zu scheinen. Unaufhörlich mühen wir uns ab dieses imaginäre Sein zu verschönern und zu erhalten und vernachlässigen das wahre Sein. Besitzen wir Ruhe, Großmuth oder Treue, so beeifern wir uns es sehen zu lassen um diese Tugenden an jenes eingebildete Sein zu heften, wir würden sie lieber von uns los machen um sie dort an zu bringen und wir würden mit Freuden Memmen sein um

den Ruf der Tapferkeit zu erlangen. Das ist ein großes Zeichen von der Nichtigkeit unsers eignen Seins, daß wir mit dem einen ohne das andre nicht zufrieden sind und oft auf das eine verzichten um des andern willen. Denn wer nicht sterben wollte um seine Ehre zu erhalten, der wäre ehrlos. Die Süßigkeit des Ruhms ist so groß: woran man ihn auch knüpfe, selbst an den Tod, man liebt ihn.

2.

Der Stolz hält all unserm Elend das Gegengewicht, denn entweder er verbirgt es oder wenn er es aufdeckt, so macht er sich eine Ehre daraus es zu erkennen. Er hält uns so natürlich im Besitz mitten in unserm Elend und in unsern Irrthümern, daß wir selbst das Leben mit Freuden verlieren, wenn man nur davon spricht.

3.

Die Eitelkeit ist so fest gewurzelt im Herzen des Menschen, daß ein Packknecht, ein Küchenjunge, ein Lastträger sich rühmt und seine Bewundrer haben will, und die Philosophen selbst wollen dergleichen haben. Die, welche gegen den Ruhm schreiben, suchen den Ruhm gut geschrieben zu haben, und die, welche es lesen, suchen den Ruhm es gelesen zu haben, und ich, der ich dieses schreibe, habe vielleicht diese Begierde *) und vielleicht die, welche es lesen werden, haben sie auch.

4.

Trotz dem Anblick alles unsers Elends, das uns faßt und an der Kehle hält, haben wir doch einen Trieb, den wir nicht unterdrücken können, der uns erhebt.

5.

Wir sind so anmaßend, daß wir gekannt sein möchten von der ganzen Welt und selbst von den Menschen, die

*) Daß Pascal nicht frei von Eitelkeit war, wußte er selbst sehr gut. Vgl. Leben S. 38.

kommen werden, wenn wir nicht mehr sind, und wir sind so eitel, daß die Achtung von fünf oder sechs Personen, die uns umgeben, uns erfreut und zufrieden macht.

6.

Die Neugierde ist nichts als Eitelkeit. Meistentheils will man nur wissen um davon zu sprechen. Man würde nicht eine Reise machen übers Meer um nie davon zu reden, einzig aus Vergnügen zu sehen, ohne Hoffnung sich je mit einem Menschen darüber zu unterhalten. *)

7.

Man frägt nichts darnach geachtet zu werden in den Städten, wo man bloß durchreist; aber wenn man dort auch nur kurze Zeit bleiben soll, frägt man darnach. Wie viel Zeit gehört dazu? Eine Zeit verhältnißmäßig zu unsrer eiteln und geringen Dauer.

8.

Die Natur der Eigenliebe und dieses menschlichen Ichs ist nichts zu lieben als sich und nichts zu beachten als sich. Aber was soll das Ich thun? Es kann nicht verhindern, daß der Gegenstand, den es liebt, voll von Mängeln und Elend ist, es will groß sein und sieht sich klein; es will glücklich sein und sieht sich elend, es will vollkommen sein und sieht sich voll Unvollkommenheiten, es will der Gegenstand der Liebe und Achtung der Menschen sein und sieht, daß seine Mängel nichts verdienen als ihre Abneigung und Verachtung. Diese Verlegenheit, in welcher es sich befindet, erzeugt in ihm die ungerechteste und strafbarste Leidenschaft, die man sich denken kann. Es faßt einen tödtlichen Haß gegen diese Wahrheit, die es straft und seiner Mängel überführt. Es möchte sie vernichten und da es sie nicht an sich

*) Dies Verlangen, mit zu theilen ist doch nicht immer nur Eitelkeit, oft auch Liebe. Man hat keinen Genuß, wenn man nicht andern Theil daran geben kann.

zerstören kann, zerstört es sie, so viel es vermag, in seiner Erkenntniß und in der Erkenntniß der andern, d. h. es giebt sich alle Mühe seine Mängel sich und andern zu verdecken und kann nicht leiden, daß man sie ihm zeige noch sie sehe.

Es ist gewiß ein Uebel voll Mängel zu sein; aber es ist noch ein größeres Uebel davon voll zu sein und sie nicht erkennen zu wollen, weil dann ja noch eine freiwillige Täuschung hinzugefügt wird. Wir wollen nicht, daß die andern uns betrügen, wir finden es nicht recht, daß sie von uns mehr geachtet sein wollen als sie verdienen; es ist mithin auch nicht recht, daß wir sie betrügen und daß wir von ihnen mehr geachtet sein wollen als wir verdienen.

Also wenn sie uns allein solche Unvollkommenheiten und Laster, die wir wirklich haben, aufdecken, so ist klar, daß sie uns kein Unrecht thun, weil sie nicht daran Schuld sind, sondern daß sie uns etwas Gutes thun, weil sie uns helfen uns von einem Uebel befreien, nämlich von dem Nichterkennen jener Unvollkommenheiten. Wir dürfen nicht böse sein, daß sie sie erkennen, da es recht ist, daß sie uns kennen so wie wir sind und uns verachten, wenn wir verächtlich sind.

Das sind die Gesinnungen, die in einem Herzen, das billig und gerecht wäre, entstehen müßten. Was sollen wir denn von unserm Herzen sagen, wenn wir darin eine ganz entgegen gesetzte Neigung finden? Denn ist es nicht wahr, daß wir die Wahrheit hassen und die, welche sie uns sagen, und daß wir es gern sehen, wenn sie sich zu unsern Gunsten täuschen, und daß wir von ihnen geachtet sein wollen anders als wir in der That sind? *)

*) Dies ist doch zu allgemein und zu scharf ausgesprochen. Erstlich will nicht jeder täuschen, wenigstens nicht immer; zweitens, wenn wir von den Nebenmenschen anders, als wir in der That sind, geachtet sein wollen, so ist das nicht immer, daß wir täuschen wollen, sondern wir sind oft in der That anders als in der Gesinnung, das Fleisch gelüstet wider den Geist

Hier ein Beweis davon, der mir Schauder macht. Die katholische Religion verpflichtet uns nicht ohne Unterschied aller Welt unsre Sünden zu entdecken, sie leidet es, daß wir vor allen andern Menschen verborgen bleiben, aber sie nimmt einen einzigen davon aus, vor dem sie befiehlt den Grund unsers Herzens zu enthüllen und uns sehn zu lassen, wie wir sind. Es giebt nur diesen einzigen Menschen in der Welt, den sie uns gebietet zu enttäuschen und sie verpflichtet ihn zu einem unverletzlichen Geheimniß, wodurch dieses Wissen in ihm ist, als wäre es nicht in ihm. Kann man sich was Liebreicheres und Milderes denken? Und doch ist die Verderbtheit des Menschen so groß, daß er noch Härte in diesem Gesetz findet und das ist einer der Hauptgründe, warum ein großer Theil von Europa sich gegen die Kirche empört hat.

Wie ist das Herz des Menschen ungerecht und unvernünftig, schlecht zu finden, daß man es verpflichtet gegen einen Menschen zu thun, was in gewisser Art recht wäre gegen alle Menschen zu thun! Denn ist es recht, daß wir sie täuschen? *)

und so wird die That fleischlich, aber unser innerstes Selbst scheidet sich davon und den Geist gelüstet wider das Fleisch. Diesen Geist Gottes nun wollen wir geachtet sehen und an der Achtung andrer uns aufrichten, daß wir endlich thun was wir wollen, und nicht mehr in der That anders sind als wir eigentlich sind. (Gal. 5. 17.)

*) Man täuscht noch nicht, wenn man nicht alles sagt. Die Ohrenbeichte, so aufgefaßt wie hier, hat viele Vorzüge und kommt in dieser Art auch bei dem evangelischen Seelsorgeramt in einzelnen Fällen vor. Aber warum ein großer Theil von Europa sich gegen die (katholische) Kirche empört hat, das war nicht die Ohrenbeichte an sich, sondern der ungeheure Mißbrauch, welcher mit der durch sie erlangten Uebergewalt der Geistlichen über die Gemüther getrieben ward. Man kann hier auch nicht gegen die evangelische Kirche einwenden, daß der Mißbrauch nicht den Gebrauch aufhebt, denn sie hat den Gebrauch keineswegs aufgehoben, sondern ihn nur frei dem Herzensbedürfniß jedes Einzelnen überlassen und dann liegt allerdings viel Liebreiches und Mildes darin, wogegen die ka-

Es giebt verschiedne Grade dieser Abneigung gegen die Wahrheit, aber man kann sagen: sie ist in allen in gewissem Grade, weil sie unzertrennlich von der Eigenliebe ist. Daher kommt jene nichtswürdige Delicatesse, welche diejenigen, die in der Nothwendigkeit sind die Andern tadeln zu müssen, dazu verpflichtet, so viel Wendungen und Milderungen zu wählen um sie nur ja nicht zu verletzen. Sie müssen unsre Fehler verkleinern, müssen sich stellen als entschuldigten sie dieselben und müssen zwischenein Lobeserhebungen und Beweise von Zuneigung und Achtung darunter mischen.*) Bei alle dem hört diese Arzenei doch nicht auf bitter zu sein für die Eigenliebe. Sie nimmt davon so wenig als möglich und immer mit Ekel und oft selbst mit einem geheimen Widerwillen gegen die, welche sie ihr darreichen.

So geschieht es, daß, wer irgend ein Interesse hat von uns geliebt zu werden, sich davor hütet uns einen Dienst zu thun, von dem er weiß, daß er uns unangenehm ist. Man behandelt uns, wie wir behandelt sein wollen: wir hassen die Wahrheit und man verbirgt sie uns, wir wollen geschmeichelt sein und man schmeichelt uns, wir mögen gern betrogen sein und man betrügt uns.

tholische Kirche ein Gesetz daraus gemacht hat, und das drückt nicht allein mit Härte, sondern es ist eine Waffe, die höchst gefährlich wird, wenn sie in schlechte Hände fällt.

*) Nicht bloß die kluge Berechnung, auch die Liebe mischt so Lob unter den Tadel und sie ist es doch eigentlich, die das Herz für die Wahrheit öffnet und gewinnt. Wir fühlen, daß uns der Herr liebt und so lassen wir uns willig von ihm strafen, und wenn seine Liebe in unsern Reden athmet, findet auch unser Tadel eine gute Statt. Der Verfasser giebt hier und in Folgendem ein schauderhaftes Bild von der Art, wie die Menschen in der Welt sich behandeln, es ist das leider nur zu wahre Bild vom Reich der Lüge, anders aber ist es in dem Reich Christi, der den Vater der Lüge Lügen gestraft und seine Werke zerstört hat (1. Joh. 3. 8.); da gilt die Liebe und damit gegenseitiges Reizen zu guten Werken (Hebr. 10. 24.) und aufrichtiges gemeinschaftliches Arbeiten zur Beseitigung der Sünde. (Matth. 18. 15—17.)

Daher kommt es, daß jede Stufe des Glücks, die wir in der Welt höher steigen uns mehr von der Wahrheit entfernt, weil man die Menschen desto mehr zu verletzen scheut, je mehr ihre Zuneigung nützlich und ihre Abneigung gefährlich ist. Ein Fürst kann der Spott von ganz Europa sein und er allein weiß nichts davon. Ich wundre mich nicht darüber: die Wahrheit sagen ist dem nützlich, dem man sie sagt, aber denen nachtheilig, die sie sagen, weil sie sich gehässig machen. Nun lieben aber die, welche mit dem Fürsten leben, mehr ihren Vortheil als den des Fürsten, dem sie dienen und so sind sie weit entfernt ihm einen Vortheil zu verschaffen, indem sie sich selbst schaden.

Dies Unglück ist gewiß größer und gewöhnlicher in den höhern Verhältnissen, aber auch die geringern sind nicht davon ausgenommen, weil es immer einen Vortheil gewährt sich bei den Menschen beliebt zu machen.

So ist das menschliche Leben nichts als eine beständige Täuschung man thut nichts als sich gegenseitig betrügen und sich gegenseitig schmeicheln. Niemand spricht von uns in unsrer Gegenwart, wie er in unsrer Abwesenheit von uns spricht. Die Einigkeit, die unter den Menschen besteht, ist nur auf diesen gegenseitigen Betrug gegründet und wenige Freundschaften würden Bestand halten, wenn jeder wüßte, was sein Freund von ihm sagt, wenn er nicht da ist, obgleich er doch dann aufrichtig und ohne Leidenschaft von ihm spricht. *)

Der Mensch ist also nichts als Verstellung, Lüge und Heuchelei, so wohl in sich selbst als gegen die andern. Er will nicht, daß man ihm die Wahrheit sage, er vermeidet sie den andern zu sagen und alle diese Neigungen so weit entfernt von der Gerechtigkeit und von der Vernunft, haben eine natürliche Wurzel in seinem Herzen.

*) Th. 1. A. 9. §. 60.

Sechster Abschnitt.

Schwäche des Menschen. Ungewissheit seiner natürlichen Erkenntnis.

1.

Worüber ich am meisten erstaune, ist zu sehn, daß niemand über seine Schwäche erstaunt. Man thut gar ernsthaft und jeder folgt seinem Verhältniß, nicht weil es wirklich gut ist ihm zu folgen, und weil es so Sitte ist, sondern als ob jeder zuverlässig wüßte, wo die Vernunft und das Recht sind. Wir finden uns jeden Augenblick getäuscht und mit einer lächerlichen Demuth glauben wir: das sei unser Fehler und nicht der Fehler der Kunst, die wir uns immer zu besitzen rühmen. Es ist gut, daß es viel von dergleichen Leuten giebt, um zu zeigen, daß der Mensch der ungereimtesten Meinungen ganz fähig ist, weil er fähig ist zu glauben, er habe nicht jene natürliche und unvermeidliche Schwäche, sondern im Gegentheil er besitze die natürliche Weisheit.

2.

Die Schwäche der menschlichen Vernunft kommt viel mehr bei denen zum Vorschein, die sie nicht kennen, als bei denen, die sie kennen. Wenn man zu jung ist, so urtheilt man nicht recht; desgleichen wenn man zu alt ist. Wenn man nicht genug nachdenkt, wenn man zu viel nachdenkt, so wird man eigensinnig, und kann nicht die Wahrheit finden. Betrachtet man sein Werk unmittelbar, nachdem man es gemacht, so ist man noch ganz davon eingenommen, betrachtet man es zu lange nachher, so dringt man nicht mehr ein. Für Beschauung der Gemälde giebt es nur einen untheilbaren Punkt, der die rechte Stelle ist sie zu beschauen, die andern sind zu nahe, zu weit, zu hoch, zu nie-

drig. Die Perspective weist ihn an in der Malerkunst. Aber in der Wahrheit und in der Moral wer mag ihn anweisen?

3.

Jene Meisterin des Irrthums, die man Phantasie nennt und Meinung, ist um so mehr Betrügerin, weil sie es nicht immer ist, denn sie würde die untrügliche Regel der Wahrheit sein, wenn sie die untrügliche Regel der Lüge wäre. Allein, wenn sie auch meistentheils falsch ist, giebt sie gar kein Zeichen ihrer Beschaffenheit, indem sie mit gleichem Merkmal das Wahre und das Falsche bezeichnet.

Diese übermüthige Macht, die Feindin der Vernunft, die sich darin gefällt sie zu controliren und zu beherschen, hat, um zu zeigen wie viel sie in allen Dingen vermag, im Menschen eine zweite Natur geschaffen. Sie hat ihre Glücklichen und Unglücklichen, ihre Gesunden und Kranken, ihre Reichen und Armen, ihre Narren und Weisen und nichts erregt uns größern Widerwillen als zu sehn, daß sie ihre Freude mit viel reicherer und völliger Genüge erfüllt als die Vernunft, indem die Weisen in der Einbildung sich ganz anders in sich selbst gefallen als die wirklich Verständigen sich vernünftiger Weise gefallen können. Sie sehen auf die Menschen hochmüthig herab, sie streiten voll Kühnheit und Zuversicht, die andern voll Furcht und Mißtrauen und jene Fröhlichkeit des Angesichts giebt ihnen oft den Vorzug in der Meinung der Zuhörer; so viel Gunst haben die eingebildeten Weisen bei ihren Beurtheilungen von derselben Gattung. Sie kann die Narren nicht weise machen, aber sie macht sie zufrieden, der Vernunft zum Trotz, die ihre Freunde nur elend machen kann. Jene überhäuft sie mit Ehre, diese bedeckt sie mit Schande.

Wer theilt den Ruf aus? Wer giebt die Achtung und Verehrung den Personen, den Werken, den Großen, wenn

nicht die Meinung? Wie sehr sind doch alle Reichthümer der Erde unzureichend ohne ihre Beistimmung!

Die Meinung verfügt über alles; sie macht die Schönheit, das Recht und das Glück, was die Welt ihr Alles nennt. Ich möchte gern das Italienische Buch sehn, von dem ich nichts als den Titel kenne, der allein genug Bücher werth ist: Della opinione regina del mondo. Ich unterschreibe es ohne es zu kennen, mit Ausnahme des Schlechten, wenn was darinnen ist.

4.

Die wichtigste Angelegenheit des Lebens ist die Wahl eines Berufs. Der Zufall entscheidet darüber. Die Gewohnheit macht die Maurer, die Soldaten, die Dachdecker*). Das ist ein vorzüglicher Dachdecker, sagt man und von den Soldaten sagt man: Sie sind rechte Thoren! und die Andern im Gegentheil sprechen: Es ist nichts groß als der Krieg, alle übrige Menschen sind Lumpen. Weil man nun in der Kindheit jene Stände immer so viel loben und die übrigen verachten hört, so wählt man; denn natürlicher Weise liebt man die Tüchtigkeit und haßt den Unverstand. Diese Reden regen uns auf und man irrt bloß in der Anwendung und die Gewalt der Gewohnheit ist so groß, daß ganze Landstriche lauter Maurer, andre lauter Soldaten sind. Ganz gewiß ist die Natur nicht so einförmig: also ist es die Gewohnheit, die das macht und die Natur mit zieht. Indessen bisweilen überwiegt auch die Natur und erhält den Menschen in seinem angebornen Trieb, trotz aller Gewohnheit, sie sei gut oder schlecht.

5.

Wir halten uns nie an die Gegenwart**). Wir nehmen die Zukunft voraus, als wäre sie zu langsam und als müß-

*) Th. 2. A. 3. §. 6.
**) Th. 2. A. 17. §. 29.

ten wir sie beeilen, oder wir rufen die Vergangenheit zurück um sie an zu halten, als wäre sie zu eilig. Wir sind so unverständig, daß wir in den Zeiten herumschweifen, die nicht unser sind und an die einzige, die uns gehört, nicht denken, und wir sind so eitel, daß wir uns in die Zeiten vertiefen, die nicht mehr sind und uns die einzige, die ist, ohne Betrachtung entschlüpfen lassen. Das kommt daher, weil die Gegenwart uns gewöhnlich verletzt. Wir verbergen sie vor unserm Blick, weil sie uns betrübt und wenn sie uns angenehm ist, bedauern wir sie entfliehn zu sehn. Wir versuchen sie fest zu halten durch die Zukunft und wir denken die Dinge, die nicht in unsrer Gewalt sind, an zu ordnen für eine Zeit, die zu erreichen wir gar keine Gewißheit haben.

Jeder prüfe seine Gedanken, er wird sie immer mit der Vergangenheit und mit der Zukunft beschäftigt finden. Wir denken fast gar nicht an die Gegenwart und wenn wir an sie denken, geschieht es nur um von ihr Licht zu nehmen für die Anordnung der Zukunft. Die Gegenwart ist nie unser Ziel, die Vergangenheit und die Gegenwart sind unsre Mittel, die Zukunft allein ist unser Zweck. • Also wir leben nie, aber wir hoffen zu leben *) und da wir uns immer einrichten glücklich zu sein, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir es nie sein werden, wenn wir nicht nach einer anderen Seligkeit trachten, als nach der, welche man in diesem Leben genießen kann.

6.

Unsre Einbildungskraft vergrößert uns die gegenwärtige Zeit, durch die fortgesetzten Betrachtungen darüber, so stark und verkleinert die Ewigkeit, eben weil sie nicht Betrachtungen darüber anstellt, so sehr, daß wir aus der Ewigkeit ein Nichts machen und aus dem Nichts eine Ewigkeit. Und

*) Victuros agimus semper nec vivimus unquam. Manil. Astr. IV, 5.

alles das hat seine so lebendigen Wurzeln in uns, daß alle unsre Vernunft uns nicht dagegen wehren kann.

7.

Cromwell war im Begriff die ganze Christenheit zu verheeren, die königliche Familie war verloren und die seine für immer mächtig, ohne ein kleines Sandkorn, das sich in seinem Harngang ansetzte. Rom stand auf dem Punkt unter ihm zu zittern, da ward dieser kleiner Kies, der sonst nichts war, an diesem Orte angesetzt und er war todt, seine Familie gestürzt und der König wieder eingesetzt.

8.

Man sieht fast nichts Gerechtes oder Ungerechtes, das nicht seine Beschaffenheit änderte, wenn es das Klima ändert. Drei Grade Polhöhe werfen die ganze Jurisprudenz über den Haufen. Ein Meridian entscheidet über die Wahrheit oder wenige Jahre über Besitz. Die Grundgesetze wechseln. Das Recht hat seine Zeiten. Eine schöne Gerechtigkeit, die ein Fluß oder ein Gebirge begrenzt! Wahrheit diesseit der Pyrenäen, Irrthum jenseit.

9. *)

Diebstahl, Blutschande, Mord der Kinder und der Väter, alles hat seine Stelle gefunden unter den tugendhaften Handlungen. Kann etwas lächerlicher sein, als daß ein Mensch das Recht hat mich zu tödten, weil er jenseit des Wassers wohnt und weil sein Fürst Streit mit dem meinen hat, obgleich ich durchaus keinen mit ihm?

Es giebt ohne Zweifel natürliche Gesetze, aber diese gute

*) Fast dieser ganze §. ist aus Montaigne (Essais II. 12. f.) entlehnt. Um Pascals eigne Ansichten vollständig auf zu fassen vergleiche man Th. 1. A. 9. §. 6. 10. 11. u. Th. 2. A. 17. §. 104. Es ist merkwürdig, wie schon damals die Grundsätze gepredigt wurden, die 130 Jahre später so schauderhaft in Ausübung gebracht worden sind. Alles wankt, wenn man nicht das göttliche Recht der Obrigkeit festhält. (Röm. 13. 1—7. 1. Petr. 2. 13—17.) — Für den Anfang des §. ist noch zu vergleichen Th. 1. A. 9. §. 3.

Vernunft, die verdorben ist, hat alles verdorben. Nichts ist mehr unser, was wir unser nennen, gehört der Kunst, nach Rathverordnung und Volksbeschlüssen werden Verbrechen geübt, wie einst an den Lastern, laboriren wir jetzt an den Gesetzen.

Aus dieser Verwirrung entsteht, daß der eine sagt: das Wesen der Gerechtigkeit sei das Ansehn des Gesetzgebers, ein andrer: die Bequemlichkeit des Herschers, noch ein anderer: die gegenwärtige Gewohnheit und das ist das sicherste, bloß nach der Vernunft ist nichts gerecht an sich; alles wankt mit der Zeit, die Gewohnheit macht alle Billigkeit allein dadurch, daß sie angenommen ist, das ist der geheimnißvolle Grund ihres Ansehns. Wer sie auf ihr Princip zurückführt, vernichtet sie. Nichts ist so fehlerhaft als die Gesetze, welche die Fehler gut machen; wer ihnen gehorcht, weil sie gerecht sind, gehorcht der Gerechtigkeit, die er sich einbildet, aber nicht dem Wesen des Gesetzes, es ist ganz in sich selbst gesammelt, es ist Gesetz und weiter nichts. Wer seinen letzten Grund erforschen will, findet ihn so schwach und leicht, daß er, wenn er sich nicht gewöhnt hat die Wunder der menschlichen Einbildungskraft zu beobachten, in Verwunderung gerathen muß, wie ein Jahrhundert ihm so viel Glanz und Würde verschafft hat. Die Kunst die Staaten um zu stürzen besteht darin, daß man die bestehenden Gewohnheiten erschüttert, indem man sie bis auf ihre Quelle ergründet um da ihren Mangel an Autorität und Gerechtigkeit an zu merken. Man muß zurück gehn sagt man, zu den ersten Grundgesetzen des Staats, die eine ungerechte Gewohnheit abgeschafft hat und das ist ein sichres Spiel um alles zu verlieren; auf der Wage wird nichts richtig sein. Dennoch leiht das Volk diesen Reden gern sein Ohr, es schüttelt das Joch ab, sobald es dasselbe erkennt und die Großen haben den Gewinn davon zu seinem Verderben und zum Verder-

ben jener neugierigen Erforscher der angenommenen Gewohnheiten. Freilich bisweilen fallen die Menschen in den entgegengesetzten Fehler und glauben mit Recht alles thun zu dürfen, was nicht ohne Beispiel ist. Daher sagte der weiseste der Gesetzgeber: zum Wohl des Menschen müsse man oft ihn täuschen und ein anderer guter Politiker sagt: Wenn er die Wahrheit, wodurch er frei werden soll, nicht kennt, so ists gut ihn zu täuschen. Er muß nicht merken die Wahrheit der Usurpation, sie ist vor Alters ohne Grund eingeführt worden; man muß sie ansehn lassen als rechtsgültig, ewig und muß ihren Anfang verbergen, wenn man nicht will, daß sie bald ein Ende nehme.

10.

Stellt den größten Philosophen der Welt auf eine Planke, breiter als er braucht um auf seine gewöhnliche Weise zu gehen, wenn darunter ein Abgrund ist, so mag seine Vernunft ihm noch so sehr seine Sicherheit nachweisen, die Einbildungskraft wird doch überwiegen. Viele könnten nicht einmal den Gedanken daran aushalten ohne bleich zu werden und zu schwitzen; ich will nicht alle Wirkungen davon anführen. Wer weiß nicht, daß es Menschen giebt, denen der Anblick von Katzen, Ratten, das Zerdrücken einer Kohle die Vernunft aus der Fassung bringt?

11.

Möchtet ihr nicht behaupten, daß jener Richter, dessen würdiges Alter einem ganzen Volk Ehrfurcht gebietet, sich mit einer reinen und erhabenen Vernunft beherschet und die Dinge nach ihrer Natur beurtheilt, ohne sich bei den eiteln Umständen auf zu halten, welche nur die Einbildungskraft der Schwachen verletzen? Seht ihn eintreten in die Räume wo er das Recht verwalten soll. Da sitzt er bereit zu hören mit einer exemplarischen Gravität. Wenn der Anwalt zum Vorschein kommt und die Natur hat ihm etwa eine

heisere Stimme gegeben und ein seltsames Gesicht oder sein Barbier hat ihn schlecht rasirt und der Zufall hat ihn noch beschmutzt, so wette ich: alle Gravität des Richters ist fort.

12.

Der Geist des größten Mannes in der Welt ist nicht so unabhängig, daß er nicht gestört werden könnte durch den geringsten Lärm in seiner Nähe. Um seine Gedanken zu hindern, dazu ist nicht das Knallen einer Kanone nöthig, sondern nur das Knarren einer Wetterfahne oder einer Winde. Verwundert euch nicht, daß er diesen Augenblick nicht vorzüglich urtheilt, eine Fliege summt um seine Ohren, das ist genug um ihn zu gutem Urtheil unfähig zu machen. Wenn ihr wollt, daß er im Stande sei die Wahrheit zu finden, jagt das Thier weg, das seine Vernunft im Schach hält und jene mächtige Einsicht trübt, die Städte und Königreiche regiert.

13.

Der Willen ist eins der vorzüglichsten Werkzeuge des Glaubens, nicht daß er den Glauben bildet, sondern weil die Dinge wahr oder falsch erscheinen, je nachdem man sie von der einen oder andern Seite betrachtet. Der Willen, welchem die eine besser gefällt als die andre, wendet den Geist davon ab, die Eigenschaften der Seite, die er nicht liebt, zu beschauen, und so macht der Geist mit dem Willen gemeinschaftliche Sache und verweilt dabei, die Seite, welche dieser liebt, zu betrachten, urtheilt nach dem, was er hier sieht und regelt unmerklich seinen Glauben nach der Neigung des Willens *).

*) Dieses ist der Grund, warum dogmatische Streitigkeiten nicht immer rein auf dem wissenschaftlichen Gebiet bleiben können und leicht in das moralische überschweifen, so daß der Andersdenkende verketzert wird. Unglauben ist Sünde, das ist das Wahre an der Verketzerung; aber diese ist darum doch selbst eine Sünde, weil sie wider die Liebe ist, die nicht verdammt.

14.

Wir haben noch einen andern Grund des Irrthums, nämlich die Krankheiten. Sie verderben uns das Urtheil und den Sinn, und wenn die großen Krankheiten ihn merklich ändern, so zweifle ich nicht, daß die kleinen nach Verhältniß auf ihn Eindruck machen.

Unser eigner Vortheil ist auch ein wundervolles Werkzeug um uns die Augen mit Anmuth zu blenden. Die Neigung oder der Haß ändern die Gerechtigkeit. Wahrhaftig ein Advokat, der gut voraus bezahlt worden ist, wieviel gerechter findet er die Sache, die er vertheidigt! Dagegen weiß ich andre, die aus einer andern Sonderbarkeit des menschlichen Geistes, um nicht in jene Eigenliebe zu verfallen, ganz verkehrt die Ungerechtesten von der Welt gewesen sind. Das sicherste Mittel eine ganz gerechte Sache zu verderben war das, sie ihnen durch ihre nächsten Verwandten empfehlen zu lassen.

15.

Die Einbildungskraft vergrößert oft die kleinsten Gegenstände durch eine phantastische Schätzung, so daß sie gar damit unsre Seele füllt und mit vermessenem Uebermuth verkleinert sie die größten bis zu unserm Maß.

16.

Die Gerechtigkeit und die Wahrheit sind zwei so feine Spitzen, daß unsre Instrumente zu stumpf sind, um sie genau zu berühren. Wenn sie ankommen, so machen sie die Spitze glatt und ruhen rund herum, mehr auf dem Falschen als auf dem Wahren.

17.

Die alten Eindrücke sind nicht allein im Stande uns zu erfreuen, die Reize der Neuheit haben dieselbe Kraft. Daher kommen alle Streitigkeiten der Menschen, die sich

einander vorwerfen, daß sie entweder den falschen Eindrücken ihrer Kindheit folgen oder leichtsinnig den neuen nachlaufen.

Wer hält die rechte Mitte? Er zeige sich und beweise es. Es giebt keinen Grundsatz, wie natürlich er auch sein möge, selbst von der Kindheit her, den man nicht ausgebe für einen falschen Eindruck bald der Erziehung, bald der Sinne. Weil du, sagt man, von Kindheit an geglaubt hast, daß ein Kasten leer war, wenn du nichts darin sahst, so hast du das Leere für möglich gehalten, das ist eine Täuschung deiner Sinne, welche die Gewohnheit befestigt hat und welche die Wissenschaft widerlegen muß. Und die andern sagen im Gegentheil: Weil man dir in der Schule gesagt, daß es nichts Leeres giebt, so hat man deinen gesunden Menschenverstand verdorben, der es so deutlich begriff, ehe jener schlechte Eindruck auf dich gemacht wurde, den mußt du widerlegen und zu deiner ersten natürlichen Ansicht zurückkehren. Wer hat dich dann betrogen, die Sinne oder die Erziehung?

18.

Alle Beschäftigungen der Menschen gehen darauf hin Gut zu erlangen und der Titel unter dem sie es besitzen, ist seinem Ursprunge noch nur ein Einfall derer, welche die Gesetze gemacht haben*). Sie haben auch durchaus keine Gewalt es sicher zu besitzen, tausend Zufälle rauben es ihnen. Eben so ist es mit der Wissenschaft, die Krankheit nimmt sie uns.

19.

Was sind unsre natürlichen Grundsätze anders als unsre angewöhnten Grundsätze? bei den Kindern sind es die, welche sie durch die Angewöhnung ihrer Väter angenommen haben, wie das Jagen bei den Thieren.

Eine verschiedene Gewohnheit wird andre natürliche

*) Th. 1. A. 12. §. 1.

Grundsätze geben. Das lernt man aus Erfahrung. Und giebt es natürliche Grundsätze, welche die Gewohnheit nicht auslöschen kann, so giebt es auch Grundsätze aus der Gewohnheit, welche die Natur nicht auszulöschen vermag. Das hängt von der Disposition ab.

Die Väter fürchten, daß die natürliche Liebe der Kinder erlösche. Was für eine Natur ist das denn, die zu erlöschen im Stande ist? Die Gewohnheit ist eine zweite Natur, welche die erste zerstört. Warum ist die Gewohnheit nicht natürlich? Ich fürchte sehr, daß diese Natur selbst eine erste Gewohnheit sei, wie die Gewohnheit eine zweite Natur ist.

20.

Wenn wir alle Nächte dieselbe Sache träumten, so würde sie uns vielleicht eben so viel Eindruck machen als die Gegenstände, die wir alle Tage sehn. Und wenn ein Handwerker gewiß wäre alle Nächte zwölf Stunden lang zu träumen, daß er König ist, ich glaube er würde beinahe eben so glücklich sein als ein König, der alle Nächte zwölf Stunden lang träumte, daß er ein Handwerker wäre. Träumten wir alle Nächte, daß wir von Feinden verfolgt und von ängstlichen Trugbildern umhergetrieben würden und brächten wir alle Tage in verschiednen Beschäftigungen hin, wie wenn man eine Reise macht, so würden wir fast eben so viel leiden, als wenn das wirklich wäre und würden uns scheuen zu schlafen, wie man das Erwachen scheut, wenn man fürchtet wirklich in solche unglücklichen Zustände ein zu treten. In der That diese Träume würden uns fast dieselben Leiden bereiten wie die Wirklichkeit. Aber weil die Träume alle verschieden sind und wechseln, so macht das, was wir in ihnen sehen, viel weniger Eindruck auf uns, als was wir wachend sehen, da dieses ununterbrochen anhält. Freilich ist es nicht so anhaltend und gleich, daß es

nicht auch wechsele, aber das geschieht doch weniger rasch, außer in seltnen Fällen*), wie wenn man reist und dann sagt man: Mir ist als träume ich. Denn das Leben ist ein Traum, nur etwas weniger unbeständig.

21.

Wir setzen voraus, daß alle Menschen die Gegenstände, die sich ihnen darbieten, auf gleiche Art auffassen und empfinden; aber wir setzen das ohne eigentlichen Grund voraus, denn wir haben gar keinen Beweis dafür. Ich weiß wohl, daß man dieselben Worte bei denselben Gelegenheiten gebraucht und daß allemal, wenn zwei Menschen z. B. den Schnee sehen, alle beide den Anblick desselben Gegenstandes mit denselben Worten ausdrücken, indem sie einer wie der andre sagen: er ist weiß; und aus dieser Gleichmäßigkeit des Gebrauchs gewinnt man eine mächtige Vermuthung von Gleichmäßigkeit der Ideen, aber das ist nicht unbedingt beweisend, obgleich sich für die Bejahung wohl wetten ließe.

22.

Sehen wir eine Wirkung immer auf dieselbe Weise erfolgen, so schließen wir auf eine natürliche Nothwendigkeit wie z. B. daß morgen ein Tag sein wird u. s. w. aber oft straft die Natur uns Lügen und befolgt nicht ihre eignen Gesetze.

23.

Manchen Dingen, die gewiß sind, wird widersprochen, manche falsche läßt man ohne Widerspruch hingehn, so ist weder der Widerspruch ein Zeichen von Unwahrheit noch die Widerspruchslosigkeit ein Zeichen von Wahrheit.

24.

Wer recht unterrichtet ist, begreift, daß fast alle Dinge, da die Natur den Stempel ihres Urhebers in allen einge-

*) Für rarement hat die Pariser Ausgabe 1829 réellement, das hieße: „außer wenn man wirklich reist."

graben trägt, etwas von seiner zwiefachen Unendlichkeit an sich haben. So sehn wir, daß alle Wissenschaften unendlich sind in der Ausdehnung ihrer Untersuchungen. Denn wer zweifelt daran, daß die Mathematik z. B. eine unendliche Zahl von Sätzen auf zu stellen hat? Eben so unendlich ist sie in Anhäufung und Schärfung der Gründe für diese Sätze; denn wer sieht nicht, daß die Gründe, welche man als die letzten aufstellt, nicht für sich selbst stehen, sondern auf andern gestützt sind, die wieder andere zur Stütze haben, und nie einen den letzten sein lassen?

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Arithmetik allein unzählige Gründe liefert und jede Wissenschaft desgleichen.

Aber da die Unendlichkeit im Kleinen viel weniger sichtlich ist, haben die Philosophen um so eher gemeint dahin zu gelangen und da eben sind sie alle gestolpert. Das hat zu jenen so gewöhnlichen Titeln Anlaß gegeben, „von den Principien der Dinge" „von den Principien der Philosophie" und zu andern ähnlichen die, wenn auch nicht dem Scheine nach, doch in der That eben so hochfahrend sind als der in die Augen springende „de omni scibili*)."

Laßt uns denn keine Sicherheit und Gewißheit suchen. Unsre Vernunft wird immer betrogen durch die Unbeständigkeit der Erscheinungen; nichts kann die Endlichkeit fixiren zwischen den beiden Unendlichkeiten, die sie einschließen und sie fliehen. Wenn man das recht gefaßt hat, wird man glaube ich, in Ruhe bleiben, jeder in dem Stande, wohin die Natur ihn gestellt hat. Da diese Mitte, die uns zugefallen, immer von den Extremen gleich absteht, was ist daran gelegen, daß der Mensch ein wenig mehr Erkenntniß der Dinge hat? Wenn er sie hat, nimmt er die Dinge ein

*) „Von allem Wißbaren;" der Titel der Sätze, die Pico von Mirandola mit großem Erfolg zu Rom vertheidigte.

wenig höher. Ist er aber nicht doch immer noch unendlich fern von den Extremen? Und die Dauer unsers längsten Lebens ist sie nicht unendlich fern von der Ewigkeit?

Im Vergleich mit diesen Unendlichkeiten sind alle Endlichkeiten gleich und ich sehe nicht, warum man seine Einbildungskraft mehr auf der einen als auf der andern ruhen lassen soll. Schon allein die Vergleichung, die wir zwischen uns und dem Endlichen anstellen macht uns Pein.

25.

Die Wissenschaften haben zwei Extreme, die sich berühren, das erste ist die reine natürliche Unwissenheit, in der sich alle Menschen befinden, so wie sie geboren werden. Das andre Extrem ist dasjenige, wohin die großen Geister gelangen, die alles, was die Menschen wissen können, durchgemacht haben und finden, daß sie nichts wissen und sich in derselben Unwissenheit begegnen, von der sie ausgegangen. Aber das ist eine wissende Unwissenheit, die sich selbst kennt. Diejenigen, welche zwischen beiden Extremen in der Mitte schweben, die aus der natürlichen Unwissenheit herausgetreten sind und zu der andern doch nicht gelangen konnten, haben einen Anstrich von jener genügenden Wissenschaft und machen die Klugen. Diese eben verwirren die Welt und urtheilen schlechter über alles als die andern. Das Volk und die Klugen ordnen gewöhnlich den Gang der Welt, die andern verachten die Welt und werden von ihr verachtet.

26.

Man hält sich natürlich viel eher fähig, zum Mittelpunkt der Dinge zu gelangen als ihren Umkreis zu umfassen. Die sichtbare Ausdehnung der Welt überragt uns sichtbar; dagegen weil wir wieder die kleinen Dinge überragen, halten wir uns eher fähig sie zu fassen und doch gehört nicht weniger Fähigkeit dazu um bis zum Nichts zu gehen als bis zum All. Sie muß bei dem einen wie bei dem andern un-

endlich sein und wer die letzten Gründe der Dinge begriffen hätte, der würde, scheint mir, auch bis zur Erkenntniß des Unendlichen gelangen können. Eins hängt vom andern ab und eins führt zum andern. Die Extreme berühren sich und vereinigen sich, je weiter sie sich entfernt haben und finden sich wieder in Gott und in Gott allein.

Wenn der Mensch damit anfinge sich selbst zu erforschen, so würde er sehen, wie sehr er unfähig ist darüber hinaus zu gehen. Wie wäre es möglich, daß ein Theil das Ganze kännte? Vielleicht wird er trachten wenigstens die Theile zu kennen, mit denen er im Verhältniß steht. Aber die Theile der Welt haben alle eine solche Beziehung und eine solche Verkettung unter einander, daß ich es unmöglich halte den einen zu kennen ohne den andern und ohne das Ganze.

Der Mensch z. B. hat Beziehung zu allem, was er kennt. Er braucht des Raums um ihn aufzunehmen, der Zeit um zu dauern, der Bewegung um zu leben, der Urstoffe um ihn zusammen zu setzen, der Wärme und der Nahrungsmittel um ihn zu nähren, der Luft um zu athmen. Er sieht das Licht, er fühlt die Körper, genug alles kommt mit ihm in Verbindung.

Also um den Menschen zu kennen muß man wissen, woher es kommt, daß er der Luft bedarf um zu bestehn und um die Luft zu kennen, muß man wissen, wie sie Bezug hat auf das Leben des Menschen.

Die Flamme besteht nicht ohne die Luft, also um die eine zu kennen muß man die andre kennen.

Also da alle Dinge gewirkt sind und wirkend, mittelbar und unmittelbar und alle sich gegenseitig halten durch ein natürliches und unfühlbares Band, das die fernsten und verschiedensten zusammenknüpft, so scheint es mir unmöglich die Theile zu kennen ohne das Ganze und eben so das Ganze zu kennen ohne die Theile im Einzelnen.

Und was vielleicht unser Unvermögen die Dinge zu erkennen noch vollendet, ist, daß sie an sich einfach sind und wir zusammengesetzt aus zwei entgegengesetzten und verschiedenartigen Naturen, aus Seele und Leib; denn unmöglich ist der Theil, der in uns denkt, anders als geistig und wenn man behaupten wollte, daß wir bloß körperlich wären, so würde uns das noch vielmehr von der Erkenntniß der Dinge ausschließen, denn es wäre nichts so unbegreiflich als die Behauptung, daß die Materie sich selbst zu erkennen vermöge.

Diese Zusammensetzung von Geist und Körper hat gemacht, daß fast alle Philosophen die Begriffe der Dinge durch einander geworfen haben und den Körpern zugeschrieben was nur den Geistern zukommt, und den Geistern was nur den Körpern zukommen kann. Denn sie sagen dreist, daß die Körper nach unten streben, nach dem Mittelpunkt trachten, ihre Zerstörung fliehen, das Leere fürchten, Neigungen, Sympathien, Antipathien haben, alles Dinge, die nur den Geistern zukommen. Und wenn sie von den Geistern reden, betrachten sie sie als an einem Ort und schreiben ihnen die Bewegung von einer Stelle zur andern zu, Dinge, die nur den Körpern zukommen u. s. w.

Statt die Begriffe der Dinge in uns auf zu nehmen, färben wir mit den Eigenschaften unsers zusammengesetzten Wesens alle die einfachen Dinge, die wir betrachten.

Wer sollte nicht glauben, wenn er uns alle Dinge aus Geist und Körper zusammensetzen sieht, daß diese Mischung uns sehr begreiflich sein müßte? Dennoch ist dies gerade was man am Wenigsten begreift. Der Mensch ist für sich selbst der wunderbarste Gegenstand der Natur, denn er kann nicht fassen, was Körper ist und noch weniger, was Geist ist und noch weniger als irgend etwas, wie ein Körper mit einem Geist vereint sein kann. Das ist der Gipfel des Unbegreiflichen für ihn und doch ists sein eignes Wesen. „Die

Art, wie der Geist mit den Körpern verbunden ist, kann von den Menschen nicht begriffen werden und doch ist das der Mensch."

27.

Der Mensch ist also nichts als ein Wesen voll Irrthümer, die unvertilgbar sind ohne die Gnade. Nichts zeigt ihm die Wahrheit, alles täuscht ihn. Die beiden Erkenntnißquellen der Wahrheit, die Vernunft und die Sinne, noch außerdem, daß es ihnen oft an Aufrichtigkeit fehlt, täuschen sich gegenseitig eins das andre. Die Sinne täuschen die Vernunft durch falschen Schein und denselben Betrug, den sie ihr spielen, erfahren sie ihrerseits von ihr; sie rächt sich dafür, die Leidenschaften der Seele verwirren die Sinne und machen widerwärtige Eindrücke auf sie, sie lügen und betrügen sich um die Wette.

Siebenter Abschnitt.

Elend des Menschen.

1.

Nichts ist mehr geeignet uns in die Kenntniß des menschlichen Elends zu leiten, als die Betrachtung der wahren Ursache von der beständigen Unruhe, in welcher die Menschen ihr Leben hinbringen.

Die Seele ist in den Leib gesetzt um darin kurze Zeit zu wohnen. Sie weiß, daß dieses nur ein Uebergang ist zu einer Reise in die Ewigkeit und daß ihr nur die kurze Zeit, die das Leben dauert, gegeben ist um sich darauf vor zu bereiten. Die Bedürfnisse der Natur rauben ihr einen sehr großen Theil dieser Zeit und es bleibt ihr davon nur sehr wenig, worüber sie verfügen kann. Aber dies wenige,

was ihr bleibt, fällt ihr so sehr zur Last, und setzt sie so sonderbar in Verlegenheit, daß sie nur daran denkt es zu verlieren. Es ist ihr eine unerträgliche Pein, daß sie genöthigt ist mit sich zu leben und an sich zu denken. So ist es ihre einzige Sorge sich selbst zu vergessen und diese Zeit, die so kurz und so kostbar ist, verfließen zu lassen ohne Betrachtung, unter der Beschäftigung mit Dingen, die sie hindern daran zu denken.

Daraus entstehen alle leidenschaftlichen Beschäftigungen der Menschen und alles, was man Belustigung oder Zeitvertreib nennt, in welchen man eigentlich nichts anders zum Zweck hat als die Zeit vergehn zu lassen, ohne sie zu fühlen oder vielmehr ohne sich selbst zu fühlen und diesen Theil des Lebens zu verlieren, um so der Bitterkeit und dem innern Ekel zu entgehn, welche die nothwendige Folge sein würden, wenn man während der Zeit die Beobachtung auf sich selbst richten wollte. Die Seele findet nicht in sich was sie befriedigt, sie sieht da nichts, was sie nicht bekümmert, wenn sie daran denkt. Das zwingt sie sich nach Außen zu verbreiten und in der Hingebung an äußere Dinge die Erinnerung an ihren wahren Zustand zu verlieren. Ihre Freude besteht in diesem Vergessen und um sie elend zu machen genügt es sie zu nöthigen, daß sie sich sehe und mit sich allein sei.

Man legt den Menschen von Kindheit an die Sorge auf für ihre Ehre, für ihre Güter und sogar für das Gut und die Ehre ihrer Verwandten und Freunde. Man überladet sie mit dem Studium der Sprachen, Wissenschaften, Leibesübungen und Künste. Man bürdet ihnen Geschäfte auf, und thut ihnen dar, wie sie nicht glücklich sein werden, wenn sie nicht durch ihre Betriebsamkeit und ihre Sorgfalt machen, daß ihr Vermögen und ihre Ehre und selbst das Vermögen und die Ehre ihrer Freunde in gutem Stande

sei, und wie sie unglücklich werden, wenn ihnen ein einziges von diesen Dingen fehlt. So giebt man ihnen Aemter und Geschäfte, die ihnen zu schaffen machen vom Morgen bis an den Abend. Das, sagt ihr, ist eine seltsame Art sie glücklich zu machen. Was könnte man Besseres thun, sie unglücklich zu machen? Fragt ihr, was man thun könnte? Man brauchte ihnen nur alle diese Sorgen zu nehmen, denn alsdann würden sie sich selbst sehen und an sich selbst denken, und das eben ist ihnen unerträglich. Auch nachdem sie sich mit so vielen Geschäften beladen, wenn sie noch einige Zeit der Erholung haben, suchen sie auch diese zu verlieren in irgend einem Vergnügen, das sie ganz in Besitz nimmt und sie sich selbst entreißt.

Darum, wenn ich anfing das mannigfaltige Hin- und Hertreiben der Menschen zu betrachten, wie sie sich den Gefahren und Mühseligkeiten aussetzen, am Hofe, im Kriege, bei der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Ansprüche und wie daraus so viele Zwistigkeiten, Leidenschaften und gefährliche und verderbliche Unternehmungen entspringen, dann habe ich oft gesagt, alles Unglück der Menschen kommt davon her, daß sie nicht verstehn sich ruhig in einer Stube zu halten. Ein Mensch, der Güter genug hat um zu leben, wenn er bei sich daheim zu bleiben verstände, würde sich nicht heraus machen um aufs Meer zu gehn oder zur Belagerung einer Festung und wenn man einfach nur zu leben suchte, bedürfte man dieser so gefahrvollen Beschäftigung wenig.

Aber wenn ich es näher betrachtete, fand ich: daß die Menschen so entfernt davon sind in der Ruhe und bei sich selbst zu bleiben, das hat eine sehr wahre Ursache, nämlich das natürliche Unglück unsers Zustandes, der schwach und sterblich ist und so elend, daß nichts uns trösten kann, wenn nichts uns hindert daran zu denken und wir nichts sehn als uns.

Ich rede nur von denen, die sich betrachten ohne irgend Rücksicht auf Religion zu nehmen. Denn freilich das ist einer von den Vorzügen der christlichen Religion, daß sie den Menschen mit sich selbst versöhnt, indem sie ihn mit Gott versöhnt*), daß sie ihm den Anblick seiner selbst erträglich macht, und bewirkt, daß die Einsamkeit und die Ruhe vielen angenehmer sind als das rastlose Treiben und der Umgang der Menschen. Auch bringt sie alle diese wundervollen Wirkungen nicht dadurch hervor, daß sie den Menschen auf sich selbst beschränkt, sondern nur indem sie ihn bis zu Gott erhebt und ihn in dem Gefühl seines Elends aufrecht hält durch die Hoffnung eines andern Lebens, das ihn ganz davon befreien soll.

Aber diejenigen, die nur nach den Regungen handeln, die sie in sich und in ihrer Natur finden, können in jener Ruhe, die ihnen Anlaß giebt sich zu betrachten und sich zu sehen, unmöglich aushalten, ohne unabläßig von Kummer und Traurigkeit ergriffen zu werden. Der Mensch, der nur sich liebt, haßt nichts so sehr als mit sich allein zu sein; er sucht nichts als nur für sich und flieht nichts so sehr als sich, denn, wenn er sich sieht, sieht er sich nicht so wie er sich wünscht und findet in sich eine Masse von unvermeidlichen Schwächen und einen Mangel an wahren und sichern Gütern, den er nicht im Stande ist aus zu füllen.

Man wähle welches Verhältniß man wolle, und vereinige darin alle Güter und alle Freuden, die einen Menschen scheinen befriedigen zu können; wenn der, welchen man in diesen Stand versetzt, ohne Beschäftigung ist und ohne Zerstreuung und man läßt ihn Betrachtungen anstellen über das, was er ist, so wird jene schwache Glückseligkeit ihn

*) Gal. 5. 17, 18. Röm. 7. 14—25. 1 Joh. 3. 19—24. Eph. 2. 14—16. 2 Kor. 5. 19, 20.

nicht aufrecht halten. Er wird nothwendig fallen bei den betrübenden Aussichten der Zukunft und wenn man ihn nicht außer sich beschäftigt, ist er nothwendiger Weise unglücklich.

Die königliche Würde, ist sie nicht an sich groß genug um den, der sie besitzt, glücklich zu machen durch den bloßen Anblick dessen, was er ist? Wird es noch nöthig sein auch ihn von diesem Gedanken ab zu lenken wie den gemeinen Mann? Ich sehe sehr wohl, daß man einen Menschen glücklich macht, wenn man ihn vom Anblick seines häuslichen Elends abwendet und seine Gedanken ganz erfüllt mit dem Eifer schön zu tanzen. Aber wird es derselbe Fall mit einem König sein? und wird er glücklicher sein, wenn er solchen eiteln Ergötzlichkeiten nachhängt, als wenn er seine Größe anschaut? Welchen befriedigendern Gegenstand könnte man seinem Geiste geben? Thäte man nicht seiner Freude Abbruch, wenn man seine Seele damit beschäftigte zu denken, wie er seine Schritte nach dem Takt einer Melodie messen oder geschickt einen Ball schlagen soll, statt ihn in Ruhe die Betrachtung der majestätischen Glorie, die ihn umgiebt, genießen zu lassen? Man mache den Versuch, man lasse einen König ganz allein, ohne eine Befriedigung der Sinne, ohne eine Sorge der Seele, ohne Gesellschaft, mit aller Muße an sich denken und man wird sehen, daß ein König, der sich sieht, ein Mensch voll Elend ist und es fühlt wie ein andrer. Auch vermeidet man dies sorgfältig und nie fehlt neben der Person des Königs eine große Zahl von Leuten, die darüber wachen, daß immer das Vergnügen den Geschäften folge und die alle seine Mußezeit beobachten um ihm Vergnügen und Spiele zu verschaffen, damit nur keine Leere eintrete d. h. er ist umgeben von Menschen, die mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt verhüten, daß der König allein sei und im Stande an sich selbst zu denken, denn sie

wissen, wenn er daran denkt, wird er unglücklich sein, obschon er König ist*).

Auch liegt die Haupturſache, warum die Menschen die großen, sonst so beschwerlichen Würden ertragen, darin, daß sie ohne Unterlaß abgehalten werden an sich zu denken.

Gebt nur darauf Acht. Oberintendant, Kanzler, erster Präsident zu sein, was ist das anders als eine Menge Leute haben, die von allen Seiten kommen um ihnen nicht eine Stunde im Tage zu lassen, wo sie an sich selbst denken könnten? Und sind sie in Ungnade und man schickt sie nach ihren Landhäusern, wo ihnen weder Vermögen noch Dienerschaft fehlen um alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, so bleibt es doch nicht aus, daß sie unglücklich sind, weil niemand mehr sie hindert an sich zu denken.

Daher kommt es, daß so viele Menschen sich vergnügen beim Spiel, auf der Jagd und in andern Zerstreuungen, die ihre ganze Seele beschäftigen. Nicht als ob in der That Glück enthalten wäre in dem, was man durch diese Spiele erlangen kann, oder als ob man sich einbildete, die wahre Seligkeit läge im Gelde, das man im Spiel gewinnen kann, oder in dem Hasen, den man jagt. Man würde das nicht haben wollen, wenn es angeboten würde. Nicht diesen weichlichen und ruhigen Besitz, der uns an unsern unglücklichen Zustand denken läßt, sucht man, sondern das Gewirr, was uns abhält daran zu denken.

Daher kommt es, daß die Menschen so sehr den Lärm und das Getümmel der Welt lieben, daß das Gefängniß

*) Diese Ausführung läßt sich wohl nicht ganz frei sprechen von dialektischer Künstelei. Ein König, so allein gedacht, wäre kein König, denn ihm fehlt worüber er König ist und die Hofleute zerstreuen ihn auch nicht, damit er nicht an sich selbst denke, sondern damit er ihren Wünschen diene. Auf ähnliche Weise sind im Folgenden die Verhältnisse nicht immer mit innerer Wahrheit sondern so dargestellt, wie sie hier in die dialektische Ideenverbindung passen.

eine so furchtbare Strafe ist und daß es so wenige Menschen giebt, die im Stande wären die Einsamkeit zu ertragen.

Das ist alles was die Menschen haben erfinden können um sich glücklich zu machen. Und diejenigen, die sich bloß damit ergötzen die Eitelkeit und Niedrigkeit der menschlichen Vergnügungen zu zeigen, kennen zwar ganz gut einen Theil ihres Elends, denn das ist ein sehr großes Elend an so niedrigen und verächtlichen Dingen Freude finden zu können, aber sie kennen nicht den Grund davon, der ihnen dieses Elend selbst nöthig macht, so lange sie nicht geheilt sind von jenem innern und natürlichen Elend, welches darin besteht, daß sie nicht den Anblick ihrer selbst zu ertragen vermögen. Jener Hase, wenn sie ihn gekauft hätten, würde sie nicht vor diesem Anblick bewahren, aber die Jagd bewahrt sie davor. Also wenn man ihnen vorwirft, daß, was sie mit so viel Eifer suchen, sie nicht befriedigen werde, daß nichts niedriger und eitler sei und sie antworteten, wie sie, wenn sie recht darüber nachdächten, antworten müßten, so würden sie ganz einstimmen, aber sie würden zugleich sagen, daß sie darin nur eine heftige und stürmische Beschäftigung suchen, die sie vom Anblick ihrer selbst abwende, und daß sie eben darum sich einen anziehenden Gegenstand wählen, der sie reize und ganz einnehme. Indessen sie antworten nicht so, weil sie sich nicht selbst kennen. Ein Edelmann glaubt aufrichtig, daß etwas Großes und Edles an der Jagd sei; er wird sagen: es ist ein königliches Vergnügen. Eben so ist es mit andern Dingen, mit denen die meisten Menschen sich beschäftigen. Man bildet sich ein, es sei etwas Wahres und Bleibendes in den Dingen selbst. Man überredet sich: hätte man jenes Amt erlangt, so würde man sich nachher mit Vergnügen in Ruhe setzen und man fühlt nicht die un-

ersättliche Natur seiner Begierde. Man glaubt aufrichtig die Ruhe zu suchen und sucht in der That nur die Unruhe.

Die Menschen haben einen geheimen Trieb, der sie dazu bringt das Vergnügen und die Beschäftigung außen zu suchen, der aus dem Gefühl ihres beständigen Elends hervorgeht. Und sie haben einen andern geheimen Trieb, der von der Größe ihrer ersten Natur übrig ist, der ihnen zu erkennen giebt: das Glück sei in Wahrheit nur in der Ruhe. Und aus diesen beiden widerstreitenden Trieben bildet sich in ihnen ein verworrner Lebensplan, der sich ihrem Blick in der Tiefe ihrer Seele verbirgt, der sie veranlaßt durch unruhige Geschäftigkeit nach der Ruhe zu streben und sich immer ein zu bilden: die Befriedigung, die sie nicht haben, werde kommen, wenn sie einige Schwierigkeiten, die sie vor Augen sehen, übersteigen und sich dadurch die Pforte zur Ruhe eröffnen können.

So verfließt das ganze Leben. Man sucht die Ruhe, indem man einige Hindernisse bekämpft und wenn man sie überstiegen hat, wird die Ruhe unerträglich. Denn man denkt entweder an die Uebel, die man hat, oder an die, von welchen man bedroht wird. Und wenn man sich auch von allen Seiten sicher sähe, so würde doch die Langeweile nicht säumen in eigner Kraft aus dem Grunde des Herzens, wo sie natürliche Wurzeln hat, hervor zu kommen und den Geist mit ihrem Gift zu erfüllen.

Darum als Pyrrhus sich vornahm mit seinen Freunden der Ruhe zu genießen, wenn er zuvor einen großen Theil der Welt erobert haben würde und Cineas ihm sagte, daß er besser thun würde sein Glück zu beschleunigen um gleich auf der Stelle dieser Ruhe zu genießen ohne es erst durch so viele Mühseligkeiten zu suchen, so gab er ihm einen Rath, der an großen Schwierigkeiten litt und der nicht viel vernünftiger war als der Plan jenes ehrgeizigen Jünglings.

Der eine wie der andre setzte voraus, daß der Mensch an sich selbst und an seinen gegenwärtigen Gütern sich genügen lassen kann ohne die Leere seines Herzens aus zu füllen mit eingebildeten Hoffnungen und das ist falsch. Pyrrhus konnte weder vor noch nach Eroberung der Welt glücklich sein und vielleicht war das weichliche Leben, wozu ihm sein Minister rieth, noch weniger geeignet ihn zu befriedigen als die Unruhe so vieler Kämpfe und so vieler Züge, auf die er sann.

Man muß also anerkennen: der Mensch ist so unglücklich, daß er sich selbst peinigen würde ohne irgend eine äußre Ursache zum Mißbehagen durch den eigenen Zustand seiner natürlichen Lage, er ist bei dem allen zugleich so eitel und so leichtsinnig, daß bei tausend wesentlichen Ursachen zur Pein, die geringste Kleinigkeit hinreicht ihn zu vergnügen; so daß er, wenn man es ernstlich betrachtet, noch mehr zu beklagen ist, weil er sich an so eiteln und niedrigen Dingen vergnügen kann, als weil er sich über sein wirkliches Elend bekümmert und seine Vergnügungen sind unendlich weniger vernünftig als sein Mißbehagen.

2.

Woher kommt es, daß jener Mann, der seit kurzem seinen einzigen Sohn verloren hat und der unter einer Last von Prozessen und Streitigkeiten diesen Morgen so voll Unruhe war, jetzt nicht mehr daran denkt? Verwundert euch nicht darüber, er ist ganz beschäftigt zu sehen, wo ein Hirsch vorbeikommen wird, den seine Hunde hitzig verfolgen seit sechs Stunden. Mehr braucht ein Mensch nicht, wie voll Trauer er auch sei. Kann man es über ihn gewinnen, daß er sich auf ein Vergnügen einläßt, so ist er die Zeit über glücklich; aber das ist ein falsches und eingebildetes Glück, das nicht von dem Besitz irgend eines wahren und bleibenden Guts herrührt, sondern von einer Leichtigkeit des Sinnes, in welcher er das Andenken seines wirklichen Elends vergißt um

sich an niedre und lächerliche Dinge zu hängen, die seiner Bemühung und noch mehr seiner Liebe unwürdig sind. Das ist die Freude eines Kranken und Wahnsinnigen, die nicht von der Gesundheit seiner Seele herrührt, sondern von seiner Verwirrtheit; das ist ein Lachen der Tollheit und Täuschung. Denn es ist befremdend, wenn man betrachtet was den Menschen gefällt in den Spielen und Vergnügungen. Freilich indem sie den Geist beschäftigen, wenden sie ihn ab von dem Gefühl seiner Leiden, und das ist reell; aber sie beschäftigen ihn nur, weil er sich daraus einen eingebildeten Gegenstand der Leidenschaft bildet, an den er sich hängt.

Was meint ihr, ist der Gegenstand jener Leute, die mit so viel Anstrengung des Geistes und Bewegung des Leibes Ball spielen? Sich den andern Tag unter ihren Freunden zu rühmen, daß sie besser gespielt haben als ein andrer. Das ist der Grund ihres Eifers. So schwitzen andre auf ihren Stuben um den Gelehrten zu zeigen, daß sie eine Aufgabe der Algebra gelöst haben, die bis dahin nicht gelöst werden konnte. Und so viele andre setzen sich den größten Gefahren aus um sich nachher zu rühmen, daß sie eine Festung gewonnen haben, meines Bedünkens eben so thöricht. Und noch andre gar arbeiten sich zu Tode um alle diese Dinge auf zu zeichnen, nicht um dadurch weiser zu werden, sondern bloß um zu zeigen, daß sie die Eitelkeit dieser Dinge erkennen und diese sind die größten Thoren der ganzen Rotte, weil sie es mit Wissen sind, statt daß man von den andern denken kann, daß sie nicht die Thoren sein würden, wenn sie jene Erkenntniß hätten.

3.

Derselbe Mensch, den man unglücklich machen würde, wenn man ihm alle Morgen das Geld, das er jeden Tag gewinnen kann, geben wollte unter der Bedingung nicht zu spielen, derselbe bringt sein Leben ohne Mißbehagen hin,

indem er alle Tage um eine Kleinigkeit spielt. Man wird vielleicht sagen: er suche das Vergnügen des Spiels und nicht den Gewinn. Aber man lasse ihn um nichts spielen, und er wird nicht warm dabei werden und sich dabei langweilen. Also nicht das Vergnügen allein sucht er, ein mattes Vergnügen ohne Leidenschaft langweilt ihn. Er muß dabei in Feuer gerathen und sich selbst aufregen, indem er sich einbildet: er würde so glücklich sein zu gewinnen, was er sich nicht geben lassen möchte unter der Bedingung nicht zu spielen, er muß sich einen Gegenstand der Leidenschaft bilden, der sein Verlangen reizt, seinen Zorn, seine Furcht, seine Hoffnung.

So sind die Ergötzlichkeiten, die das Glück der Menschen ausmachen, nicht nur niedrig, sie sind auch falsch und betrügerisch, d. h. sie haben zum Gegenstand Phantome und Täuschungen, die unmöglich den Geist des Menschen beschäftigen könnten, wenn er nicht das Gefühl und den Geschmack des wahren Glücks verloren hätte und wenn er nicht voll wäre von Niedrigkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Stolz und unzähligen andern Lastern und sie helfen uns unser Elend tragen nur dadurch, daß sie uns ein wahreres und wirklicheres Elend verursachen. Dies ist es nämlich, was uns hauptsächlich verhindert an uns zu denken und was uns veranlaßt unmerklich die Zeit zu verlieren. Ohne dieses würden wir Mißbehagen empfinden und dies Mißbehagen würde uns treiben irgend ein sichreres Mittel zu suchen um demselben zu entgehn. Aber die Zerstreuung betrügt uns, ergötzt uns und bringt uns unmerklich bis zum Tode.

4.

Da die Menschen kein Heilmittel entdecken konnten gegen den Tod, das Elend, die Unwissenheit, so sind sie darauf verfallen um sich glücklich zu machen nicht daran zu denken. Das ist alles, was sie erfinden konnten um sich

über so viel Uebel zu trösten. Aber das ist ein sehr elender Trost, weil er darauf hingeht, nicht das Uebel zu heilen, sondern es bloß kurze Zeit zu verbergen und indem er es verbirgt, macht er, daß man nicht daran denkt es wirklich zu heilen. So geschieht es durch eine seltsame Verkehrtheit der Natur des Menschen, daß das Mißbehagen sein empfindlichstes Uebel, in gewisser Art sein größtes Gut ist, weil es mehr als alles andre dazu beitragen kann, ihn seine wahre Heilung suchen zu machen und daß das Vergnügen, welches er als sein größtes Gut ansieht, in der That sein größtes Uebel ist, weil es mehr als alles andre ihn davon abhält das Heilmittel für seine Uebel zu suchen. Das eine wie das andre ist ein vorzüglicher Beweis von dem Elend und dem Verderben des Menschen und zugleich von seiner Größe; denn nur deshalb fühlt der Mensch sich bei allem unbehaglich und sucht diese Menge von Beschäftigungen, weil er die Vorstellung des Glücks hat, das er verloren. Da er es in sich nicht findet, sucht er es umsonst in den äußern Dingen, ohne je sich zufrieden stellen zu können, weil es weder in uns noch in den Geschöpfen ist, sondern in Gott allein.

5.

Da die Natur uns immer unglücklich macht in allen Zuständen, so malen unsre Begierden uns einen glücklichen Zustand aus, dadurch, daß sie mit dem Zustande, in dem wir sind, die Freuden des Zustandes verbinden, in dem wir nicht sind und wenn wir zu diesen Freuden gelangen sollten, würden wir darum nicht glücklich sein, weil wir andre Begierden, einem neuen Zustande gemäß, haben würden.

6.

Man denke sich eine Anzahl Menschen in den Ketten und alle zum Tode verurtheilt, die einen werden jeden Tag vor den Augen der andern erwürgt und die, welche bleiben,

sehen ihre eigne Lage in der Lage ihrer Genossen und sich einer den andern mit Schmerz und ohne Hoffnung betrachtend, erwarten sie, daß die Reihe an sie komme. Das ist das Bild von der Lage der Menschen.

Achter Abschnitt.

Gründe einiger Volksmeinungen.

1.

Ich will hier meine Gedanken aufschreiben, ohne Ordnung und doch vielleicht nicht in Verwirrung, ohne Plan; das ist die wahre Ordnung, die auch immer durch die Unordnung selbst meinen Zweck bezeichnen wird.

Wir werden sehn, daß alle Volksmeinungen recht verständig sind, daß das Volk nicht so thöricht ist als man sagt und daß also die Meinung, welche die Volksmeinung zerstört, selbst untergehen muß.

2.

In einem gewissen Sinne ist es wahr, wenn man sagt, daß alle Welt in der Täuschung ist; denn obgleich die Meinungen des Volks verständig sind, so sind sie es doch nicht in seinem Kopfe, weil es glaubt, daß die Wahrheit da sei, wo sie nicht ist. Die Wahrheit ist wohl in ihren Meinungen, aber nicht auf dem Punkt, wo sie sie sich denken.

3.

Das Volk verehrt die Personen von hoher Geburt. Die Halbgebildeten verachten sie und sagen: die Geburt sei nicht ein Vorzug der Person, sondern des Zufalls. Die Gebildeten ehren sie nicht nach der Ansicht des Volks, sondern nach einer höhern Ansicht. Einige Eiferer, die nicht viel Kenntniß besitzen, verachten sie trotz jenes Ansehns, das sie

den Gebildeten verehrenswerth macht, weil sie darüber nach einem neuen Licht, das ihnen ihre Frömmigkeit giebt, urtheilen. Aber die vollkommnen Christen ehren sie nach einem andern höhern Licht. So wechseln die Meinungen und folgen sich dafür und dagegen, je nachdem man Einsicht hat.

4.

Das größte aller Uebel ist der Bürgerkrieg. Er ist gewiß, wenn man das Verdienst belohnen will, denn alle würden sagen sie haben Verdienst. *) Das Uebel, das zu befürchten steht von einem albernen Menschen, der durch das Recht der Geburt nachfolgt, ist weder so groß noch so gewiß.

5.

Warum folgt man der Mehrheit? Weil sie mehr Recht hat? Nein, sondern weil sie mehr Gewalt hat.

Warum folgt man den alten Gesetzen und den alten Meinungen? Weil sie verständiger sind? Nein, sondern sie sind einzig und benehmen uns den Grund zur Verschiedenheit der Ansichten.

6.

Das Reich, das auf die Meinung und Einbildung gegründet ist, herrscht einige Zeit, es ist sanft und freiwillig. Das Reich der Gewalt herscht immer.

So ist die Meinung gleichsam die Königinn der Welt, aber die Gewalt ist ihr Herr.

7.

Wie wohl hat man daran gethan die Menschen mehr nach dem Aeußern zu unterscheiden als nach den innern Eigenschaften! **)

*) Das bedarf der Erklärung. „Es ist Bürgerkrieg, wenn der Prinz von Conti sagt: Ich habe eben so viel Verdienst als der große Condé; wenn Retz sagt: Ich bin mehr als Mazarin; wenn Beaufort sagt: Ich übertreffe Turenne, und wenn niemand da ist sie an ihren Platz zu stellen. Aber wenn Ludwig XIV. kommt und sagt: Ich werde nur das Verdienst belohnen, dann ist kein Bürgerkrieg mehr.“ Voltaire.

**) Vgl. §. 14.

Wer von uns beiden soll vorangehn? wer soll dem andern den Platz räumen? der weniger Kluge? Aber ich bin eben so klug als er. Wir werden uns darum schlagen müssen. Er hat vier Diener und ich nur einen, das ist zu sehen, man braucht nur zu zählen. Also ich muß weichen und ich bin ein Narr, wenn ich streite.

Durch dieses Mittel sind wir in Frieden, was das Größte aller Güter ist.

8.

Die Gewohnheit die Könige von Garden, Trommelschlägern, Officieren und von allen den Dingen, die das Ganze zu Ehrfurcht und Schrecken beugen, umgeben zu sehen, macht, daß ihr Antlitz, wenn es bisweilen allein und ohne diese Begleitung ist, ihren Unterthanen Ehrfurcht und Schrecken einflößt, denn man trennt nicht in Gedanken ihre Person von ihrem Gefolge, das man gewöhnlich mit ihnen sieht. Die Welt, die nicht weiß, daß diese Wirkung ihren Ursprung in jener Gewohnheit hat, glaubt sie komme von einer natürlichen Kraft und daher die Redensarten: „der Zug der Göttlichkeit ist seinem Antlitz aufgedrückt" u. s. w.

Die Macht der Könige ist gegründet auf die Vernunft und auf die Thorheit des Volks und zwar weit mehr auf die Thorheit. Das Größte und Wichtigste in der Welt hat zur Grundlage die Schwäche und diese Grundlage ist bewundernswürdig sicher; denn nichts ist sichrer als daß das Volk schwach sein wird. Was allein auf die Vernunft gegründet ist, steht sehr schlecht gegründet, wie z. B. die Achtung der Weisheit.

9.

Unsre obrigkeitlichen Personen haben dieses Geheimniß wohl erkannt. *) Ihre rothen Röcke, ihre Hermelinmäntel,

*) Das Geheimniß ist nun gelüftet, der Nimbus ist verschwunden und alle diese oft lästigen und hohlen Formen sind im Lauf der Zeit gesunken;

in welche sie sich einwickeln wie vermummte Katzen, die Paläste, wo sie richten, die Lilien, alle diese erhabne Zurüstung war nöthig und wenn die Aerzte nicht lange Röcke und große Schuhe *) und die Doctoren nicht viereckige Mützen und Roben, zu weit für ihrer viere, hätten, so würden sie nie die Welt gefoppt haben, doch solcher authentischen sichern Probe kann sie nicht widerstehn. Bloß die Kriegsleute haben sich nicht so vermummt, weil allerdings ihr Theil mehr wesentlich ist. Sie befestigen sich durch die Gewalt, die andern durch Verstellung.

Daher haben auch unsre Könige diese Verhüllungen nicht gesucht. Sie haben sich nicht mit außerordentlichen Kleidern maskirt um als Könige zu erscheinen; aber sie lassen sich begleiten von Leibwachen und Hellebardirern, von diesen pausbackigen Waffenknechten, die Hände und Kraft nur für sie haben. Die Trompeter und die Trommelschläger, die vorausgehen, und die Legionen, die sie umgeben, machen die festesten Gemüther zittern. Sie haben nicht allein das Kleid, sie haben die Gewalt. Man muß einen sehr freien Geist haben um den Großherrn in seinem prächtigen Serail von vierzig tausend Janitscharen umgeben an zu sehn wie einen andern Menschen.

Hätten die obrigkeitlichen Personen die wahre Gerechtigkeit, hätten die Aerzte die wahre Kunst zu heilen, so brauchten sie nichts mehr als viereckige Mützen. Das Ansehn jener Wissenschaft würde von selbst ehrwürdig genug sein. Da sie aber nur eingebildetes Wissen haben, so müssen sie zu jenen eiteln Ausschmückungen greifen, welche die Einbildungskraft, mit der sie es zu thun haben, anregen und dadurch verschaffen sie sich denn in der That Achtung.

aber wir können uns dessen nicht unbedingt freuen, denn es ist damit die kindliche Ehrfurcht vor der menschlichen und göttlichen Ordnung immer seltner geworden.

*) Die Sammtpantoffeln der Graduirten.

Wir sind nicht im Stande einen Advokaten in dem langen Rock und mit der Mütze auf dem Kopfe zu sehen, ohne eine vortheilhafte Meinung von seiner Tüchtigkeit zu fassen.

Die Schweizer ärgern sich, wenn sie Adlige genannt werden und beweisen ihr bürgerliches Herkommen um großer Aemter würdig gehalten zu werden.

10.

Ein Schiff zu führen wählt man nicht den unter den Reisenden aus, der vom besten Hause ist.

Jedermann sieht, daß man fürs Ungewisse arbeitet, auf der See, in der Schlacht u. s. w., aber niemand kennt die Regel des Spiels, die zeigt, warum man es soll. Montaigne hat eingesehn, daß man Anstoß nimmt an einem hinkenden Geist und daß die Gewohnheit alles thut; aber er hat nicht den Grund eingesehen, warum das so ist. *)

Die, welche nur die Wirkungen sehen und nicht die Ursachen, sind im Vergleich mit denen, welche die Ursachen entdecken, wie diejenigen, welche nur Augen haben im Vergleich mit denen, die Geist haben. Denn die Wirkungen sind gleichsam fühlbar und die Gründe sind sichtbar nur dem Geiste und obgleich es der Geist ist, durch den diese Wirkungen erkannt werden, so ist doch dieser Geist im Vergleich mit dem, welcher die Ursachen sieht, wie die leiblichen Sinne sind im Vergleich mit dem Geiste.

11.

Woher kommt es, daß ein Hinkender uns nicht erzürnt, aber wohl ein hinkender Geist? Das kommt daher, weil ein Hinkender erkennt, daß wir recht gehen und ein hinken-

*) Vgl. Th. 2. A. 17. §. 107. — Ueber die Regel der Wahrscheinlichkeit im Spiel (regle des partis) hat Pascal eine eigne Abhandlung geliefert. s. Leben. S. 27. Anm. vgl. Th. 2. A. 17. §. 19. — Ueber Montaigne s. Th. 1. A. 11. in einer Anmerk.

der Geist sagt, daß wir es sind, die hinken; wäre das nicht, so würden wir mehr Mitleid als Zorn gegen ihn fühlen.

Epiktet *) fragt auch, warum wir nicht böse werden, wenn man sagt, daß wir Kopfschmerzen haben, aber wohl, wenn man sagt, daß wir schlecht urtheilen oder schlecht wählen? Das kommt daher, weil wir ganz gewiß sind nicht Kopfschmerz zu haben und nicht zu hinken. Aber wir sind nicht eben so sicher, daß wir das Wahre wählen. Wir haben dafür keine andere Sicherheit, als daß wir es nach unsrer besten Einsicht erkennen; wenn nun ein andrer nach seiner besten Einsicht das Gegentheil erkennt, so macht uns das schwankend und stutzig und das noch mehr, wenn tausend andre über unsre Wahl spotten, denn wir sollen dann unsre Einsicht der Einsicht von so vielen andern vorziehn und das ist kühn und schwer. Nie giebt es einen solchen Widerspruch in den Sinnen in Betreff eines Hinkenden.

12.

Der Respect sagt: „Mache dir Ungelegenheit." Das ist eitel dem Scheine nach, aber ganz recht, denn es heißt so viel als: Ich würde mir Ungelegenheit machen, wenn du es brauchtest, da ich es thue, ohne daß es dir nützt. Außerdem dient auch die Ehrerbietung um die Großen aus zu zeichnen. Wenn es Respect wäre in einem Lehnstuhl zu sitzen, so würde man alle Welt ehren, und also nicht auszeichnen, aber indem man sich Ungelegenheit macht, zeichnet man sehr wohl aus.

13.

Prächtig gekleidet zu sein ist nicht so ganz eitel, man zeigt damit, daß eine große Zahl von Leuten für uns arbeitet, man zeigt durch seine Haare, daß man einen Kammerdiener hat, einen Parfümeur u. s. w. durch seinen Kragen den Faden und die Borte u. s. w.

*) Th. 1. A. 11.

Es ist aber nicht ein bloßes oberflächliches Wesen, nicht ein bloßes Kleid viele Arme zu seinen Diensten zu haben.

14. *)

Das ist wunderbar: man will nicht, daß ich einen Menschen ehre, der in Brokatell gekleidet ist und dem sieben oder acht Lakaien folgen. Ach was! er wird mir die Peitsche geben lassen, wenn ich ihn nicht grüße. Dieses Kleid, das ist eine Macht; anders ist es mit einem wohl aufgeschirrten Pferde im Vergleich zu einem andern.

Montaigne ist lächerlich, daß er nicht sieht, was für ein Unterschied es ist zu bewundern, daß man hier einen findet und nach dem Grunde davon zu fragen.

15.

Das Volk hat sehr gesunde Meinungen, z. B. daß es das Vergnügen und die Jagd lieber gewählt hat als die Poesie. Die Halbgelehrten spotten darüber und thun sich was darauf zu gut darin seine Thorheit zu zeigen; aber es hat Recht aus einem Grunde, den sie nicht ergründen.

Es thut auch wohl die Menschen nach dem Aeußerlichen zu unterscheiden, als z. B. nach der Geburt oder nach dem Besitz. Die Welt thut sich wieder gleichfalls etwas darauf zu gut zu zeigen, wie unvernünftig das sei, aber das ist sehr vernünftig.

16.

Es ist ein großer Vortheil von Stande zu sein. Ein Mensch von achtzehn oder zwanzig Jahren kommt dadurch in eine solche Stellung, gekannt und geehrt, wie ein andrer von funfzig Jahren sich vielleicht verdienen mag. Das sind dreißig Jahre gewonnen ohne Mühe.

17.

Es giebt Leute, die, um zu zeigen, daß man unrecht thut sie nicht zu achten, nie unterlassen das Beispiel von

*) Vgl. §. 7. und Th. 1. A. 10. §. 15.

angesehenen vornehmen Personen, die auf sie etwas halten, an zu führen. Ich möchte ihnen antworten: Zeigt uns das Verdienst, wodurch ihr euch die Achtung jener Personen zugezogen habt, und wir werden euch eben so achten.

18.

Wenn sich ein Mensch an das Fenster setzt um die Vorübergehenden zu betrachten und ich gehe da vorbei, kann ich sagen, daß er sich dahin gesetzt hat um mich zu sehn? Nein, denn er denkt nicht an mich besonders.

Aber der, welcher ein Weib liebt um ihrer Schönheit willen, liebt er sie? Nein; denn die Pocken, die ihr die Schönheit rauben ohne sie zu tödten, werden machen, daß er sie nicht mehr liebt; und wenn man mich liebt um meines Urtheils oder meines Gedächtnisses willen, liebt man mich? Nein; denn ich kann diese Eigenschaften verlieren ohne auf zu hören zu sein.

Was ist denn dies Ich, wenn es nicht im Leibe und nicht in der Seele ist? Und wie mag man den Leib oder die Seele anders lieben als um dieser Eigenschaften willen, die nicht das Ich machen, weil sie vergänglich sind? Denn würde man wohl die Substanz der Seele eines Menschen abstract lieben, welche Eigenschaften auch an ihr wären? Das geht nicht und wäre ungerecht.

Man liebt also nie die Person, sondern allein die Eigenschaften, oder wenn man die Person liebt, so muß man sagen, daß die Vereinigung der Eigenschaften die Person ausmacht.

19.

Das, was uns am Meisten am Herzen liegt, ist am häufigsten nichts, wie z. B. zu verbergen, daß man wenig hat. Das ist ein Nichts, was unsre Einbildung zu einem Berge vergrößert. Eine andre Wendung der Einbildung läßt uns das ohne Mühe entdecken.

20.

Diejenigen, welche im Stande sind zu erfinden, sind selten; diejenigen, welche nichts erfinden, sind in viel größerer Zahl und folglich die Stärksten und so sieht man, daß sie gewöhnlich*) den Erfindern die Ehre versagen, welche sie verdienen und durch ihre Erfindungen suchen. Bestehen sie darauf sie zu begehren, und diejenigen, welche nicht erfinden, mit Verachtung zu behandeln, so ist alles, was sie damit gewinnen, daß man ihnen Spottnamen giebt und sie wie Schwärmer behandelt. Man muß sich also wohl hüten auf diesen Gewinn, so groß er ist, erpicht zu sein und man soll sich begnügen von der kleinen Zahl derer, die den Werth der Erfindung kennen, geschätzt zu werden.

Neunter Abschnitt.

Zerstreute Gedanken über Moral.

1.

Alle guten Lehren sind in der Welt, man unterläßt nur sie an zu wenden. Man zweifelt zum Beispiel nicht, daß man sein Leben Preis geben müsse für das öffentliche Wohl und viele thun es. Aber beinahe niemand thut es für die Religion.

Es ist nöthig, daß Ungleichheit unter den Menschen sei; aber wird das zugegeben, so ist damit die Thür geöffnet nicht nur zur höchsten Oberherschaft, sondern zur höchsten Tyrannei. Es ist nöthig sein Gemüth zu ergötzen; aber das öffnet die Thür zu den größten Ausschweifungen.

*) Pascal mochte hier wohl daran denken, daß selbst ein Cartesius ihm die Ehre seiner Entdeckungen hatte streitig gemacht; dennoch ist das „gewöhnlich" zu viel gesagt.

Man merke hier auf die Gränzen. Es giebt keine Gränzen in den Dingen, die Gesetze wollen Gränzen setzen und der Geist kann sie nicht dulden.

2.

Die Vernunft befiehlt uns viel gebietrischer als ein Herr, denn wenn wir diesem nicht gehorchen, sind wir unglücklich, gehorchen wir jener nicht, so sind wir Thoren.

3.*)

Warum willst du mich tödten? — Wie? wohnst du denn nicht auf der andern Seite des Wassers? Mein Freund, wenn du auf dieser Seite wohntest, so würde ich ein Mörder sein, das wäre unrecht dich so zu tödten; aber weil du auf der andern Seite wohnest, so bin ich ein Tapfrer und es ist recht, daß ich dich tödte.

4.

Diejenigen, welche unordentlich leben, sagen zu denen, die in der Ordnung sind, daß sie sich von der Natur entfernen und glauben selbst ihr zu folgen; gleichwie die, welche in einem Schiffe sind, glauben, daß die am Ufer sich entfernen. Die Sprache ist gleich auf beiden Seiten. Man muß einen festen Punkt haben darüber zu urtheilen. Der Hafen entscheidet für die im Schiff, wo aber finden wir diesen Punkt für die Moral?**)

*) Th. 1. A. 6. §. 9. S. 138.

**) Wohl giebt es einen solchen festen Punkt, nach welchem sich alles richten kann und soll, das ist Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit (Hebr. 13. 8.) und alle christliche Moral kann nur von dem Satz ausgehn: „Ein jeglicher sei gesinnt wie Jesus Christus auch war." (Phil. 2. 5.) Aber freilich zieht sich um diesen festen Richtpunkt der Nebel der verschiednen Meinungen, so daß manche ihn zuweilen gar nicht sehen können und in die Irre gehen. Statt einfach sich dem heiligenden Einfluß seines Lebens und Wortes hin zu geben und eigentlich zu sehen, wie er gesinnet war, wollen viele, die sich gläubig nennen — denn von den philosophischen Moralisten ist hier nicht die Rede — sich das aus sich selbst construiren, wie er gesinnt war und, indem sie so hin und her denken und reden, verlieren sie eben den festen Punkt.

5.

Wie die Mode die Annehmlichkeit macht, so macht sie auch das Recht. Wenn der Mensch wahrhaft das Recht kännte, so würde er nicht diesen Grundsatz, den allgemeinsten, den es unter den Menschen giebt, aufgestellt haben: „jeder folge den Sitten seines Landes;“ hellleuchtend würde die wahre Billigkeit sich alle Völker unterworfen haben und die Gesetzgeber würden sich nicht statt jenes beständigen Rechts die Phantasien und Einfälle der Perser und der Deutschen zum Muster genommen haben, man würde es durch alle Staaten der Welt und in allen Zeiten aufgepflanzt haben.

6. *)

Das Recht ist, was festgestellt ist und so werden alle unsre festgestellten Gesetze nothwendig für gerecht gehalten, ohne untersucht zu werden, weil sie festgestellt sind.

7.

Die einzigen allgemeinen Regeln sind die Gesetze des Landes für die gewöhnlichen Dinge, und für die andern die Mehrheit. Woher kommt das? Von der Kraft, die darin liegt.

Daher kommt es auch, daß die Könige, die anders woher die Gewalt haben, nicht der Mehrheit ihrer Minister folgen.

8.

Ohne Zweifel ist die Gleichheit der Güter gerecht. Aber da man nicht machen konnte, daß der Mensch gezwungen wäre der Gerechtigkeit zu gehorchen, so hat man ihn der Gewalt gehorchen lassen; da man nicht dem Recht die Gewalt verleihen konnte, hat man der Gewalt Recht verliehn, damit beide, Recht und Gewalt, zusammen wären und Frie-

*) Die beiden §§ 5. und 6. sind aus Montaigne entlehnt und Pascal hat sie wohl nur aufgestellt um sie zu erweitern und zu begränzen.

den beſtünde, denn er iſt das höchſte Gut. Summum jus summa injuria. (Das höchſte Recht das höchſte Unrecht.)*)

Die Mehrheit iſt der beſte Weg, weil ſie ſichtbar iſt und Gewalt hat Gehorſam zu erzwingen, indeſſen iſt dies der Weg der weniger Einſichtsvollen.

Hätte man gekonnt, ſo würde man die Gewalt in die Hände der Gerechtigkeit gegeben haben, aber da die Gewalt ſich nicht handhaben läßt, wie man will, weil ſie eine handgreifliche Eigenſchaft iſt, während das Recht eine geiſtige iſt, über die man verfügt, wie man will, ſo hat man das Recht in die Hände der Gewalt gegeben und nennt ſo Recht, was Gewalt zwingt zu beobachten.

9.

Es iſt recht dem, was Recht iſt, zu folgen, es iſt nothwendig dem zu folgen, was das Stärkſte iſt. Das Recht ohne die Gewalt iſt unvermögend, die Macht ohne das Recht iſt tyranniſch. Das Recht ohne die Gewalt wird beſtritten, weil es immer ſchlechte Menſchen giebt; die Gewalt ohne das Recht wird angeklagt. Darum muß das Recht und die Gewalt zuſammengeſtellt werden, damit das, was recht iſt, ſtark ſei und das, was ſtark iſt, gerecht ſei.

Das Recht iſt dem Streit unterworfen, die Gewalt iſt wohl zu erkennen und ohne Streit. So braucht man denn nur dem Recht die Gewalt zu geben. Da man nicht im Stande war was recht iſt ſtark zu machen, ſo hat man gemacht, daß das Starke recht ſei.

10.

Es iſt gefährlich dem Volk zu ſagen, daß die Geſetze nicht gerecht ſind, denn es gehorcht nur, weil es ſie für gerecht hält. Daher muß man ihm zu gleicher Zeit ſagen, daß es den Geſetzen gehorchen muß, weil ſie Geſetze ſind,

*) Ein altes Wort, welches ſchon Cicero (de off. I. 10.) als ein gewöhnliches Sprichwort anführt.

wie den Obern gehorcht werden muß, nicht weil sie gerecht, sondern weil sie Obere sind.*) Damit ist aller Empörung vorgebeugt, wenn man dies begreiflich machen kann. Das ist alles, worin eigentlich die Definition des Rechts besteht.

11.

Es wäre gut, wenn man den Gesetzen und Gewohnheiten gehorchte, weil sie Gesetze sind und wenn das Volk begriffe, daß das sie gerecht macht. Auf diese Weise würde man sie nie verlassen; hingegen wenn man ihre Gerechtigkeit von etwas anderm abhängig macht, ist es leicht sie zweifelhaft zu machen und das verursacht, daß die Völker zur Empörung geneigt sind.

12.

Wenn die Frage ist, ob man Krieg machen und so viele Menschen tödten, so viele Spanier zum Tode verdammen soll,**) so urtheilt darüber ein einziger Mensch und noch dazu einer, der dabei interessirt ist. Das müßte ein unpartheiischer Dritter sein.

13.

Diese Reden sind falsch, und tyrannisch: Ich bin schön, darum soll man mich fürchten; ich bin stark, darum soll man mich lieben; ich bin ... das ist Tyrannei etwas auf einem Wege haben zu wollen, was man nur auf dem andern haben kann. Verschiednen Verdiensten giebt man verschiedne Ehren, die Ehre der Liebe dem Reiz der Liebenswürdigkeit, die Ehre der Furcht der Gewalt, die Ehre des Glaubens der Wissenschaft u. s. w. Man muß diese Ehren geben und man ist ungerecht, wenn man sie verweigert und ungerecht, wenn man andre verlangt.

*) Jedermann sei unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat. Röm. 13. 1.

**) Der Verfasser schrieb dies wohl während der Unterhandlungen des Pyrenäischen Friedens, der endlich am 7ten November 1659 den seit 1635 geführten Krieg zwischen Frankreich und Spanien beschloß.

Und eben so ist es falsch und tyrannisch zu sagen: Er ist nicht stark, darum achte ich ihn nicht, er ist nicht geschickt, darum fürchte ich ihn nicht. Die Tyrannei besteht in dem Verlangen nach einer allgemeinen Herschaft außer ihren Schranken.

14.

Es gibt Laster, die nur durch andre Laster an uns hängen, und die, wenn man den Stamm wegnimmt, sich wegbrechen lassen wie Zweige.

15.

Wenn die Schlechtigkeit ein Mal die Vernunft auf ihrer Seite hat, so wird sie stolz und breitet die Vernunft in all ihrem Glanze aus und wenn die Kasteiung und das strenge Leben erfolglos war zum wahren Wohl und man muß wieder dazu zurück kehren der Natur zu folgen, so wird sie stolz durch die Rückkehr.

16.

Das heißt nicht glücklich sein, wenn man im Stande ist durch das Vergnügen erfreut zu werden; denn dies kommt von außen und ist also abhängig und folglich der Störung unterworfen durch tausend Zufälle, aus welchen die unvermeidlichen Trübsale entstehen.

17.

Der größte Geist wird der Thorheit beschuldigt*) wie die größte Schwäche. Nichts gilt für gut als die Mittelmäßigkeit. Das hat die Mehrheit so festgesetzt und sie fällt über jeden her, der aus der Mitte entwischen will, an welchem Ende es sei.

Ich werde mich dem nicht entgegensetzen, ich bin zufrieden, wenn man mich hinstellt und wenn ich mich weigere am untern Ende zu sein, so geschieht das nicht, weil es unten

*) Man nehme gleich das Höchste als Beispiel: im Heidenthum Sokrates und in der christlichen Welt der Herr der Herrlichkeit selbst.

ist, sondern weil es Ende ist; denn ich würde eben so mich weigern, wenn man mich an das obere Ende stellte. Der scheidet aus der Menschheit, der aus der Mitte scheidet. Die Größe der menschlichen Seele besteht darin, daß man sich hier zu erhalten weiß und so wenig besteht ihre Größe darin von hier fort zu gehen, daß sie vielmehr darin sich zeigt gar nicht von hier zu weichen.

18.

Die Welt glaubt nicht, daß man sich auf Verse verstehe, wenn man nicht das Schild des Poeten ausgehängt hat, noch daß man in der Mathematik was weiß, wenn man nicht das Schild des Mathematikers hat. Aber die wahrhaft vernünftigen Leute wollen kein Aushängeschild und machen wenig Unterschied zwischen dem Handwerk des Poeten und des Goldstickers. Sie heißen weder Poeten noch Mathematiker; aber sie urtheilen von allen diesen. Man erräth sie nicht. Sie sprechen von den Dingen, von denen man sprach, als sie eintraten. Man bemerkt in ihnen nicht eine Eigenschaft eher als die andre, außer wenn es nöthig ist, davon Gebrauch zu machen; aber dann erinnert man sich deren, denn es gehört das beides gleich zu diesem Charakter, daß man von ihnen nicht sagt: sie sprechen gut, wenn nicht die Rede von Sprechen ist und daß man es von ihnen sagt, wenn davon die Rede ist.

Das ist also ein falsches Lob, wenn man von einem Menschen, sobald er eintritt, sagt: er sei sehr geschickt in der Poesie und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man sich nur dann an ihn wendet, sobald es sich darum handelt über einige Verse zu urtheilen.

Der Mensch hat viel Bedürfnisse, er liebt nur den, der sie erfüllen kann. „Das ist ein guter Mathematiker, wird man sagen, aber ich habe mit Mathematik nichts zu thun. Das ist ein Mann, der gut den Krieg versteht, aber ich

will keinen führen, gegen niemand.“ Es gehört also ein vernünftiger Mann dazu um für alle unsre Bedürfnisse zu passen.

19.

Wenn man sich wohl befindet, so begreift man nicht, wie man thun würde, wenn man krank wäre, und wenn man es ist, nimmt man mit Freuden Arzenei, das Uebel bringt dazu. Man hat nicht mehr die Leidenschaften und die Wünsche nach Vergnügen und Herumgehen, welche die Gesundheit einflößte und welche mit den Bedürfnissen der Krankheit unverträglich sind.

Die Natur flößt dann Leidenschaften und Wünsche ein, die für den gegenwärtigen Zustand geeignet sind. Aengstliche Vorstellungen, die wir uns selbst machen und nicht die Natur, die allein sind es, die uns betrüben, denn sie verknüpfen mit dem Zustande, in welchem wir sind, die Leidenschaften des Zustandes, in welchem wir nicht sind.

20.

Die Reden von Demuth sind Stoff zum Hochmuth für die Hoffärtigen und zur Demuth für die Demüthigen. So sind die Reden des Pyrrhonismus und des Zweifels Stoff zur Beglaubigung für die Glaubenden.

Wenige Menschen sprechen von der Demuth demüthig, wenige von der Keuschheit keusch, vom Zweifel zweifelnd. Wir sind nichts als Lüge, Doppelsinn, Widerspruch. Wir verbergen uns und wir verstellen uns vor uns selbst.

21.

Die schönen Handlungen, die verborgen sind, sind die achtungswerthesten. Sehe ich dergleichen in der Geschichte, so gefallen sie mir sehr. Aber sie sind doch nicht ganz verborgen gehalten, weil sie bekannt geworden sind und dieses Wenige, wodurch sie ans Licht gekommen, vermindert ihren

Werth. Denn das ist das Schönste, daß man es hat verbergen wollen.

22.

Ein Witzbold, ein schlechter Mensch.*)

23.

Das Ich ist hassenswerth und so sind diejenigen immer hassenswerth, die es nicht wegräumen, sondern die sich begnügen es nur zu verhüllen. „Keineswegs, werdet ihr sagen, denn wenn wir handeln, wie wir thun, dienstfertig gegen alle Welt, so hat man keinen Grund uns zu hassen.“ Das ist wahr; wenn wir in dem Ich nichts mehr haßten als das Mißvergnügen, was uns von demselben herkommt. Aber wenn ich es hasse, weil es ungerecht ist und sich zum Mittelpunkt von allem macht, so muß ich es immer hassen.

Mit einem Wort, das Ich hat zwei Eigenschaften: es ist ungerecht an sich darin, daß es sich zum Mittelpunkt von allem macht, es ist den andern lästig darin, daß es sich dienstbar machen will; denn jedes Ich ist der Feind und wäre gern der Tyrann von allen andern.

Ihr nehmt daraus das Lästigsein weg und nicht die Ungerechtigkeit und so macht ihr es noch nicht liebenswürdig für die, welche daran die Ungerechtigkeit hassen, sondern nur für die Ungerechten, die darin nicht mehr ihren Feind sehen und so bleibt ihr ungerecht und könnt auch nur den Ungerechten gefallen.

24.

Ich bewundre nicht einen Mann, der eine Tugend in ihrer ganzen Vollkommenheit besitzt, wenn er nicht auch zu gleicher Zeit in gleichem Grade die entgegengesetzte Tugend hat. So war Epaminondas, er verband die höchste Tapfer-

*) Wollte Pascal dies Wort ausführen? wollte er es widerlegen? Es ist doch nur halb wahr.

keit mit der höchsten Milde. Denn sonst ist es kein Steigen, sondern ein Fallen.

Man zeigt seine Größe nicht dadurch, daß man an dem einen Ende ist, sondern dadurch, daß man beide Enden berührt und alles zwischen beiden ausfüllt.

Vielleicht ist es aber auch nur ein plötzliches Bewegen der Seele von dem einen Extrem zum andern und sie ist in Wirklichkeit immer nur an einem Punkt, wie der Feuerbrand, den man herumdreht. Indessen zeigt das doch wenigstens die Beweglichkeit der Seele, wenn auch nicht ihre Ausdehnung.

25.

Wäre unser Zustand wahrhaft glücklich, so müßte man uns nicht davon abbringen an ihn zu denken.*)

Wenig tröstet uns, weil wenig uns betrübt.

26.

Ich hatte lange Zeit mit dem Studium abstracter Wissenschaften zugebracht, aber ich verlor den Geschmack daran, weil es so wenig Menschen gab, mit denen man darüber sich besprechen konnte. Als ich aber das Studium des Menschen anfing, sah ich, daß jene abstracten Wissenschaften ihm nicht angemessen sind und daß ich in sie mich vertiefend, mich mehr von meiner Bestimmung entfernte als die andern, indem sie nichts von ihnen wissen, und ich vergab ihnen, daß sie sich nicht darum kümmern. Aber ich glaubte wenigstens viel Genossen bei dem Studium des Menschen zu finden, weil dieses doch das ihm angemessene Studium ist. Ich habe mich getäuscht. Es sind noch weniger Menschen, welche dies studiren, als welche Mathematik treiben.

27.

Wenn alles sich gleichmäßig bewegt, so scheint sich nichts zu bewegen, wie auf einem Schiff. Wenn alle zur Unord-

*) Th. 1. A. 7. §. 1. S. 151.

nung sich wenden, scheint keiner sich dahin zu wenden. Wer stille steht, macht die Bewegung der andern bemerkbar wie ein fester Punkt.

28.

Die Philosophen halten sich für sehr fein, weil sie ihre ganze Moral unter gewisse Abtheilungen eingezwängt haben. Aber wozu will man sie lieber in vier als in sechs eintheilen? wozu lieber vier als zehn Arten von Tugenden machen? wozu sie lieber in abstine et sustine (Verbote und Gebote) einzwängen als in irgend etwas anders? „Aber, sagt ihr, so ist alles in einem Wort eingeschlossen.“ — Allerdings. Aber das ist unnütz, wenn man es nicht erklärt und wenn man daran geht es zu erklären und diese Lehre, die alle andern enthält, eröffnet, so kommen sie daraus eben in der ersten Verwirrung hervor, die ihr vermeiden wolltet, also wenn alle Lehren in eine eingeschlossen sind, so sind sie darin verborgen und unnütz und sobald man sie entwickeln will, erscheinen sie wieder in ihrer natürlichen Verwirrung.

Die Natur hat sie alle festgestellt jede für sich, und wenn man sie auch eine in die andre einschließen kann, so bestehn sie doch unabhängig von einander. Also haben alle diese Theilungen und Worte wenig andern Nutzen, als daß sie dem Gedächtniß helfen und zur Hinweisung dienen um zu finden was sie einschließen.

29.

Will man mit Nutzen tadeln, und einem andern zeigen, daß er sich irrt, so muß man beobachten, von welcher Seite er die Sache ansieht, denn von der Seite ist sie gewöhnlich wahr und muß ihm diese Wahrheit zugestehen. Er ist damit zufrieden, weil er sieht, daß er sich nicht geirrt und nur unterlassen hat alle Seiten zu sehn. Nun schämt man sich nicht, daß man nicht alles sieht; aber man will sich nicht geirrt haben und vielleicht kommt das daher, weil na-

türlicher Weise der Geist von der Seite, von welcher er es ansieht, sich nicht täuschen kann, wie alle Wahrnehmungen der Sinne immer wahr sind.

30.

Die Tugend eines Menschen muß man nicht nach seinen Anstrengungen messen, sondern nach dem, was er gewöhnlich thut. *)

31.

Die Großen und die Kleinen haben dieselben Ereignisse, dieselben Widerwärtigkeiten, dieselben Leidenschaften, aber die einen sind auf der Höhe des Rades, und die andern näher am Mittelpunkt und so werden sie weniger umgetrieben durch dieselben Bewegungen.

32.

Wenn Menschen auch nicht bei dem, was sie sagen, interessirt sind, so muß man daraus doch nicht geradezu schließen, daß sie nicht lügen; denn es giebt Leute, die lügen bloß um zu lügen.

33.

Das Beispiel der Keuschheit Alexanders hat nicht so viel Enthaltsame gemacht als das Beispiel seiner Trunksucht Unmäßige gemacht hat. Weniger tugendhaft zu sein als er schämt man sich nicht und es scheint zu entschuldigen, wenn man nicht lasterhafter ist als er. Man glaubt nicht ganz und gar die Fehler des gemeinen Haufens zu haben, wenn man an sich die Fehler jener großen Männer sieht und doch bemerkt man nicht, daß sie darin eben zum gemeinen Haufen gehören. Man hält sich zu ihnen an dem Ende, wo sie sich zum Volk halten. Wie hoch sie auch seien, sie sind doch mit den übrigen Menschen verknüpft an irgend einer Stelle.

*) Nur der ist treu, der im Geringen treu ist; nur wer über Wenigem getreu gewesen ist, wird über viel gesetzt und geht ein zu des Herrn Freude. (Luk. 16. 10; Matth. 25. 21.)

Sie schweben nicht in der Luft, getrennt von unsrer Gemeinschaft. Wenn sie größer sind als wir, so besteht das darin, daß ihr Haupt höher ist, aber ihre Füße sind eben so niedrig als die unsrigen. Sie sind alle auf gleichem Boden und stützen sich auf dieselbe Erde und mit den Füßen sind sie so niedrig als wir, als die Kinder, als die Thiere.

34.

Der Kampf gefällt uns und nicht der Sieg. Man mag wohl die Kämpfe der Thiere gern sehen, nicht den blutgierigen Sieger auf dem Besiegten. Was wollte man denn sehen, wenn nicht das Ende des Sieges? Und sobald er erfolgt ist, hat man genug. So ist es auch im Spiel, so im Erforschen der Wahrheit. Gern sieht man in den Streitigkeiten den Kampf der Meinungen; aber die gefundne Wahrheit betrachten, das geschieht nicht. Will man machen, daß sie mit Vergnügen betrachtet werde, so muß man sie zeigen, wie sie aus dem Streit hervorgeht. Eben so ist es mit den Leidenschaften. Es ist ein Vergnügen zwei entgegengesetzte sich stoßen zu sehn, aber sobald eine die Herrin ist, so ist es nicht mehr als Rohheit.

Wir suchen nie die Dinge, sondern das Suchen der Dinge. So gelten auch im Schauspiel die ruhigen Scenen ohne Furcht nichts, eben so wenig das äußerste Elend ohne Hoffnung, noch die rohe Liebe.

35.

Man lehrt die Menschen nicht vernünftige rechtschaffene Leute sein und alles Uebrige lehrt man sie und dennoch sind sie auf nichts so sehr aus als hierauf. So sind sie also gerade darauf aus das Einzige zu wissen, was sie gar nicht lernen.

36.

Welch ein thörichter Gedanke war es von Montaigne sich selbst zu schildern! und das nicht im Vorübergehen und

wider seine Grundsätze, wie es jedem widerfährt sich zu verirren, sondern aus eignen Grundsätzen und nach einem ursprünglichen, angelegten Plan. Denn Thorheiten zufällig und aus Schwachheit zu sagen, das ist ein gewöhnliches Uebel, aber mit Absicht welche zu sagen, das ist unerträglich, und noch dazu solche!

37.

Die Unglücklichen zu beklagen ist nicht gegen die Selbstsucht; im Gegentheil, man ist sehr zufrieden damit sich dieses Zeugniß von Menschlichkeit geben und sich den Ruf der zarten Empfindung zuziehn zu können, ohne daß es etwas kostet. Das ist nicht viel.

38.

Wer die Freundschaft des Königs von England, des Königs von Polen und der Königinn von Schweden besessen hätte, würde der geglaubt haben, ihm könnte je ein Zufluchtsort und ein Asyl in der Welt fehlen? *)

39.

Die Dinge haben verschiedne Eigenschaften und die Seele verschiedne Neigungen; denn nichts von dem, was sich der Seele darbietet, ist einfach und die Seele bietet sich keinem Gegenstand einfach dar. So kommt es, daß man bisweilen weint und lacht über dieselbe Sache.

40.

Es giebt verschiedne Gattungen von starken, von schönen, von guten Geistern und von Frommen, jeder von ihnen muß bei sich herschen, nicht anderswo. Zuweilen begegnen sie sich und der starke und der schöne schlagen sich thörichter Weise, wer von ihnen der Herr sein soll; ihre Herschaft ist von verschiedner Gattung. Sie verstehen sich nicht und ihr

*) Der König Karl I von England ward 1649 hingerichtet; der König Johann Casimir von Polen dankte 1655 ab (was nicht mit seiner zweiten Abdankung, die nach Pascals Tode 1668 erfolgte, zu verwechseln ist); die Königin Christine von Schweden legte 1654 die Krone nieder.

Fehler ist überall herschen zu wollen. Nichts kann das, selbst nicht die Gewalt; denn sie schafft nichts im Reich der Gelehrten, sie ist nur Herrin der äußern Handlungen.*)

41.

Ferox gens nullam esse vitam sine armis putat. („Das wilde Geschlecht meint, es sei kein Leben ohne Waffen.") **) Sie lieben mehr den Tod als den Frieden, die andern mehr den Tod als den Krieg. Jede Meinung kann über das Leben gesetzt werden, zu welchem doch die Liebe so stark und so natürlich scheint.

42.

Wie schwer ist es eine Sache dem Urtheil eines andern vor zu legen, ohne sein Urtheil zu bestechen durch die Art, wie man sie vorlegt! Sagt man: Ich finde es schön, ich finde es dunkel, so zieht man die Vorstellung zu diesem Urtheil hin oder reizt sie zum entgegengesetzten. Es ist besser gar nichts zu sagen; denn dann urtheilt er, wie er ist, d. h. wie er dann ist und wie die andern Umstände, die man nicht gemacht hat, ihn eben gestimmt haben; wenn nicht auch dieses Stillschweigen seine Wirkung thut nach der Wendung und Auslegung, die er geneigt sein mag ihm zu geben, oder nach dem, was er aus dem Zug im Gesicht und dem Ton der Stimme vermuthet. So leicht ist es ein Urtheil aus seiner natürlichen Lage zu bringen, oder vielmehr so wenig giebt es feste und selbstständige Urtheile.

43.

Montaigne hat Recht: die Gewohnheit muß befolgt werden, sobald sie Gewohnheit ist und man sie eingeführt findet, ohne zu fragen, ob sie vernünftig ist oder nicht; es versteht sich immer von dem, was nicht gegen das natürliche

*) Aber auch nicht weiter als ihr Auge reicht! Ohne Gottes Gebot werden auch die äußern Handlungen nicht gezähmt.

**) So spricht Livius (34. 17.) von den Spaniern.

oder göttliche Recht ist. Allerdings befolgt das Volk die Gewohnheit nur aus dem einzigen Grunde, daß es sie für recht hält, sonst würde es sie nicht mehr befolgen; denn man will nur der Vernunft oder dem Recht unterworfen sein. Die Gewohnheit ohne dieses würde für Tyrannei gelten, während die Herschaft der Vernunft und des Rechts eben so wenig Tyrannei ist als die der Lust.

44.

Zur Zeit der Trübsal wird uns die Kenntniß der äußern Dinge nicht trösten über die Unbekanntschaft mit der Moral; aber die Kenntniß der Sitten wird uns immer trösten über die Unbekanntschaft mit den äußern Dingen.

45.

Die Zeit dämpft die Betrübnisse und die Streitigkeiten, weil man selbst sich ändert und gleichsam eine andre Person wird. Weder der Beleidiger noch der Beleidigte sind mehr dieselben. Es ist wie wenn man ein Volk gereizt hat und sähe es nach zwei Generationen wieder. Es sind noch die Franzosen, aber nicht dieselben.

46.

Zustand des Menschen: Unbeständigkeit, Langeweile, Unruhe. Wer vollkommen die Eitelkeit des Menschen kennen lernen will, braucht nur die Ursachen und die Wirkungen der Liebe zu betrachten. Die Ursache ist ein „Ich weiß nicht was" (Corneille) und die Wirkungen sind furchtbar. Dieses „Ich weiß nicht was," etwas so Geringes, daß man es nicht zu erkennen vermag, bewegt die ganze Erde, die Fürsten, die Heere, die weite Welt. Wäre das Netz der Cleopatra kleiner gewesen, so wäre die ganze Gestalt der Erde anders geworden.

47.

Cäsar war zu alt,*) wie es mir scheint, um sich ein

*) Er starb im Alter von 56 Jahren.

Vergnügen daraus zu machen die Welt zu erobern. Dieses Vergnügen war gut für Alexander, das war ein junger Mensch, schwer an zu halten; aber Cäsar mußte reifer sein.

48.

Das Gefühl von der Falschheit der Freuden, die wir haben, und die Unbekanntschaft mit der Eitelkeit der Freuden, die wir nicht haben, bewirken die Unbeständigkeit.

49.

Die Fürsten und die Könige treiben auch mitunter Kurzweil. Sie sind nicht immer auf ihren Thronen, da würden sie sich langweilen. Es ist nöthig die Größe zu verlassen um sie zu empfinden.

50.

Meine Laune hängt wenig vom Wetter ab. Ich habe meinen Nebel und mein schönes Wetter in mir. Selbst das Wohl und Weh meiner Angelegenheiten macht dabei wenig. Ich sträube mich zuweilen aus mir selbst gegen das böse Geschick und die Ehre es zu dämpfen macht mich es freudig dämpfen, wogegen ich zu andrer Zeit mich gleichgiltig stelle gegen das gute Geschick, als möchte ich es nicht haben.

51.

Während ich meinen Gedanken aufschreibe, entgeht er mir bisweilen; aber das erinnert mich an meine Schwäche, die ich alle Augenblick vergesse und das belehrt mich eben so viel als mein vergessener Gedanke, denn ich strebe allein darnach mein Nichts zu erkennen.

52.

Es ist unterhaltend zu sehen, daß es Menschen in der Welt giebt, die allen Gesetzen Gottes und der Natur entsagt und nur sich selbst welche gemacht haben, denen sie gewissenhaft gehorchen, als z. B. die Räuber u. s. w.

53.

„Dieser Hund gehört mir," sagten jene armen Kinder.

„Das ist hier mein Platz an der Sonne.“ Das ist der Anfang und das Bild von der Usurpation der ganzen Erde. *)

54.

„Sie sehen übel aus, entschuldigen Sie gütigst.“ — Ohne diese Entschuldigung würde ich nicht gemerkt haben, daß hier eine Beleidigung ist. Mit Erlaubniß zu sagen, es ist nichts übel als nur die Entschuldigung.

55.

Gewöhnlich stellt man sich Plato und Aristoteles nicht anders als in großen Gewändern vor, immer ernst und ehrbar. Sie waren ehrliche Leute, die, wie andre, mit ihren Freunden lachten und wenn sie ihre Gesetze und ihre Abhandlungen über die Staatskunst abfaßten, so war das, während sie lustig waren und um sich zu zerstreuen. Das war der wenigst philosophische und der wenigst ernsthafte Theil ihres Lebens; der am Meisten philosophische Theil war einfach und ruhig zu leben.

56.

Der Mensch liebt die Bosheit, aber nicht gegen die Unglücklichen, sondern gegen die übermüthigen Glücklichen und wenn man anders darüber urtheilt, täuscht man sich.

Martials Epigramm **) auf die Einäugigen taugt nichts, weil es sie nicht tröstet und nur einen Witz giebt, zum Ruhm des Verfassers. Alles, was nur für den Autor ist, taugt nichts. Ambitiosa recidet ornamenta. (Der Dichter wird die anspruchsvollen Ausschmückungen wegschneiden.) ***) Man muß denen gefallen, die menschliche und

*) Darum, als Diogenes von Alexander nichts begehrte, als daß er ihm aus der Sonne ginge, erkannte der König des Philosophen Geistesverwandtschaft an.

**) Mart. Ep. VIII. 59.

***) Horat. de art. poet. 447.

sanfte Gesinnungen haben und nicht den rohen und unmenschlichen Seelen.

57.

Ich habe mich übel befunden von den Höflichkeiten: „Ich habe Ihnen viel Mühe gemacht. Ich fürchte Sie zu belästigen. Ich fürchte, es wird zu lange.“ Entweder man zieht mich mit oder man bringt mich auf.

58.

Ein wahrer Freund ist ein großer Vortheil, selbst für die großen Herren, damit er Gutes von ihnen rede und sie in ihrer Abwesenheit unterstütze, so daß sie alles thun müssen, um einen zu haben. Aber sie müssen auch gut wählen. Denn wenn sie alle ihre Anstrengungen für einen Thoren machen, so ist ihnen das unnütz, was er auch Gutes von ihnen rede, ja, er wird nicht ein Mal Gutes reden, wenn er findet, daß er der Schwächste ist; denn er hat kein Ansehn und so wird er noch zur Gesellschaft mit lästern.

59.

Willst du, daß man Gutes von dir rede? Sage du selbst nichts der Art.*)

60.

Man spotte nicht über diejenigen, welche sich durch Aemter und Würden ehren lassen; denn man liebt jedermann nur um geborgter Eigenschaften willen. Alle Menschen hassen sich von Natur. Ich behaupte: wenn sie genau wüßten, was sie einer vom andern sagen, so gäbe es nicht vier Freunde in der Welt.**) Das zeigt sich in den Streitigkeiten, welche sich erheben, wenn man zuweilen unbedachte Mittheilungen von dem Gesprochenen macht.

*) Nämlich von dir selbst.

**) Th. 1. A. 5. §. 8. S. 133.

61.

Der Tod ist viel leichter zu ertragen ohne daran zu denken als der Gedanke des Todes ohne Gefahr.

62.

Daß etwas so Sichtliches als die Eitelkeit der Welt so wenig gekannt ist, daß es seltsam und überraschend erscheint, wenn man sagt: es sei Thorheit die Größe zu suchen, das ist bewundernswerth.

Wer nicht die Eitelkeit der Welt sieht, ist selbst recht eitel. Aber wer sieht sie auch nicht, ausgenommen die jungen Leute, die ganz im Getümmel, im Vergnügen und ohne Gedanken an die Zukunft sind? Nehmt ihnen ihre Vergnügungen, so seht ihr sie verschmachten vor langer Weile; sie fühlen dann ihr Nichts ohne es zu kennen. Denn das heißt doch sehr unglücklich sein, wenn man eine unerträgliche Traurigkeit fühlt, sobald man dahin gebracht ist sich selbst zu betrachten, ohne davon abgekehrt zu werden.*)

63.

Jede Sache ist zum Theil wahr und zum Theil unwahr. Die wesentliche Wahrheit ist nicht so, sie ist ganz rein und ganz wahr. Diese Mischung entehrt und vernichtet sie. Nichts ist wahr, nämlich wenn man es von dem reinen Wahren versteht. Man wird sagen: der Mord ist schlecht. Ja, denn wir kennen das Böse und Falsche. Aber was will man behaupten, daß es gut sei? die Keuschheit? Ich sage: nein, denn die Menschheit würde aufhören. Das Heirathen? Nein; denn die Enthaltsamkeit ist besser. Nicht zu tödten? Nein; denn die Unordnung würde furchtbar sein und die Bösen würden die Guten tödten. Zu tödten? Nein; denn das zerstört die Natur.

Wir haben Wahres und Gutes nur zum Theil und gemischt mit Bösem und Falschem.

*) Th. 1. A. 7. §. 1. S. 151.

64.

Das Böse ist leicht zu finden, denn es ist in Menge da; das Gute ist beinahe einzig. Aber eine gewisse Art des Bösen ist eben so schwer zu finden als das, was man gut nennt und oft macht man unter diesem Namen das besondere Böse als Gutes gelten. . . . Es gehört sogar eine außerordentliche Größe der Seele dazu um es zu erreichen, wie um das Gute zu erreichen.

65.

Die Bande, welche die Ehrfurcht der einen an die andern knüpfen, sind im Allgemeinen Bande der Nothwendigkeit. Denn verschiedne Stufen müssen sein, da alle Menschen herschen wollen und nicht alle es können, sondern nur einige. Aber die Bande, welche die Ehrfurcht an diesen und jenen ins Besondere knüpfen, sind Bande der Einbildung.

66.

Wir sind so unglücklich, daß wir uns nie anders an einer Sache erfreuen dürfen als allein unter der Bedingung uns zu ärgern, wenn sie schlecht ausfällt, was tausend Dinge bewirken können und alle Augenblick bewirken. Wer das Geheimniß gefunden hätte sich des Guten zu freuen ohne vom entgegengesetzten Bösen berührt zu werden, der hätte den Punkt getroffen.

Zehnter Abschnitt.

Verschiedene Gedanken über Philosophie und Literatur.

1.

Je mehr Geist man hat, desto mehr Originalmenschen findet man. Der große Haufe findet keinen Unterschied unter den Menschen.

2.

Man kann einen richtigen Verstand haben und doch ihn nicht zu allen Dingen gleich anwenden; denn es giebt Menschen, die für eine gewisse Klasse von Dingen einen richtigen Verstand haben und doch in den übrigen sich verwirren. Die einen ziehen ganz gut die Folgerungen aus wenigen Grundsätzen,*) die andern ziehen gut die Folgerungen aus den Dingen, bei denen viele Grundsätze sind. So z. B. einige begreifen sehr gut die Wirkungen des Wassers, wobei es wenig Grundsätze giebt, deren Folgerungen aber so fein sind, daß nur ein scharfer Blick im Stande ist sie zu durchdringen, und eben diese Menschen würden vielleicht nicht große Mathematiker sein, weil die Mathematik eine große Menge von Grundsätzen umfaßt und weil die Natur eines Geistes so eingerichtet sein kann, daß er sehr wohl wenig Principien bis auf den Grund durchdringen mag und doch nicht die Dinge durchdringen kann, bei welchen viel Principien sind.

Es giebt also zwei Arten von Geistern: der eine durchdringt lebhaft und tief die Folgen der Grundsätze, und das ist der Geist der richtigen Beobachtung: der andre umfaßt eine große Zahl von Grundsätzen ohne sie zu vermengen, und das ist der Geist der Mathematik. Das eine ist Stärke und Richtigkeit des Geistes, das andre Ausdehnung des Geistes, eins kann ohne das andre sein, der Geist kann stark sein und enge, weit und schwach.

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Geist der

*) Nämlich aus den wenigen, die ihnen gegeben sind. Der ganze § bezeichnet mit großer psychologischer Feinheit und Wahrheit das verschiedne Treiben des speculativen und des praktischen Geistes. Der eine entwickelt und sammelt aus allem die Principien (Grundsätze, Grundgesetze) und eher faßt er nichts, als bis er die vollständig hat; der andre kümmert sich darum nicht, nur wenige Principien genügen ihm, er entwickelt sie nicht, er sieht die Folgerungen und erfaßt sie, wenn er sie auch nicht faßt.

Mathematik und dem Geist der feinen Beobachtung. Bei dem ersten sind die Grundgesetze handgreiflich, kommen aber nicht im gemeinen Gebrauch vor, so daß es schwer ist das Auge nach der Seite hin zu kehren, weil man nicht daran gewöhnt ist, kehrt man sich aber hin, so sieht man die Gesetze völlig vor sich und man müßte einen gänzlich irrigen Verstand haben um falsch zu schließen nach Gesetzen, die so in die Augen fallen, daß sie uns fast unmöglich entgehen können.

Dagegen wo es auf feine Beobachtung ankommt, sind die Grundgesetze im gemeinen Gebrauch und vor den Augen aller Welt. Man hat nur sich um zu schauen und braucht sich keine Gewalt zu thun. Es fragt sich nur, ob man einen guten Blick hat. Gut muß er sein, denn die Principien sind hier sehr zart und zahlreich und es ist beinahe unmöglich, daß uns nicht eins entgeht. Aber das Auslassen eines Gesetzes führt zum Irrthum; also muß man einen recht scharfen Blick haben um alle zu sehen und dann einen richtigen Verstand um nach den erkannten nicht falsch zu schließen.

So würden denn alle Mathematiker feine Beobachter sein, wenn sie einen guten Blick hätten, denn sie schließen nicht falsch aus den Grundsätzen, die sie kennen und die feinen Beobachter würden gute Mathematiker sein, wenn sie ihren Blick auf die ungewohnten Sätze der Mathematik wenden könnten.

Daß nun aber manche feine Beobachter keine Mathematiker sind, das kommt daher, weil sie durchaus nicht im Stande sind sich zu den Sätzen der Mathematik hin zu kehren und daß die Mathematiker nicht fein beobachten, das kommt daher, weil sie nicht sehen was vor ihnen liegt, weil sie an die klaren und in die Augen fallenden Principien der Mathematik gewöhnt sind und immer, ehe sie urtheilen, erst

ihre Principien wohl zu betrachten und zu handhaben pflegen, so verlieren sie sich in den Gegenständen der feinen Beobachtung, bei denen sich die Grundgesetze nicht auf diese Weise handhaben lassen. Man sieht sie kaum, man fühlt sie mehr als man sie sieht; es ist unendlich schwer, sie denen fühlbar zu machen, die sie nicht von selbst fühlen, es sind Dinge so zart und zahlreich, daß ein recht feiner und klarer Sinn dazu gehört sie zu fühlen und meistens ohne daß man sie der Ordnung nach beweisen kann wie in der Mathematik, weil man nicht so die Grundgesetze davon besitzt und sie zu suchen eine unendliche Arbeit sein würde. Mit einem Mal muß man die Sache sehen mit einem einzigen Blick und nicht durch fortschreitendes Nachdenken, wenigstens bis auf einen gewissen Grad.

Daher ist es selten, daß die Mathematiker feine Beobachter und die feinen Beobachter Mathematiker sind. Die Mathematiker wollen die Dinge, die fein beobachtet werden müssen, mathematisch behandeln und machen sich lächerlich, indem sie mit Definitionen anfangen und dann mit den Principien kommen. Das ist nicht die Art, wie bei dergleichen der Scharfsinn zu Werke geht. Nicht daß der Geist es nicht thäte, aber er thut es stillschweigend, natürlich und ohne Kunst; denn die Beschreibung davon ist allen Menschen zu hoch und das Gefühl davon gehört nur für wenige.

Die feinen Geister im Gegentheil, gewöhnt mit einem Blick zu urtheilen, sind ganz erstaunt, wenn man ihnen Sätze vorbringt, in denen sie nichts verstehen und wenn sie, um ein zu dringen, sich durcharbeiten müssen durch unfruchtbare Definitionen und Principien, die sie nicht gewöhnt sind so genau zu besehen: und so schaudern sie davor und fassen einen Widerwillen.

Freilich die falschen Geister sind weder feine Beobachter noch Mathematiker.

Die Mathematiker, die nichts als das sind, haben also einen richtigen Verstand, aber nur sobald man ihnen alle Dinge recht mit Definitionen und Principien erklärt, sonst sind sie irrig und unerträglich, denn sie haben richtigen Verstand nur für wohl erklärte Principien. Und die feinen Geister, die nur fein sind, können nicht die Geduld haben bis zu den ersten Grundgesetzen der speculativen und abstracten Dinge, welche sie nie in der Welt und im Gebrauch gesehen haben, sich zu versteigen.

3.

Oft nimmt man zum Beweis für gewisse Dinge Beispiele, die so sind, daß man wieder jene Dinge zum Beweis für diese Beispiele nehmen könnte. Das hat aber doch seine Wirkung. Denn da man immer glaubt, daß die Schwierigkeit in dem ist, was man beweisen will, so findet man die Beispiele klärer. So wenn man eine allgemeine Sache darthun will, giebt man die Regel für einen besondern Fall; will man aber einen besondern Fall darthun, so fängt man mit der allgemeinen Regel an. Man findet immer die Sache, die man beweisen will, dunkel und die klar, deren man sich zum Beweise bedient; denn wenn man sich vorsetzt eine Sache zu beweisen, so erfüllt man sich von vorne herein mit der Vorstellung, daß sie also dunkel ist, und daß dagegen die, welche sie beweisen soll, klar ist und so versteht man sie leicht.

4.

All unser Denken kommt darauf zurück, daß wir dem Gefühl weichen. Aber die Einbildung ist dem Gefühl ähnlich und entgegen, ähnlich weil sie nicht nach denkt, entgegen, weil sie unwahr ist. Daher ist es sehr schwer zwischen diesen beiden Gegensätzen zu unterscheiden. Jemand sagt: mein Gefühl sei Einbildung und seine Einbildung sei Gefühl und ich sage ein Gleiches von meiner Seite. Man brauchte

dazu eine Regel, die Vernunft bietet sich wohl dar, aber sie ist für alle Sinne biegsam und so giebt es keine Regel.

5.

Wer über ein Werk nach Regeln urtheilt ist im Vergleich zu den andern, wie einer, der eine Uhr hat, im Vergleich zu denen, die keine haben. Einer sagt: „Wir sind zwei Stunden hier." Der andre sagt: „Es sind nur drei Viertelstunden." Ich sehe nach meiner Uhr und sage zu dem einen: „Du langweilst dich" und zum andern: „Die Zeit wird dir nicht lang, denn es ist anderthalb Stunden" und ich lache über die, welche sagen: die Zeit komme mir nur so vor und ich urtheile nach meiner Einbildung. Sie wissen nicht, daß ich darüber nach meiner Uhr urtheile.

6.

Es giebt Leute, die sprechen gut, schreiben aber nicht so. Das kommt daher, daß der Ort, die gegenwärtigen Personen u. s. w. sie in Feuer setzen und aus ihrem Geist mehr herausziehen als sie ohne Hitze darin finden würden.

7.

Was Montaigne Gutes hat ist nur schwer zu erlangen; was er Schlechtes hat (ich meine abgesehen von der Moral,) hätte in einem Augenblick können gebessert werden, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, daß er zu viel erzählt und zu viel von sich redet.

8.

Es ist ein großes Uebel der Ausnahme zu folgen statt der Regel. Man muß strenge sein und der Ausnahme widerstehn. Da es aber nichts desto weniger Ausnahmen von der Regel giebt, so muß man streng darüber urtheilen, doch gerecht.

9.

Es giebt Leute, die wollen, daß ein Schriftsteller nie von Dingen rede, über welche schon andre gesprochen haben;

sonst klagt man ihn an nichts Neues zu sagen. Aber wenn auch die Gegenstände, die er behandelt, nicht neu sind, ist doch die Anordnung neu. Wenn man Ball spielt, so ist es derselbe Ball, mit welchem der eine wie der andre spielt, aber der eine schlägt ihn besser als der andre. Ich würde es eben so natürlich finden ihn an zu klagen, daß er sich der alten Worte bedient. Als wenn nicht dieselben Gedanken durch eine verschiedne Anordnung ein andres Ganzes bildeten, eben so gut als dieselben Worte durch die verschiednen Anordnungen andre Gedanken bilden.

10.

Gewöhnlich überzeugt man sich besser durch die Gründe, die man selbst gefunden hat, als durch die, welche den andern eingefallen sind.

11.

Der Geist glaubt von Natur*) und der Willen liebt von Natur, so daß sie, wenn ihnen wahre Gegenstände fehlen, sich an falsche hängen müssen.

12.

Die großen Anstrengungen des Geistes, zu denen die Seele sich zuweilen erhebt, sind Punkte, wo sie sich nicht erhält. Sie macht nur einen Sprung, um sogleich wieder zurück zu fallen.

13.

Der Mensch ist weder Engel, noch Thier; und das Unglück ist, daß wer Engel sein will, Thier wird.

14.

Sobald man nur die herschende Leidenschaft von jemand kennt, so ist man sicher ihm zu gefallen und doch hat

*) Es mag in der Natur des menschlichen Geistes liegen etwas zu glauben; das ist aber nicht der Glauben, der selig macht. Von dem vernimmt der menschliche Geist eben nichts von Natur, sondern alles nur durch die Gnade. (1 Kor. 2. 14.)

jeder seine Einfälle, die seinem eignen Wohl selbst in dem Begriff, den er von Wohl hat, entgegen sind. Das ist eine Wunderlichkeit, welche diejenigen, die ihre Neigung gewinnen wollen, in Verwirrung setzt.

15.

Ein Pferd sucht nicht die Bewunderung seines Genossen zu erregen.*) Man sieht wohl an ihnen eine Art von Wetteifer im Lauf, aber das ist ohne weitere Bedeutung, denn im Stall wird darum doch der schwerste und schlechteste Gaul nicht dem andern seinen Haber lassen. Anders ists mit den Menschen, ihre Tugend genügt sich nicht selbst und sie sind nicht zufrieden, wenn sie nicht daraus einen Vortheil ziehn zum Nachtheil der andern.

16.

Wie man sich den Verstand verdirbt, so auch verdirbt man sich das Gefühl. Man bildet sich den Verstand und das Gefühl, durch die Unterhaltungen; gute oder schlechte bilden oder verderben ihn. - Es kommt daher alles darauf an gut zu wählen, um ihn sich zu bilden und nicht zu verderben, und man kann diese Wahl nicht treffen, wenn man ihn nicht schon gebildet und nicht verdorben hat. So macht das einen Kreis und glücklich sind die, welche da heraus kommen.

17.

Wenn es unter den Dingen der Natur, deren Kenntniß uns nicht nöthig ist, etwas giebt, von dessen Wahrheit wir nichts wissen, so ist es vielleicht nicht übel, daß ein allgemeiner Irrthum den Geist der Menschen beruhigt, wie man z. B. dem Monde die Veränderung des Wetters zuschreibt, das Fortschreiten der Krankheiten u. s. w. Denn es ist eine von den Hauptkrankheiten des Menschen, daß er eine unruhige Neugierde hat nach den Sachen, die er nicht wis-

*) Th. 1. A. 8. §. 14. S. 168.

sen kann, und ich weiß nicht ob es für ihn nicht ein geringeres Uebel ist über Dinge dieser Art im Irrthum zu sein als in jener unnützen Neugierde zu schweben.

18.

Fiele der Blitz auf die niedrigen Stellen, so würden den Poeten und denen, die nur nach Dingen dieser Art zu raisonniren wissen, Beweise fehlen. *)

19.

Der Geist hat seine Ordnung, nämlich durch Grundsätze und Beweisführungen, das Herz hat eine andre Ordnung. Man beweist nicht, daß man geliebt werden soll, indem man der Ordnung nach die Gründe zur Liebe ausführt; das würde lächerlich sein.

Jesus Christus und der heilige Paulus sind weit mehr der Ordnung des Herzens gefolgt, (das ist der Ordnung der Liebe,) als der Ordnung des Geistes; denn ihr Hauptzweck war nicht zu belehren, sondern zu erwärmen. Eben so der heilige Augustin.

Diese Ordnung besteht hauptsächlich darin, daß man auf jeden Punkt, der einen Bezug aufs Ende hat, abschweifet um es immer vor Augen zu stellen.

20.

Es gibt Leute, welche die Natur maskiren. Bei ihnen giebt es keinen König sondern einen erhabnen Monarchen, kein Paris sondern eine Hauptstadt des Reichs. Aber an Stellen muß man Paris Paris nennen und an andern muß man es Hauptstadt des Reichs nennen.

21.

Wenn in einer Abhandlung sich Wörter wiederholen und

*) Dies scheint auf die poetisirenden Physikotheologen zu zielen, die nach der Ordnung der Natur über Gottes Dasein, Weisheit, Liebe u. s. w. raisonniren. Ginge es ein Mal anders als nach den Naturgesetzen, die sie entdeckt haben wollen, so wäre es um ihre Beweise geschehn.

man findet, wenn man sie ändern will, sie so passend, daß man die Rede verderben würde, so muß man sie stehen lassen. Das ist das Zeichen und das ist die Sache des Reides, der blind ist und nicht weiß, daß diese Wiederholung an diesem Ort kein Fehler ist. Denn es giebt keine allgemeine Regel.

22.

Wer Gegensätze macht, indem er die Worte zwängt, gleicht denen, die um der Symmetrie willen falsche Fenstern machen. Ihr Gesetz ist nicht, richtig zu reden, sondern richtige Figuren zu bilden.

23.

Eine Sprache im Vergleich mit der andern ist eine Geheimschrift, worin die Worte in Worte verwandelt sind und nicht die Buchstaben in Buchstaben. Also ist jede unbekannte Sprache zu entziffern.

24.

Es giebt ein Muster der Lieblichkeit und Schönheit, das besteht in einer gewissen Uebereinstimmung unsrer schwachen oder starken Natur, wie sie nun ist, mit der Sache, die uns gefällt. Alles, was nach diesem Muster gebildet ist, gefällt uns wohl, Haus, Gesang, Rede, Vers, Prosa, Weiber, Vögel, Flüsse, Bäume, Zimmer, Kleider. Alles, was nicht nach diesem Muster ist, mißfällt denen, die guten Geschmack haben.

25.

Wie man sagt: poetische Schönheit, sollte man auch sagen mathematische Schönheit oder medicinische Schönheit. Allein man sagt es nicht und der Grund davon ist, daß man wohl weiß, was der Gegenstand der Mathematik und der Medicin ist, nicht aber weiß, worin das Wohlgefallen, welches der Gegenstand der Poesie ist, besteht. Man weiß nicht, was jenes natürliche Muster ist, welches man nach-

ahmen muß und weil man das nicht weiß, hat man gewisse verschrobene Redensarten erfunden „das goldne Zeitalter," „das Wunder unsrer Tage," „unseliger Lorbeer," „schönes Gestirn," u. s. w. und diesen Wortschwall nennt man poetische Schönheit. Aber wer sich nach diesem Muster eine Frau gekleidet denkt, der wird ein schönes Mädchen ganz bedeckt mit Spiegeln und messingenen Ketten sehen und statt sie hübsch zu finden, wird er sich nicht enthalten können über sie zu lachen, weil man besser weiß, worin der Liebreiz eines Weibes, als worin der Reiz eines Gedichtes besteht. Diejenigen aber, welche sich nicht darauf verstehen, würden sie vielleicht in diesem Aufzuge bewundern und es giebt genug Dörfer, wo man sie zur Königinn nehmen würde. Darum nennen auch manche die Sonnette, die nach diesem Muster gemacht sind, Dorfköniginnen.

26.

Wenn eine natürliche Darstellung eine Leidenschaft malt oder eine Begebenheit, so findet man in sich selbst die Wahrheit von dem, was man hört. Sie war in uns, ohne daß man es wußte und man fühlt sich gedrungen den zu lieben, der sie uns fühlbar macht; denn er giebt uns nicht eine Probe von seinem Gut, sondern von dem unsern und diese Wohlthat macht ihn uns liebenswürdig; wozu noch kommt, daß diese Gemeinschaft der Einsicht, die wir mit ihm haben, unser Herz geneigt macht ihn zu lieben.

27.

In der Beredsamkeit muß Angenehmes und Wahres sein; aber dieses Angenehme muß wahr sein.

28.

Wenn man die natürliche Sprache findet, wird man ganz überrascht und hingerissen, denn man erwartete einen Autor zu sehn und findet einen Menschen. Dagegen die, welche guten Geschmack haben und welche, wenn sie ein

Buch sehen, einen Menschen zu finden meinen, die sind ganz betroffen einen Autor zu finden; plus poetice quam humane locutus est (er hat mehr dichterisch als menschlich geredet).

Die ehren recht die Natur, welche sie lehren, daß sie von allem sprechen könne, selbst von der Theologie.

29.

Was man zuletzt findet, wenn man ein Werk abfaßt, ist die Einsicht, was man zuerst stellen muß.

30.

Im Gespräch muß man den Geist nicht von einer Sache auf die andre wenden, es sei denn ihm zur Erholung; aber zur gelegenen Zeit und sonst nicht, denn wer außer der gelegenen Zeit Erholung geben will, der ermüdet. Man wird abgeschreckt und läßt alles liegen. So schwer ist es, vom Menschen etwas zu erlangen anders als durchs Vergnügen; das ist die Münze, für die wir alles geben, was man will.

31.

Welch ein leeres Ding ist doch ein Gemälde, das Bewunderung erregt wegen Aehnlichkeit der Dinge, deren Originale man nicht bewundert.

32.

Ein gleicher Sinn ändert sich nach den Worten, die ihn ausdrücken. Der Sinn erhält von den Worten seine Bedeutung statt sie ihnen zu geben.

33.

Wer gewohnt ist nach dem Gefühl zu urtheilen begreift nichts von den Gegenständen des Denkens, denn er will sogleich mit einem Blick eindringen und ist nicht gewöhnt erst die Principien zu suchen. Die andern hingegen, die gewohnt sind nach Grundsätzen zu denken, begreifen nichts von den Sachen des Gefühls, indem sie darin Principien suchen und nicht im Stande sind mit einem Blick zu sehen.

34.

Die wahre Beredsamkeit spottet über die Beredsamkeit, die wahre Moral spottet über die Moral, d. h. die Moral der Vernunft spottet über die Moral des Verstandes, die ohne Regel ist.

35.

Alle die falschen Schönheiten, die wir an Cicero tadeln, haben Bewunderer in großer Zahl.

36.

Ueber die Philosophie spotten, das ist wahrhaft philosophiren.

37.

Es giebt viele Leute, die hören die Predigt eben so wie sie die Vesper *) hören.

38.

Die Flüsse sind Wege, die gehen und die tragen wohin man gehen will.

39.

Zwei ähnliche Gesichter, von denen keins für sich besonders zum Lachen reizt, die erregen neben einander durch ihre Aehnlichkeit Gelächter.

40.

Die Astrologen, die Alchymisten u. s. w. haben einige Principien, aber sie mißbrauchen sie. Der Mißbrauch der Wahrheiten muß aber eben so sehr gestraft werden als die Einführung der Lüge.

41.

Das kann ich Descartes nicht vergeben: er wäre gern in seiner ganzen Philosophie ohne Gott fortgekommen; aber er konnte sich nicht enthalten ihn einen Anstoß geben zu lassen um die Welt in Bewegung zu setzen, nachher hat er nichts mehr mit Gott zu thun.

*) Den katholischen Vespergesang.

Elfter Abschnitt.

Ueber Epiktet und Montaigne. *)

1.

Epiktet ist einer von den Philosophen der Welt, der am Besten die Pflichten der Menschen erkannt hat. Er will vor allen Dingen: er soll Gott als seinen Hauptgegenstand betrachten, soll überzeugt sein, daß er alles mit Gerechtigkeit regiere, soll sich ihm freudig unterwerfen und soll freiwillig in allem ihm folgen als dem, der alles nur mit sehr großer Weisheit thut, und so soll diese Stimmung alle Klagen und alles Murren anhalten und seinen Geist vorbereiten die traurigsten Ereignisse ruhig zu ertragen. Er spricht: „Sage nie: Ich habe das verloren, sage vielmehr: Ich habe es zurück gegeben, **) mein Sohn ist gestorben, ich habe ihn

*) Epiktet, ein Stoiker aus Hierapolis in Phrygien, geboren um 50 n. Chr., war zu Rom Sklave und nachher Freigelassener und starb zur Zeit Hadrians. Sein Schüler Arrian sammelte seine Schriften, das Handbuch (enchiridion) und vier Bücher philosophischer Gespräche. — Michael von Montaigne, geboren 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Périgord, lebte ein ansehnliches Amt verwaltend und hernach ohne Amt in bedeutenden Verhältnissen zu Bordeaux, machte große Reisen und starb 1592. Er schrieb unter dem Titel „Versuche" (essais) eine Art von Memoiren, worin er sich selbst schildert, seine Geschichte erzählt und seine Gedanken über alle Gegenstände der Philosophie, Religion und über die verschiedensten Lebensbeziehungen mittheilt. Gelehrt, geistreich, genial, voll Kraft und Leben, ernst und doch frivol, ist er der erste Begründer der neuen französischen Prosa und Pascal, der als der zweite Begründer angesehen wird, verdankt ihm viel, so sehr er ihn auch bekämpft. Er schildert sich selbst bezeichnend genug mit den Worten: „Ich bin bald weise, bald ausgelassen, bald wahr, bald unwahr, keusch, unzüchtig, ferner verschwenderisch, freigebig und geizig und das alles, so wie ich mich umdrehe." Die Essais, zuerst edirt 1580, sind deutsch erschienen von Bode. Berl. 1793. Außer diesem hat M. noch eine Uebersetzung der natürlichen Theologie Raimunds von Sabunde aus dem Spanischen geliefert, von welcher weiter unten die Rede ist.

**) Ein merkwürdiges Zusammentreffen mit Hiob 1. 21. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei ge-

zurück gegeben; meine Frau ist gestorben, ich habe sie zurück gegeben. So sprich auch von den Gütern und von allem Uebrigen. Aber, sagst du, der, welcher es mir nimmt, ist ein böser Mensch. Warum kümmerst du dich darum, durch wen der, welcher es dir geliehen hat, es zurück fordern läßt? So lange er dir den Gebrauch davon gewährt, so habe darauf Acht als auf ein Gut, das einem andern zugehört, wie ein Reisender in einer Herberge thut."

„Du darfst nicht, sagte er weiter, begehren, daß die Dinge gehen, wie du es willst, sondern du mußt wollen, daß sie geschehen wie sie geschahen. Bedenke, setzt er hinzu, daß du hier einem Schauspieler gleichst und deine Rolle im Stück spielst, wie es dem Herrn gefällt sie dir zu geben. Giebt er dir eine kurze, so spiele sie kurz, giebt er dir eine lange, so spiele sie lang; sei auf der Bühne, so lange es ihm gefällt, erscheine darauf reich oder arm, nachdem er es angeordnet. Dein Geschäft ist es die Rolle gut zu spielen, die dir gegeben ist; sie zu wählen ist das Geschäft eines andern. Halte dir alle Tage vor Augen den Tod und die Uebel, welche die unerträglichsten scheinen und du wirst nie etwas Niedriges denken und nichts unmäßig wünschen."

Er zeigt auf tausenderlei Art was der Mensch thun soll. Er will, er soll demüthig sein, soll seine guten Entschlüsse, besonders am Anfange, verborgen halten und sie im Geheimen ausführen; denn nichts zerstört sie mehr als wenn man sie ans Licht bringt. Er wird nicht müde zu wiederholen, daß alles Forschen und Verlangen des Menschen darauf gehen soll den Willen Gottes zu erkennen und ihm zu folgen.

So vorzüglich waren die Einsichten dieses großen Geistes, der so gut die Pflichten der Menschen gekannt hat.

lobt!" nur tönt in Epiktets Spruche das Ich vor, als welches die Kraft haben soll zurück zu geben, wogegen in Hiobs Wort allein dem Herrn, der zurück nimmt, Macht und Ehre gegeben wird.

Glücklich wäre er gewesen, hätte er nur seine Schwachheit gekannt. Aber nachdem er so wohl verstanden hat, was man thun soll, verliert er sich in dem Dünkel von dem, was man kann. „Gott, sagt er, hat jedem Menschen die Mittel gegeben alle seine Pflichten zu erfüllen, diese Mittel sind immer in seiner Macht. Die Glückseligkeit muß man nur in den Dingen suchen, die immer in unsrer Gewalt sind, weil Gott sie uns zu dem Ende gegeben hat. Man muß sehen was in uns frei ist. Die Güter, das Leben, die Achtung sind nicht in unsrer Macht und führen nicht zu Gott, aber der Geist kann nicht gezwungen werden das zu glauben, wovon er weiß, daß es falsch ist, noch der Willen das zu lieben, wovon er weiß, daß es ihn unglücklich macht. Diese beiden Kräfte sind also völlig frei und durch sie allein können wir uns vollkommen machen, Gott vollkommen erkennen, ihn lieben, ihm gehorchen und gefallen, alle Laster überwinden, alle Tugenden erwerben und so uns heilig machen und in Gemeinschaft mit Gott treten." Diese stolzen Grundsätze führen Epiktet zu andern Irrthümern als z. B., daß die Seele ein Theil der göttlichen Substanz ist, daß der Schmerz und der Tod keine Uebel sind, daß man sich tödten darf, wenn man so verfolgt wird, daß man glauben kann Gott rufe uns u. s. w.

2.

Montaigne, in einem christlichen Staat geboren, bekennt sich zur katholischen Religion und darin ist nichts Besonderes; aber weil er darauf ausging eine Moral zu suchen, die auf die Vernunft gegründet wäre ohne das Licht des Glaubens, so faßt er seine Grundsätze nach dieser Voraussetzung und betrachtet den Menschen als verlassen, abgesehen von aller Offenbarung. Er stellt daher alle Dinge so allgemein in Zweifel, daß der Mensch zuletzt selbst zweifelt, ob er zweifelt und seine Ungewißheit sich um sich selbst dreht in

einem beständigen Zirkel, ohne Rast, und auf gleiche Weise tritt er denen entgegen, die sagen, daß alles ungewiß sei, wie denen, die alles für gewiß halten, weil er nichts behaupten will. In diesem Zweifel, der an sich selbst zweifelt, und in diesem Nichtwissen, das von sich nichts weiß, darin besteht das Wesentliche seiner Meinung. Er kann sie mit keinem positiven Wort ausdrücken, denn wenn er sagt, daß er zweifelt, wird er sich untreu, da er doch wenigstens sein Zweifeln behauptet. Das ist nun förmlich gegen seine Absicht und so ist er genöthigt sich durch Fragen zu erklären, und da er nicht sagen will: „Ich weiß nicht," sagt er: „Was weiß ich?" das hat er sich zum Wahlspruch genommen und hat ihn in die Schaalen einer Wage eingegraben, welche die Gegensätze wiegend, sich immer in vollkommenem Gleichgewicht befindet. Mit einem Wort, er ist reiner Pyrrhonist. *) Alle seine Abhandlungen, alle seine „Versuche" drehen sich um diesen Grundsatz und das ist das einzige, was er recht fest stellen will. Gefühllos zerstört er alles, was unter den Menschen als das Gewisseste gilt, nicht um das Gegentheil auf zu stellen mit einer Gewißheit (welche allein er haßt), sondern nur um zu machen, daß wenn die Wahrscheinlichkeit auf beiden Seiten gleich ist, man nicht wisse, worauf man seinen Glauben setzen soll.

In diesem Geist spottet er über alle Behauptung. Er bekämpft z. B. diejenigen, welche durch die Menge und vermeintliche Gerechtigkeit der Gesetze gemeint haben ein großes Mittel gegen die Prozesse ein zu führen, als wenn man die Wurzel der Zweifel, woraus die Prozesse hervorsprossen, abschneiden könnte, als wenn es Dämme gäbe, welche den Strom der Ungewißheit auf zu halten und die Vermuthungen zu bezwingen im Stande wären. Er sagt bei dieser Gelegenheit, es würde eben so viel nützen seine Sache dem

*) S. Th. 2. A. 1. §. 1. in einer Anm.

ersten Vorübergehenden zu unterwerfen als den Richtern, die mit dieser Menge von Verfügungen gerüstet sind. Er hat nicht den Ehrgeiz die Ordnung des Staats ändern zu wollen, er maßt sich nicht an, daß seine Ansicht besser sei, er hält keine für gut. Er will bloß die Nichtigkeit der am Meisten angenommenen Meinungen beweisen, indem er zeigt, daß die Verwerfung aller Gesetze eher die Zahl der Händel vermindern würde als diese Menge von Gesetzen, die nur dazu dienen sie zu vermehren, weil die Schwierigkeiten wachsen, je mehr man sie wägt und die Dunkelheiten sich durch die Commentare vermehren, und daß das sicherste Mittel eine Rede zu verstehen das sei, sie nicht zu untersuchen, sondern sie zu nehmen, wie sie auf den ersten Anblick erscheint; denn sobald man sie beobachtet, verliert sich alle ihre Klarheit.

Nach diesem Grundsatz urtheilt er auf gut Glück über alle Handlungen der Menschen und über einzelne Stücke der Geschichte, bald in der einen, bald in der andern Weise, indem er seiner ersten Ansicht frei folgt, ohne seine Gedanken in die Gesetze der Vernunft zu zwängen, die, nach ihm, nur falsche Regeln hat. Er ist froh an seinem eignen Beispiel die Widersprüche eines und desselben Geistes in diesem ganz freien ungebundenen Wesen zu zeigen und so ist es ihm gleich sich beim Streiten zu ereifern oder nicht, denn er hat immer durch das eine wie durch das andre Beispiel ein Mittel die Schwäche der Meinungen zu zeigen und ist bei diesem allgemeinen Zweifel so sehr im Vortheil, daß er sich darin durch seinen Sieg wie durch seine Niederlage gleich fest macht.

Von diesem Standpunkt aus, so schwebend und schwankend er ist, bekämpft er mit unbesiegbarer Festigkeit die Ketzer seiner Zeit, weil sie behaupteten allein den wahren Sinn der Schrift zu kennen und von da aus donnert er

gegen die gräßliche Frechheit derer, die zu behaupten wagen, daß kein Gott ist. Er nimmt sie besonders in der Apologie Raimunds von Sabunde vor. Er findet sie freiwillig aller Offenbarung beraubt, ihrem natürlichen Licht überlassen, allen Glauben bei Seite setzend und so fragt er sie, aus welcher Macht sie es unternehmen über dieses höchste Wesen zu urtheilen, das nach seiner eignen Definition unendlich ist, sie, die nicht eine einzige von den geringsten Dingen der Natur wahrhaft kennen! Er fragt sie, auf welche Grundsätze sie sich stützen und drängt sie ihm die zu zeigen. Er untersucht alle, die sie vorbringen können, und dringt mit dem Talent, worin er ausgezeichnet ist, so weit vor, daß er die Nichtigkeit aller der Grundsätze zeigt, die für die klarsten und festesten gelten. Er fragt: ob die Seele etwas erkennt, ob sie sich selbst erkennt, ob sie Substanz oder Accidens ist, Leib oder Geist, was jedes von diesen Dingen ist, und ob es nichts giebt, was nicht zu einer von diesen Classen gehört, ob sie ihren eignen Leib kennt, ob sie weiß was Materie ist, wie sie denken kann, wenn sie Materie ist und wie sie wieder mit einem besondern Leibe verbunden sein und dessen Empfindungen mitfühlen kann, wenn sie geistiger Natur ist. Wann hat sie angefangen zu sein? mit oder vor dem Leibe? endet sie mit ihm oder nicht? irrt sie sich nie? weiß sie, wann sie sich irrt? Da das Wesen des Irrthums darin besteht ihn zu verkennen.

Er fragt weiter: ob die Thiere überlegen, denken, sprechen, wer entscheiden könne, was die Zeit, der Raum, die Ausdehnung, die Bewegung, die Einheit ist, alles Dinge, die uns umgeben und ganz unerklärlich sind, was Gesundheit, Krankheit, Tod, Leben, Gutes, Böses, Gerechtigkeit, Sünde ist, wovon wir alle Stunden reden, ob wir in uns Principien des Wahren haben und ob die, welche wir glauben und die man Axiome nennt, oder Begriffe, die allen

Menschen gemein sind, mit der wesentlichen Wahrheit übereinstimmen. Da wir allein durch den Glauben wissen, daß ein vollkommen gutes Wesen sie uns als wahrhafte gegeben hat, indem er uns schuf, um die Wahrheit zu erkennen, wer kann ohne dieses Licht des Glaubens wissen, ob unsre Begriffe, aufs Gerathewohl gebildet, nicht unsicher sind, oder ob sie, von einem falschen und bösen Wesen gebildet, uns von demselben nicht falsch gegeben worden sind um uns zu verführen? Er zeigt damit, daß Gott und das Wahre unzertrennlich sind und daß, wenn das eine ist oder nicht ist, wenn es gewiß oder ungewiß ist, das andre nothwendig eben so sein muß. Wer weiß, ob der gemeine Menschenverstand, den wir gewöhnlich zum Richter über das Wahre nehmen, zu diesem Amte bestimmt worden ist von dem, der ihn geschaffen hat? Wer weiß was Wahrheit ist und wie kann man sich versichern sie zu haben, wenn man sie nicht kennt? Wer weiß selbst was ein Wesen ist, weil es unmöglich definirt werden kann, *) weil es nichts Allgemeineres giebt und man sich, um es zu erklären des Wesens selbst bedienen mußte, wenn man sagt: es ist dies oder jenes Ding? Da wir denn nicht wissen, was Seele, Leib, Zeit, Raum, Bewegung, Wahrheit, Gut und selbst nicht was Wesen ist, und eben so wenig den Begriff, den wir uns davon machen, erklären können, wie werden wir uns versichern, daß er derselbe ist in allen Menschen? Wir haben dafür kein andres Anzeichen als die Gleichmäßigkeit der Folgerungen, die nicht immer ein Zeichen von der Gleichmäßigkeit der Principien ist; denn diese können sehr verschieden sein und doch zu denselben Schlüssen führen, wie ja jedermann weiß, daß oft das Wahre sich aus dem Falschen schließen läßt.

Endlich untersucht Montaigne bis auf den Grund die Wissenschaften, die Mathematik, deren Unsicherheit er zu

*) Th. 1. A. 2. S. 102.

zeigen sucht an den Axiomen und den Ausdrücken, die sie gar nicht definirt, als Ausdehnung, Bewegung u. s. w. die Physik und Medicin, die er auf unzählige Art herabsetzt, die Geschichte, die Politik, die Moral, die Jurisprudenz u. s. w. So könnten wir, nach ihm, ohne die Offenbarung glauben, daß das Leben ein Traum ist, aus welchem wir erst im Tode erwachen und so lange es dauert, haben wir eben so wenig die Principien des Wahren als während des natürlichen Schlafs.

In dieser Art schilt er die vom Glauben entblößte Vernunft so stark und so schonungslos, daß er ihr zweifelhaft macht, ob sie vernünftig ist und ob die Thiere es sind oder nicht, ob sie es mehr oder weniger als der Mensch sind; er zwingt sie herab zu steigen von der Höhe, die sie sich beigemessen hat, und setzt sie aus Gnaden in Parallele mit den Thieren, ohne ihr zu gestatten diese Ordnung zu verlassen, bis sie durch ihren Schöpfer selbst unterrichtet sei von ihrem Rang, den sie nicht kennt. Er droht ihr gar, wenn sie muckt, sie zu aller unterst zu stellen, was ihm eben so leicht scheint als das Gegentheil, und giebt ihr Macht zu handeln, doch nur mit aufrichtiger Demuth ihre Schwäche zu erkennen statt sich mit thörichter Eitelkeit zu erheben.

Man kann nicht ohne Freude sehen, wie bei diesem Schriftsteller die übermüthige Vernunft so unwiderstehlich mit ihren eignen Waffen zerschmettert wird und wie eine so blurige Empörung des Menschen gegen den Menschen sich erhebt, welche ihn aus der Gemeinschaft mit Gott, zu der er sich durch die Lehren seiner schwachen Vernunft empor schwang, herab stürzt in den Stand der Thiere und den Diener eines so großen Rächeramtes würde man von ganzem Herzen lieben, wenn er, durch den Glauben ein demüthiger Jünger der Kirche, die Gesetze der Moral befolgt und die Menschen, die er so heilsam gedemüthigt, getrieben hätte

nicht mit neuen Frevelthaten den zu erzürnen, der allein sie aus den Sünden ziehen kann, welche sie, wie er ihnen bewiesen hat, nicht ein Mal zu erkennen im Stande sind. Aber er thut im Gegentheil als ein Heide; wir wollen seine Moral betrachten.

Aus dem Grundgesetz, daß außer dem Glauben alles in Ungewißheit ist und in Betracht der langen Zeit, da man das Wahre und das Gute sucht ohne irgend einen Erfolg zur Beruhigung schließt er, man soll das andern überlassen sich darum zu kümmern, man soll in Ruhe bleiben und leicht über diese Dinge hingehen um nicht ein zu brechen, wenn man fest auftritt, soll das Wahre und das Gute nehmen wie es zuerst erscheint, ohne es zu pressen, weil diese Dinge so wenig fest sind, daß sie, wenn man die Hand nur ein wenig zudrückt, zwischen den Fingern fortgehn und sie leer lassen. Er folgt also der Aussage der Sinne und den gemeinen Vorstellungen, weil er sich Gewalt anthun müßte sie zu verleugnen und er nicht weiß, ob er dabei gewinnen würde, da er nicht weiß, wo das Wahre ist. Er flieht auch den Schmerz und Tod, weil sein Instinct ihn dazu treibt und er aus demselben Grunde dem nicht widerstehen will. Aber er traut auch nicht zu sehr diesen Bewegungen der Furcht und möchte nicht so dreist sein aus ihnen zu schließen, daß dies wahrhafte Uebel seien, weil man ja auch Bewegungen der Freude fühlt, die man als schlecht anklagt, obgleich die Natur, sagt er, das Gegentheil spricht. „So habe ich denn, fährt er fort, nichts Abweichendes in meiner Lebensweise, ich handle wie die andern, und alles, was sie thun in der thörichten Meinung, daß sie dem wahren Glück folgen, das thue ich aus einem andern Grundsatz, nämlich weil die Wahrscheinlichkeiten von der einen wie von der andern Seite gleich sind und das Beispiel und die Bequemlichkeit die Gegengewichte sind, die mich mitziehen. *)

*) Er will etwas Besseres sein als der große Haufe und ist doch nichts

Er befolgt die Sitten seines Landes, weil die Gewohnheit ihn mitreißt; er besteigt sein Pferd, weil das Pferd es leidet, aber ohne zu glauben, daß es mit Recht sei, im Gegentheil er weiß nicht, ob dieses Thier nicht das Recht hat sich seiner zu bedienen. Er thut sich sogar einige Gewalt an um gewisse Laster zu vermeiden; er bewahrt die eheliche Treue wegen der Noth, welche den Ausschweifungen folgt. Die Regel seiner Handlungen ist in allem die Bequemlichkeit und die Ruhe. Weit weg also wirft er jene stoische Tugend, welche man mit einer strengen Miene malt, mit einem grimmigen Blick, mit sträubenden Haaren, mit gerunzelter Stirn und im Schweiß, in einer mühseligen und gespreizten Stellung, fern von den Menschen, in düsterm Schweigen und allein auf der Spitze eines Felsens, ein Phantom, sagt Montaigne, das gut ist die Kinder zu erschrecken und nichts thut als mit einer unausgesetzten Arbeit eine Ruhe suchen, zu der sie nie gelangt, wogegen seine Tugend naiv, vertraulich, munter, aufgeräumt und so zu sagen kurzweilig ist. Sie verfolgt was sie reizt und scherzt nachlässig mit den guten und schlechten Begegnissen, weich gelagert im Schooß der ruhigen Muße, von wo sie den Menschen, die das Glück mit so viel Mühe suchen, zeigt, daß es nur da ist, wo sie ruht und daß das Nichtwissen und das Nichtwissenwollen zwei weiche Kissen sind für einen schönen Kopf, wie er selbst sagt.

3.

Wenn man Montaigne liest und ihn mit Epiktet vergleicht, kann man sich nicht verhehlen, daß sie gewiß die bei-

anderes; die Jämmerlichkeit des irdischen Treibens erkennen und dennoch mitziehen mit der Masse, das ist eine um so größere Jämmerlichkeit. Wie traurig erscheint die „Blasirtheit“ und die Weltlust in den Schriften des Verstorbenen, in der Cavalierperspektive von de Lelly u. a. m. Alle klagen und haben doch ihre Lust an dem, worüber sie klagen. Vgl. Th. I. A. 7. §. 1. in einer Anm.

den größten Vertheidiger der beiden berühmteſten Parteien der ungläubigen Welt ſind, und daß dieſe Parteien unter denen, welche die Menſchen ohne das Licht der Religion bilden, die einzigen ſind, die in gewiſſer Art Zuſammenhang und Conſequenz haben. In der That, was kann man ohne die Offenbarung anders thun als dem einen oder dem andern dieſer beiden Syſteme folgen? Das erſte lautet ſo: es giebt einen Gott, alſo er iſt der Schöpfer des Menſchen, er hat ihn geſchaffen für ſich ſelbſt, er hat ihn geſchaffen, wie er ſein mußte um gerecht zu ſein und glücklich zu werden, alſo kann der Menſch die Wahrheit erkennen und er iſt nahe daran ſich durch die Weisheit bis zu Gott zu erheben, der ſein höchſtes Gut iſt. Das zweite Syſtem lautet ſo: Der Menſch kann ſich nicht bis zu Gott erheben, ſeine Neigungen widerſprechen dem Geſetz, er fühlt ſich gedrungen ſein Glück in den ſichtlichen Gütern zu ſuchen und ſelbſt in der größten Schande, die es giebt; alles erſcheint alſo ungewiß und ungewiß iſt auch das wahre Glück, was uns darauf zurück zu führen ſcheint, daß wir weder eine feſte Regel für die Sitten, noch eine Gewißheit in den Wiſſenſchaften haben.

Es macht ein großes Vergnügen in dieſen verſchiednen Raiſonnements zu bemerken, worin die einen und die andern etwas von der Wahrheit, die ſie zu erkennen verſuchten, gewahr geworden ſind. Denn wenn es angenehm iſt in der Natur das Verlangen zu beobachten, welches ſie hat Gott ab zu bilden in allen ſeinen Werken, *) die einige Züge von ihm zeigen, weil ſie Bilder von ihm ſind, wie vielmehr iſt es recht in den Erzeugniſſen der Geiſter die Anſtrengungen zu betrachten, die ſie machen um zur Wahrheit zu gelangen und Acht zu geben, worin ſie dahin kommen und worin ſie ſich verirren? Das iſt der Hauptnutzen, den man von ſeinem Leſen ziehen ſoll.

*) Röm. 1. 20.

Die Quelle der Irrthümer Epiktets und der Stoiker einerseits und Montaigne's und der Epikuräer andrerseits scheint das zu sein, daß sie nicht gewußt haben, daß der Zustand des Menschen gegenwärtig verschieden ist von dem Zustande bei seiner Schöpfung. *) Die einen bemerkten einige Spuren seiner ersten Größe und wußten nichts von seinem Verderben und behandelten so die Natur als gesund und als bedürfe sie keines Wiederherstellers; und das führt sie auf den Gipfel des Stolzes. Die andern erfahren sein gegenwärtiges Elend und wissen nichts von seiner ersten Würde und behandeln so die Natur als nothwendig schwach und unverbesserlich und das stürzt sie in die Verzweiflung nie ein wahres Glück zu erlangen und von da in eine tiefe Niedrigkeit. Diese beiden Zustände mußte man zusammen erkennen um die Wahrheit zu finden und nur getrennt erkannt, führen sie nothwendig zu einem von diesen beiden Fehlern, zum Stolz oder zur Trägheit, worin unfehlbar alle Menschen vor der Gnade versunken sind, **) weil sie ihre Laster, wenn nicht aus Schlaffheit, nur aus Eitelkeit verlassen und immer Sklaven der Geister der Bosheit sind, denen man, wie der heilige Augustin anmerkt, in sehr vielen Weisen opfert.

Durch diese unvollständige Einsicht geschieht es also, daß die einen, die das Unvermögen und nicht die Pflicht kennen, in Gemeinheit herabsinken, und die andern, die nur die Pflicht kennen und nicht das Unvermögen, sich in ihrem Stolz erheben. Vielleicht möchte man meinen, daß man eine vollkommme Moral bilden könnte, wenn man sie verbände, aber aus ihrer Verknüpfung würde statt jenes Friedens nur ein Krieg und eine allgemeine Zerstörung erfolgen, denn, da die einen die Gewißheit, die andern den Zweifel,

*) Th. 1. A. 4. §. 37.

**) Th. 2. A. 4. §. 12. in einer Anm.

die einen die Größe des Menschen, die andern seine Schwäche aufstellen, so können sie sich nicht vereinigen und sich vertragen, sie können weder allein bestehn wegen ihrer Mängel noch sich vereinigen wegen des Gegensatzes ihrer Meinungen.

4.

Aber sie müssen sich zerscheitern und sich vernichten um Raum zu geben der Wahrheit der Offenbarung. Sie ists, welche die förmlichsten Widersprüche in Uebereinstimmung bringt mit einer rein göttlichen Kunst. Indem sie alles vereint, was es Wahres giebt, und alles vertreibt, was falsch ist, lehrt sie mit einer wahrhaft himmlischen Weisheit den Punkt, wo die entgegen gesetzten Principien, die in den rein menschlichen Systemen unvereinbar erscheinen, zusammenstimmen. Der Grund davon ist dieser: die Weisen der Welt haben die Widersprüche in ein und dasselbe Subject gesetzt, der eine schrieb der Natur die Stärke, der andre eben der Natur die Schwäche zu, was nicht zusammen bestehen kann; dagegen der Glauben lehrt uns sie in verschiedne Subjecte zu verlegen, alle Schwäche gehört der Natur, alle Kraft dem Beistande Gottes. Das ist die Vereinigung, erstaunenswerth und neu, die ein Gott allein lehren konnte, die er allein schaffen konnte und die nur ein Bild und eine Wirkung von der unaussprechlichen Vereinigung zweier Naturen in der einen Person eines Gottmenschen ist.

Auf diesem Wege führt die Philosophie unmerklich zur Theologie und es ist schwer sie nicht zu betreten, welche Wahrheit man auch behandele, denn sie ist der Mittelpunkt aller Wahrheiten und das tritt hier vollkommen hervor, weil sie so sichtbar das enthält, was in jenen entgegengesetzten Meinungen Wahres ist. Auch sieht man nicht, wie einer von ihnen eigentlich sich weigern kann ihr zu folgen. Sind sie voll von der Größe des Menschen, welche Vorstellungen

haben sie sich davon gemacht, die nicht wichen den Verheißungen des Evangeliums, welche nichts anders sind, als der würdige Preis für den Tod eines Gottes? Und haben sie ihr Gefallen daran die Gebrechlichkeit der Natur zu beschauen, so kommt ihr Begriff gar nicht gleich dem Begriff der wahren Schwäche der Sünde, für welche derselbe Tod das Heilmittel gewesen ist. Beide Parteien finden hier mehr als sie verlangten und finden, was zu bewundern ist, eine bleibende Vereinigung, sie, die sich nicht verbinden konnten auf einer unendlich niedrigen Stufe!

5.

Die Christen brauchen im Allgemeinen wenig diese philosophischen Schriften zu lesen. Indessen Epiktet hat eine bewundernswürdige Kunst die Ruhe derer, die in den Außenwendigen die Ruhe suchen, zu stören und sie zu zwingen, daß sie erkennen, wie sie wahre Sklaven und erbärmliche Blinde sind und wie es unmöglich ist den Irrthum und den Schmerz, die sie fliehen, zu vermeiden, wenn sie sich nicht ohne Rückhalt Gott ganz allein hingeben. Montaigne *) ist unvergleichlich um den Stolz derer, die, ohne den Glauben, sich einer wahrhaften Gerechtigkeit rühmen, zu Schanden zu machen, um diejenigen, welche ihre Meinung festhalten und unabhängig von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes in den Wissenschaften unerschütterliche Wahrheiten finden wollen, aus ihrem Irrthum zu reißen und um die Vernunft von der Geringfügigkeit ihres Lichts und von ihren Verirrungen so gut zu überzeugen, daß nicht leicht

*) So kann auch jeder Widersacher des positiven Christenthums heilsam wirken. Er zeigt die Unhaltbarkeit und das Gefährliche der verkehrten Richtungen nachsichtslos und reinigt damit den Boden, wenn auch das, was er selbst da aufbauen will, nichts taugt. So hat Strauß viel falsche Theologie vollends vernichtet; er gehört mit in die Entwickelungsreihe und dient wider Willen dem Glauben, wenn er auch selbst fiel in der Versuchung die Geheimnisse zu verwerfen, worin er Widersprüche findet.

darnach die Versuchung entsteht, die Geheimnisse wegen der Widersprüche, die man darin zu finden glaubt, zu verwerfen, denn der Geist ist dadurch so gedemüthigt, daß er weit entfernt ist darüber zu urtheilen, ob die Geheimnisse möglich sind, was der große Haufen nur zu oft thut.

Aber Epiktet, indem er die Trägheit bekämpft, führt zum Stolz und könnte schädlich werden für die, welche nicht von der Verderbtheit aller Gerechtigkeit, die nicht aus dem Glauben kommt, überzeugt sind. *) Montaigne aber ist unbedingt verderblich für diejenigen, die einigen Hang zur Gottlosigkeit und zu den Lastern haben.

Daher muß das Lesen dieser Schriften mit sehr viel Sorgfalt, Unterscheidung und Rücksicht auf den Zustand und die Sitten derer, die es unternehmen, geregelt werden. Aber wenn man sie verbindet, können sie, scheint es, nur einen guten Erfolg haben, weil die eine das Böse der andern aufhebt. Freilich können sie nicht die Tugend geben, aber sie beunruhigen in den Lastern, denn der Mensch findet, daß die Gegensätze, von denen der eine den Stolz, der andre die Trägheit vertreibt, ihn bekämpfen, und kann in keinem von diesen Lastern durch seine Vernünfteleien sich beruhigen und doch auch nicht alle fliehen.

Zwölfter Abschnitt.

Ueber den Stand der Grossen. **)

1.

Um zur wahren Kenntniß von Ihrem Stande zu gelangen, betrachten Sie ihn in folgendem Bilde.

*) „Was nicht aus dem Glauben gehet das ist Sünde." (Röm. 14. 23; 3. 25.) „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." (Hebr. 11. 6.)

**) Diese Worte sind gerichtet an den Herzog von Roannez (s. Leben

Ein Mensch wurde durch den Sturm auf eine unbekannte Insel geworfen, deren Einwohner in Noth waren ihren König zu finden, der sich verloren hatte, und da dieser Mensch zufällig viel Aehnlichkeit an Gestalt und Gesicht mit jenem König besaß, so wurde er für diesen gehalten und von dem ganzen Volke als König anerkannt. Anfangs wußte er nicht, was er thun sollte, aber zuletzt beschloß er sich seinem guten Glück zu überlassen. Er nahm also alle die Ehren an, die man ihm bezeugen wollte und ließ sich als König behandeln.

Aber da er doch seinen natürlichen Stand nicht vergessen konnte, dachte er zu gleicher Zeit, wenn er diese Ehrenbezeugungen empfing, daß er nicht der König wäre, welchen das Volk suchte und daß dieses Reich ihm nicht zugehörte. So hatte er denn einen doppelten Gedanken, nach dem einen handelte er als König, nach dem andern erkannte er seinen wahren Zustand und sah ein, daß nur der Zufall ihn an die Stelle, wo er war, geführet hatte. Er verbarg diesen letzten Gedanken und offenbarte den ersten; nach dem ersten verfuhr er mit dem Volk und nach dem letzten mit sich selbst.

Meinen Sie nicht, daß das ein geringerer Zufall sei, wodurch Sie die Reichthümer, über die Sie gebieten, gefunden haben, als der Zufall, durch welchen jener Mensch den Thron fand. Sie haben daran kein Recht weder von sich selbst noch von Ihrer Natur, eben so wenig als jener und Sie sind nicht bloß Sohn eines Herzogs, sondern sind auch selbst in der Welt nur durch eine Menge von Zufällen. Ihre Geburt hängt ab von einer Verheirathung oder vielmehr von allen den Verheirathungen derer, von denen Sie abstammen. Aber wovon hängen diese Verheirathungen ab? Von einem

S. 40. Anm.). Die Verhältnisse haben sich freilich seitdem geändert. Der Adel hat nicht mehr das Vorrecht wie zu Pascals Zeit, aber es giebt eine bevorrechtete Classe der Geldreichen und der Geistreichen, die vieles von dem, was hier gesagt wird, beherzigen sollten.

gelegentlichen Besuch, von einem Gespräch im Freien, von tausend unvorhergesehenen Gelegenheiten.

Sie besitzen, sagen Sie, Ihre Reichthümer von Ihren Vorfahren. Aber gehörten dazu nicht tausend Zufälligkeiten, daß Ihre Vorfahren sie erworben und sie Ihnen erhalten haben? Tausend andre, eben so tüchtig wie Sie, konnten sie nicht erwerben oder haben sie wieder verloren, nachdem sie sie erworben. Denken Sie vielleicht auch, daß diese Güter auf einem natürlichen Wege von Ihren Vorfahren auf Sie übergegangen sind? Das ist nicht wahr.

Diese Ordnung beruht nur allein auf dem Willen der Gesetzgeber, *) die ihre guten Gründe gehabt haben können sie fest zu stellen, aber keiner von diesen Gründen ist gewißlich von einem natürlichen Recht hergenommen, welches Sie an diese Dinge haben möchten. Wenn es ihnen gefallen hätte zu verordnen, daß diese Güter, nachdem die Väter sie während ihres Lebens besessen, wieder nach ihrem Tode an den Staat zurück fallen sollten, so würden Sie keinen Grund haben sich darüber zu beklagen.

Auf diese Weise ist jeder Titel, durch welchen Sie Ihr Gut besitzen nicht auf die Natur, sondern auf eine menschliche Einrichtung gegründet. Eine andre Wendung in den Gedanken derer, welche die Gesetze abgefasst haben, hätte Sie arm gemacht und nur dieses Zusammentreffen des Zufalls, durch den Sie geboren wurden, mit der Laune der Gesetze, was sich für Sie so günstig gefunden hat, ist es, was Sie in den Besitz aller dieser Güter setzt.

Ich will nicht behaupten, daß sie Ihnen nicht gesetzmäßig zugehören und daß es einem andern frei stünde sie Ihnen zu nehmen, denn Gott, welcher der Herr über die Güter ist, hat den Gesellschaften erlaubt Gesetze über deren Vertheilung zu machen und wenn diese Gesetze ein Mal

*) Th. 1. A. 6. §. 18. S. 143.

festgestellt sind, ist es Unrecht sie zu übertreten. Das unterscheidet Sie ein wenig von jenem Mann, von welchem wir erst sprachen, welcher sein Königreich nur durch den Irrthum des Volks besitzen würde, denn Gott würde diesen Besitz nicht bestättigen und würde ihn verpflichten demselben zu entsagen, statt daß er den Ihrigen bestättiget. Aber was Sie ganz mit jenem gemein haben, ist, daß Ihr Recht daran, eben so wenig als das seinige gegründet ist auf irgend eine Eigenschaft und irgend ein Verdienst, das in Ihnen ist und Sie dessen würdig macht. Ihre Seele und Ihr Leib stehen an sich selbst gleich wenig im Verhältniß zum Stand eines Kahnschiffers oder eines Herzogs und es giebt kein natürliches Band, welches Sie mehr an den einen als an den andern Stand knüpfen sollte.

Was folgt daraus? Sie müssen wie jener Mann, von dem wir gesprochen, einen doppelten Gedanken haben und wenn Sie äußerlich mit den Menschen nach Ihrem Range umgehen, müssen Sie verborgner aber wahrer bei sich denken, daß Sie von Natur nichts vor ihnen voraus haben. Wenn der öffentliche Gedanke Sie über den großen Haufen erhebt, so erniedrige Sie der andre und halte Sie in einer vollkommnen Gleichheit mit den Menschen; denn das ist Ihr natürlicher Stand.

Das Volk, welches Sie bewundert, kennt vielleicht nicht dies Geheimniß. Es glaubt, daß der Adel eine wirkliche Größe ist und betrachtet beinahe die Großen, als wären sie andere Wesen als die andern Menschen. Klären Sie ihnen diesen Irrthum nicht auf, wenn Sie wollen; aber mißbrauchen Sie nicht diese Erhebung mit Uebermuth und vorzüglich verkennen Sie sich nicht selbst, daß Sie glauben sollten, Ihr Wesen wäre etwas Erhabeneres als das der andern Menschen.

Was würden Sie von jenem Manne sagen, der durch

den Irrthum des Volkes König geworden, wenn er nun so sehr seinen natürlichen Stand vergäße, daß er sich einbildete, das Königreich käme ihm zu, er verdiente es und es gehörte ihm von Rechtswegen? Sie würden seine Narrheit und Tollheit bewundern. Aber ist die geringer bei den Großen, die in einem so seltsamen Vergessen ihres natürlichen Standes dahin leben?

Wie wichtig ist diese Warnung! Denn alle die Heftigkeit, alle die Gewaltthätigkeit und alle der Stolz der Großen kommen nur davon her, daß sie nicht erkennen was sie sind. Wer sich innerlich allen Menschen gleich stellt und überzeugt ist nichts in sich zu haben, was jene kleinen Vorzüge verdient, die Gott ihm vor den andern Menschen gegeben hat, der wird nicht leicht sie mit Uebermuth behandeln. Dazu muß man sich selbst vergessen und muß glauben einen wirklichen Vorzug vor ihnen zu haben, und darin besteht eben diese Täuschung, die ich Ihnen zu enthüllen versuche.

2.

Es ist gut, daß Sie wissen was man Ihnen schuldig ist, damit Sie sich nicht anmaßen von den Menschen zu fordern was Ihnen nicht gebührt; denn das wäre eine offenbare Ungerechtigkeit und doch ist sie sehr häufig bei Leuten Ihres Standes, weil sie dessen Natur nicht kennen.

In der Welt sind zwei Arten von Größe, durch Menschen eingesetzte und natürliche Größe. Die eingesetzte Größe hängt vom Willen der Menschen ab, die, mit Grund, gemeint haben gewisse Stände achten und an sie gewisse Ehren knüpfen zu müssen. Die Würden und der Adel sind von dieser Gattung. In einem Lande ehrt man die Adeligen, im andern die Bürgerlichen, in jenem die Alten, in diesem die Jungen. Warum das? Weil es den Menschen

so gefallen hat. *) Die Sache war gleichgiltig vor der Einsetzung, nachdem diese erfolgt, wird es recht, weil es unrecht ist sie zu stören.

Die natürliche Größe ist die, welche unabhängig ist von der Laune der Menschen, weil sie in den wirklichen und wahrhaften Eigenschaften der Seele und des Leibes besteht, welche die eine oder den andern schätzenswerther machen, als z. B. die Wissenschaften, die Einsicht, der Geist, die Tugend, die Gesundheit, die Kraft.

Wir sind der einen Größe sowohl als der andern etwas schuldig, aber da sie verschiedne Natur haben, sind wir ihnen auch verschiedne Achtung schuldig. Der Größe der Einsetzung sind wir auch Ehren der Einsetzung schuldig, d. h. gewisse äußere Gebräuche, die indessen, wie wir gezeigt haben, von einer innerlichen Anerkenntniß der Gerechtigkeit dieser Ordnung begleitet sein müssen, die uns aber keine wirkliche Eigenschaft erkennbar machen in denen, welche wir in dieser Art ehren. Mit den Königen muß man knieend sprechen, in dem Zimmer der Fürsten muß man stehen. Es ist eine Thorheit und eine Gemeinheit des Geistes ihnen diese Pflichten zu verweigern.

Aber die natürlichen Ehren, die in der Achtung bestehen, die sind wir nur der natürlichen Größe schuldig und im Gegentheil Verachtung und Abscheu sind wir schuldig den Eigenschaften, welche jener natürlichen Größe entgegengesetzt sind.

Weil Sie Herzog sind, ist es nicht nothwendig, daß ich

*) Doch wohl etwas dialektisches Spiel! Wo ist ein Land, wo man die Jungen so ehrt? Wo hat sich der Unterschied der Stände durch Einsetzung der Menschen, denen es so gefallen hat, gebildet? Plato und Rousseau mochten den Staat nach Ideen construiren, in der Wirklichkeit hat er sich immer gebildet als eine göttliche Ordnung, so viel auch immer Menschenwerk dabei war. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. (Röm. 13. 1.)

Sie achte, aber es ist nöthig, daß ich Sie grüße. Sind Sie ein Herzog und ein ehrenwerther Mann, so werde ich der einen und der andern dieser Eigenschaften geben, was ich ihr schuldig bin. Ich werde Ihnen nicht die Höflichkeiten verweigern, die Ihrem Stande als Herzog gebüren, noch die Achtung, welche dem ehrenwerthen Mann zukommt. Wären Sie aber Herzog ohne ein ehrenwerther Mann zu sein, so würde ich Ihnen auch Ihr Recht thun, ich würde Ihnen die äußern Gebräuche, welche die Ordnung der Menschen an Ihren Stand geknüpft hat, gewähren und dabei nicht unterlassen gegen Sie die innere Verachtung zu hegen, welche die Niedrigkeit Ihres Geistes verdiente.

Hierin besteht die Gerechtigkeit jener Pflichten und die Ungerechtigkeit besteht darin, daß man die natürlichen Ehren an die eingesetzte Größe knüpft, oder die Ehren der Einsetzung für die natürliche Größe fordert. Herr N. ist ein größrer Mathematiker als ich. In dieser Eigenschaft will er vor mir den Vorrang haben, ich werde ihm sagen, daß er davon nichts versteht. Die Mathematik ist eine natürliche Größe, sie verlangt einen Vorzug der Achtung; aber einen äußern Vorzug haben die Menschen damit nicht verbunden. Ich werde also vor ihm den Rang einnehmen und werde ihn mehr achten als mich, in seiner Eigenschaft als Mathematiker. Eben so wenn Sie als Herzog und Pair nicht damit zufrieden wären, daß ich vor Ihnen unbedeckt bleibe, und wollten noch, daß ich Sie achtete, so würde ich Sie bitten mir die Eigenschaften zu zeigen, die meine Achtung verdienen. Thun Sie das, so haben Sie sie erworben und ich könnte sie Ihnen mit Recht nicht verweigern; thun Sie es aber nicht, so wären Sie ungerecht sie von mir zu begehren, und wahrhaftig Sie würden es auch nicht erlangen und wenn Sie der größte Fürst der Welt wären.

3.

Ich will Sie also Ihren wahren Stand erkennen lehren, denn das ists, was die Personen Ihrer Art von allem in der Welt am Wenigsten kennen. Was heißt das nach Ihrer Meinung ein großer Herr sein? Das heißt Herr sein über mehre Gegenstände der Begierde für die Menschen und sodann die Bedürfnisse und Wünsche vieler befriedigen können. Eben diese Bedürfnisse und Wünsche ziehen sie in Ihre Nähe und machen sie Ihnen unterwürfig; ohne das würden sie Sie nicht ein Mal ansehen; aber sie hoffen durch diese Dienste und diese Ehrerbietigkeit, die sie Ihnen erweisen, einen Theil von den Gütern zu erlangen, die sie begehren und über welche Sie, wie sie sehen, verfügen.

Gott ist umgeben von Menschen voll Liebe, welche von ihm die Güter der Liebe, die in seiner Macht sind, erflehen, so ist er ganz eigentlich der König der Liebe.

Sie sind eben so umringt von einer kleinen Anzahl von Menschen, über die Sie in ihrer Art König sind. Diese Leute sind voll Begierde, und bitten Sie um die Güter der Begierde. Es ist die Begierde, was dieselbe an Sie knüpft, Sie sind also eigentlich ein König der Begierde. Ihr Reich hat wenig Ausdehnung, aber in der Art des Königthums sind Sie den größten Königen der Erde gleich. Diese sind wie Sie Könige der Begierde. Die Begierde ist es, was ihre Stärke macht, d. h. der Besitz der Dinge, welche die Begehrlichkeit der Menschen wünscht.

Aber indem Sie Ihren natürlichen Stand erkennen, gebrauchen Sie die Mittel, die demselben eigen sind und wollen Sie nicht durch ein andres Mittel herschen als durch das, welches Sie zum König macht. Nicht Ihre Kraft und Ihre natürliche Gewalt macht Ihnen alle diese Menschen unterthan. Denken Sie also nicht sie mit Gewalt zu beherschen noch mit Härte zu behandeln. Befriedigen Sie

ihre gerechten Wünsche, schaffen Sie ihnen Erleichterung in ihren Nöthen, setzen Sie Ihr Vergnügen darin wohlthätig zu sein, fördern Sie sie, so viel Sie können und Sie werden als wahrer König der Begierde handeln.

Was ich Ihnen sage, geht nicht sehr weit und wenn Sie dabei stehn bleiben, so werden Sie sich gewiß zu Grunde richten; aber wenigstens werden Sie es als Ehrenmann thun. Es giebt Leute, die sich so thöricht ins Verderben stürzen durch Geiz, durch Rohheit, durch Ausschweifung, durch Gewaltthat; durch Heftigkeit, durch Lästerung. Der Weg, den ich Ihnen eröffne, ist ohne Zweifel ehrenwerther; aber es ist immer eine große Thorheit sich ins Verderben zu stürzen, und darum müssen Sie nicht hier stehen bleiben. Verachten müssen Sie die Begierde und deren Königreich und streben nach jenem Reich der Liebe, wo alle Unterthanen nur Liebe athmen und nichts begehren als die Güter der Liebe. Dahin werden andere als ich Ihnen den Weg weisen; mir genügt es Sie von jenen rohen Wegen abgebracht zu haben, auf welchem ich viele Personen von Stande sehe, die sich hinreißen lassen, weil sie deren wahre Natur nicht recht kennen.

Zweiter Theil.

Gedanken, welche sich unmittelbar auf die Religion beziehen.

Erster Abschnitt.

Auffallende Widersprüche, die sich in der Natur des Menschen finden, in Betreff der Wahrheit, des Glücks und mehrer anderer Dinge.

1.

Nichts ist auffallender in der Natur des Menschen als die Widersprüche, die man an ihr in Betreff aller Dinge entdeckt. Er ist gemacht die Wahrheit zu erkennen, er begehrt sie heiß, er sucht sie und doch, wenn er sie zu erfassen strebt, verblendet und verwirrt er sich dergestalt, daß er Anlaß giebt ihm ihren Besitz streitig zu machen. Daraus sind die beiden Parteien der Pyrrhonisten *) und der Dogmatisten entstanden, von denen jene dem Menschen alle Erkenntniß der Wahrheit hat rauben wollen und diese sie ihm zu sichern sucht; aber jede mit so wenig wahrscheinlichen Gründen, daß sie die Verwirrung und Verlegenheit des Menschen

*) Pyrrho aus Elis im Peloponnes lebte um 240 v. Ch. Er brachte zuerst den Skepticismus auf, indem er an aller Gewißheit der menschlichen Erkenntniß zweifelte und seitdem nennt man die Skeptiker bisweilen nach ihm Pyrrhonisten, obgleich in so fern mit Unrecht, als er eben aus dem Princip seiner Lehre eigentlich keine Schule gestiftet hat. — Dogmatisten sind nicht Philosophen einer bestimmten Schule, sondern nur solche, die im Gegensatz von Zweiflern irgend eine Lehre (Dogma) als gewiß zu erkennen behaupten.

noch vermehren, wenn er kein andres Licht hat als das, welches er in seiner Natur findet.

Die Hauptgründe der Pyrrhonisten sind folgende: außer dem Glauben und der Offenbarung haben wir keine Gewißheit von der Wahrheit der Principien als nur, daß wir sie von Natur in uns fühlen. Dieses natürliche Gefühl aber ist nicht ein überzeugender Beweis von ihrer Wahrheit, denn es giebt außer dem Glauben keine Gewißheit, ob der Mensch geschaffen ist von einem guten Gott oder von einem bösen Dämon, ob er von jeher gewesen ist oder durch Zufall entstanden, und so bleibt es zweifelhaft, ob uns in diesen Principien wahre oder falsche oder ungewisse gegeben sind, je nachdem unser Ursprung ist. Ferner hat niemand außer dem Glauben eine Sicherheit, ob er wacht oder schläft, indem man während des Schlafs nicht weniger fest glaubt zu wachen, als wenn man wirklich wacht. Man glaubt die Räume, die Gestalten, die Bewegungen zu sehn, man merkt, wie die Zeit verläuft, man mißt sie, kurz man handelt ganz wie wach. Also da die Hälfte des Lebens nach unserm eignen Zugeständniß im Schlaf vergeht, wo wir, obgleich es uns so scheint, doch keine Idee des Wahren haben, indem dann alle unsre Empfindungen Täuschungen sind, wer weiß, ob jener andre Theil des Lebens, wo wir zu wachen meinen, nicht ein vom ersten nur etwas verschiedener Schlaf ist, aus dem wir erwachen, wenn wir zu schlafen meinen, wie man oft träumt, daß man träume und so Traum auf Traum häuft?

Ich übergehe, was die Pyrrhonisten sagen gegen die Eindrücke der Gewohnheit, der Erziehung, der Sitten, der Länder und andre ähnliche Dinge, von welchen doch die meisten Menschen bestimmt werden, die nur auf diesen Grundlagen ihre Dogmen aufbauen.

Die einzige Festung der Dogmatisten ist die: wenn man

aufrichtig und offen redet, kann man nicht zweifeln an den natürlichen Principien. Wir erkennen, sagen sie, die Wahrheit nicht bloß durch Vernunft, sondern auch durch Gefühl und durch eine lebendige und klare Anschauung und gerade auf diese letzte Weise erkennen wir die ersten Principien. Umsonst versucht die Vernunft, die an ihnen keinen Theil hat, sie zu bekämpfen. Die Pyrrhonisten, welche nur dies beabsichtigen, geben sich vergebliche Mühe. Wir wissen, daß wir nicht träumen, wie unvermögend wir auch sind es mit der Vernunft zu beweisen. Dieses Unvermögen beweist nichts als die Schwäche unsrer Vernunft, aber nicht die Ungewißheit aller unsrer Erkenntnisse, wie jene behaupten, denn die Erkenntniß der ersten Principien wie z. B. daß es Raum, Zeit, Bewegung, Zahl, Materie giebt, ist ebenso gewiß wie jede von denen, die unsre Vernunftschlüsse uns geben. Und auf diese Erkenntnisse der Anschauung und des Gefühls muß die Vernunft sich stützen und alle ihre Aussage gründen. Ich fühle, daß es drei Ausdehnungen im Raum giebt und daß die Zahlen unendlich sind; und die Vernunft beweist hinterher, daß es nicht zwei Quadratzahlen giebt, von denen die eine das Doppelte der andern wäre. Die Principien fühlt man, die Lehrsätze schließt man, alles mit Gewißheit, obgleich auf verschiedenen Wegen. Und es ist ebenso lächerlich, wenn die Vernunft vom Gefühl und von der Anschauung Beweise dieser ersten Principien verlangt, um ihnen bei zu stimmen, als es lächerlich sein würde, wenn die Anschauung von der Vernunft verlangte ein Gefühl aller der Lehrsätze, die sie beweist. Dieses Unvermögen kann also nur dienen die Vernunft zu demüthigen, die über alles urtheilen möchte, nicht aber unsere Gewißheit zu bestreiten, als wäre nur die Vernunft fähig uns zu belehren. Wollte Gott wir hätten im Gegentheil ihrer nie von Nöthen und erkännten alle Dinge durch Instinct und Gefühl! Aber die Na-

tur hat uns dieses Gut versagt und uns nur sehr wenige Erkenntnisse dieser Art verliehn; alle andern können nur durch Vernunftschlüsse erlangt werden.

So ist denn offener Krieg unter den Menschen. Jeder muß Partei ergreifen und sich nothwendig entweder zum Dogmatismus oder zum Pyrrhonismus halten, denn wer neutral zu bleiben gedächte, würde eben recht ein Pyrrhonist sein. Diese Neutralität ist das Wesen des Pyrrhonismus, wer nicht gegen sie ist, ist eben recht für sie. Was wird denn der Mensch in dieser Lage thun? Wird er zweifeln an allem? Wird er zweifeln, ob er wacht, ob man ihn kneift, ob man ihn brennt? Wird er zweifeln, ob er zweifelt? Wird er zweifeln, ob er ist? Dahin bringt man es nicht und ich behaupte, daß es niemals einen wirklichen und vollkommenen Pyrrhonisten gegeben hat. Die Natur unterstützt die ohnmächtige Vernunft und verhindert sie bis zu dem Punkt auszuschweifen. Wird er im Gegentheil sagen, daß er gewiß die Wahrheit besitzt, er, der, wenn man ihn nur ein wenig drängt, keinen Besitztitel derselben nachweisen kann und gezwungen ist ab zu stehen?

Wer wird diese Verwirrung lösen? Die Natur widerlegt die Pyrrhonisten und die Vernunft widerlegt die Dogmatisten. Was wird denn aus dir, o Mensch, der du deine wahrhafte Stellung zu erkennen strebst durch deine natürliche Vernunft? Du kannst keine dieser Parteien fliehen, noch in einer verbleiben. Das ist der Mensch in Betreff der Wahrheit.

Laßt ihn uns jetzt betrachten in Betreff der Glückseligkeit, die er mit solchem Eifer sucht in allen seinen Handlungen. Denn alle Menschen verlangen glücklich zu sein; das ist ohne Ausnahme. Was für verschiedene Mittel sie anwenden, sie streben alle nach diesem Ziel. Was macht, daß der eine in den Krieg geht und der andre nicht, das ist eben

dieses gleiche Verlangen, welches in beiden ist, verbunden mit verschiedenen Ansichten. Der Willen thut nie den kleinsten Schritt als nur gegen dieses Ziel hin. Das ist der Beweggrund von allen Handlungen der Menschen, selbst derer, die sich tödten und hängen. Und dennoch seit einer so grossen Reihe von Jahren ist nie einer, ohne den Glauben, zu diesem Punkt gelangt, zu dem alle unablässig streben. Alle klagen: *) Fürsten und Unterthanen, Vornehme und Geringe, Greise und Jünglinge, Starke und Schwache, Gelehrte und Unwissende, Gesunde und Kranke, in allen Ländern, allen Zeiten, allen Altern, und allen Verhältnissen.

Eine so lange, so ununterbrochene und so gleich bleibende Erfahrung sollte uns wohl überzeugen wie unvermögend wir sind zum Glück zu gelangen durch unsere Anstrengungen. Aber das Beispiel belehrt uns nicht. Es ist nie so vollkommen gleich, daß nicht irgend ein feiner Unterschied dabei wäre und da eben erwarten wir, daß unsere Hoffnung in diesem Falle nicht wie in dem andern werde getäuscht werden. So, da die Gegenwart uns nie befriedigt, reizt uns die Hoffnung und führt uns von Unglück zu Unglück bis zum Tode, dem Gipfel alles Unglücks in Ewigkeit.

Das ist befremdend, daß es nichts in der Natur giebt, was nicht im Stande gewesen wäre die Stelle des Zwecks und Glücks für den Menschen ein zu nehmen, Gestirne, Elemente, Pflanzen, Thiere, Infekten, Krankheiten, Kriege, Laster, Verbrechen u. s. w. Nachdem der Mensch von seinem natürlichen Stande herabgefallen ist, giebt es nichts,

*) Alle klagen, aber sie sind doch vergnügt und ihr Klagen besteht nur darum, daß sie nicht noch vergnügter zu sein vermögen in ihrer Art. Sie erkennen nicht die Jämmerlichkeit der Weltfreude, sondern sie haben nach ihrer Meinung nur nicht genug davon. Th. 1. A. 11. §. 2. S. 211. Uebrigens setzt Pascal statt „Vornehme und Geringe" eigentlich „Adelige und Bürgerliche" (nobles, roturiers) was den Sitten seiner Zeit mehr gemäß war.

dem er nicht fähig wäre sich zu ergeben. Seitdem er das wahre Gut verloren hat, kann ihm gleichmäßig alles als solches erscheinen, selbst seine eigene Vernichtung, so sehr sie auch der Vernunft und der Natur zugleich entgegen ist.

Einige haben die Glückseligkeit gesucht im Ansehn, andere in den Seltenheiten und in den Wissenschaften, noch andere in den Wollüsten. Diese drei Begierden haben drei Parteien erzeugt und die, welche man Philosophen nennt, haben eigentlich nichts gethan, als daß sie einer von den dreien sich ergaben. Die, welche der Glückseligkeit am Nächsten gekommen sind, haben erwogen, daß das allgemeine Gut, welches alle Menschen begehren und an welchem alle Theil haben sollen, nothwendiger Weise nicht besteht in irgend einem von den besondern Dingen, die nur von einem Einzelnen besessen werden können und die, wenn sie getheilt werden, ihren Besitzer mehr betrüben durch die Entbehrung des Theils, den er nicht hat, als sie ihn befriedigen durch den Genuß des Theils, der ihm zugehört. Sie haben eingesehn, das wahre Gut muß so beschaffen sein, daß alle es zugleich besitzen können ungeschmälert und ohne Neid und daß niemand es wider seinen Willen verlieren kann. Sie haben es eingesehn, aber sie haben es nicht finden können und statt eines sichern und wirklichen Guts haben sie nur das ferne Bild einer phantastischen Tugend umfaßt.

Durch unsern Instinct fühlen wir, daß wir unser Glück in uns suchen müssen. Unsere Leidenschaften drängen uns nach außen, selbst wenn die Gegenstände sich nicht darböten sie auf zu regen. Die Gegenstände der Außenwelt versuchen uns von selbst und reizen uns, sogar wenn wir nicht an sie denken. So sagen die Philosophen umsonst: Kehre ein in dich selbst, da findest du dein Glück! Man glaubt ihnen nicht und die, welche ihnen glauben, sind die leersten und einfältigsten Köpfe. Denn was kann lächerlicher und

nichtiger sein als die Lehrsätze der Stoiker und was falscher als alle ihre Forderungen? Sie schließen so: man könne immer was man bisweilen kann und weil die Begierde des Ruhms die, welche sie beherscht, wohl treibt, etwas zu leisten, so werden das andere auch vermögen. *) Das sind fieberhafte Bewegungen, welche die Gesundheit nicht nachahmen kann.

2.

Der innere Krieg der Vernunft gegen die Leidenschaften hat gemacht, daß die, welche den Frieden haben wollten, sich in zwei Parteien getheilt haben. Die einen wollten den Leidenschaften entsagen und Götter werden, die andern wollten der Vernunft entsagen und Thiere werden. Aber sie haben es nicht gekonnt, weder die Einen noch die Andern; die Vernunft bleibt immer und klagt die Niedrigkeit und Ungerechtigkeit der Leidenschaften an und stört die Ruhe derer, die sich ihnen hingeben, und die Leidenschaften sind immer lebendig, in denen selbst, die ihnen entsagen wollen.

3.

Das ist es, was der Mensch vermag aus sich selbst und durch seine eignen Anstrengungen in Betreff der Wahrheit und des Glücks. Wir haben ein Unvermögen zu beweisen, unbesiegbar für allen Dogmatismus, wir haben eine Idee der Wahrheit, unbesiegbar für allen Pyrrhonismus. Wir verlangen nach der Wahrheit und finden in uns nichts als Ungewißheit. Wir suchen das Glück und finden nur Elend. Wir sind unfähig nicht zu begehren die Wahrheit und das Glück und wir sind unfähig sowohl der Gewißheit als des Glücks. Dies Verlangen ist uns gelassen eben so sehr um uns zu strafen als um uns fühlbar zu machen, von welcher Höhe wir herabgefallen sind.

*) Der Satz ist incorrect und undeutlich; das „andere" kann man auf Begierden, auch auf Menschen beziehn.

4.

Ist der Mensch nicht gemacht für Gott, warum ist er nicht glücklich als in Gott? Ist der Mensch gemacht für Gott, warum ist er so wider Gott?

5.

Der Mensch weiß nicht, auf welche Stufe er sich stellen soll. Offenbar ist er verirrt und fühlt in sich Ueberreste eines glücklichen Zustandes, von dem er herabgefallen ist und den er nicht wieder erlangen kann. Er sucht ihn überall mit Unruhe und ohne Erfolg, in undurchdringlicher Finsterniß.

Aus dieser Quelle entspringen die Kämpfe der Philosophen, von denen die einen es sich zur Aufgabe gemacht haben, den Menschen zu erhöhen, indem sie seine Größe hervorheben, die andern ihn zu erniedrigen, indem sie sein Elend darstellen.*) Das Sonderbarste dabei ist, daß jede Partei sich die Gründe der andern bedient um ihre Meinung zu begründen. Denn das Elend des Menschen beweist sich aus seiner Größe und seine Größe beweist sich aus seinem Elend. Daher haben die einen um so besser das Elend dargethan, wenn sie zum Beweise dafür die Größe genommen und die andern haben die Größe um so stärker dargethan, wenn sie dieselbe aus dem Elend selbst gefolgert. Alles, was die einen haben sagen können um die Größe zu zeigen, hat nur den andern zum Beweise für das Elend gedient, weil man um so viel elender ist, von je größerer Höhe man gefallen und so umgekehrt. Sie haben sich einer über den andern erhoben in einem Kreise ohne Ende, denn das ist gewiß: je nachdem die Menschen mehr Einsicht haben, entdecken sie mehr und mehr im Menschen Elend und Größe. Mit einem Wort, der Mensch erkennt, daß er elend ist. Er ist also elend, weil er es erkennt; aber er ist sehr groß, weil er erkennt, daß er elend ist.

*) Th. 1. A. 4. §. 3. S. 123.

Welche Chimäre ist denn der Mensch! Welche sonderbare Erscheinung, welches Chaos, welcher Gegenstand des Widerspruchs! Richter über alle Dinge, schwacher Wurm von Erde, im Besitz des Wahren, voll von Ungewißheit, Preis und Auswurf des Universums! Wenn er sich rühmt, erniedrige ich ihn, wenn er sich erniedrigt, rühme ich ihn und widerspreche ihm immer, bis er begreife, daß er ein unbegreifliches Monstrum ist.

Zweiter Abschnitt.

Nothwendigkeit die Religion zu studiren.

Möchten die, welche die Religion bekämpfen, wenigstens lernen, welcher Art sie ist, ehe sie sie bekämpfen. Wenn diese Religion sich rühmte eine klare Kenntniß von Gott zu haben und sie unverhüllt und ohne Schleier zu besitzen, so wäre sie schon bekämpft, wenn man sagte, daß man in der Welt nichts sieht, was ihn mit Evidenz zeigt. Aber weil sie im Gegentheil sagt, daß die Menschen in der Finsterniß und in der Entfernung von Gott sind, daß er sich ihrer Erkenntniß verborgen hat und daß dies selbst der Name ist, den er sich in der Schrift giebt, der verborgene Gott *) und endlich wenn sie sich gleichmäßig Mühe giebt diese beiden Stücke fest zu stellen, daß Gott in der Kirche merkliche Zeichen niedergelegt hat um sich von denen erkennen zu lassen, die ihn aufrichtig suchen würden und daß er diese Zeichen dennoch auf solche Weise verhüllt hat, daß er nur von denen wird bemerkt werden, die ihn suchen von ganzem Herzen: welchen Vortheil können sie davon ziehen, wenn sie nach ihrem offnen Geständniß die Wahrheit zu suchen verabsäumen und dann wehklagen, daß nichts sie ihnen zeigt,

*) Jes. 45. 15, 19. Röm. 1. 19, 20.

indem diese Dunkelheit, in welcher sie sind und die sie der Kirche vorwerfen, eben das eine von den Stücken, die sie behauptet, nur noch mehr feststellt, ohne das andre zu rühren und ihre Lehre bestätigt, weit entfernt sie um zu stoßen?

Um sie zu bekämpfen, müßten sie klagen, daß sie alle Anstrengungen gemacht haben, sie zu suchen überall und selbst in dem, was die Kirche aufstellt, um sich davon zu unterrichten, aber ohne die geringste Befriedigung. Wenn sie so sprächen, so würden sie doch wirklich eine ihrer Behauptungen bekämpfen. Aber ich hoffe hier zu zeigen, daß es keinen vernünftigen Menschen giebt, der so sprechen könne und ich wage sogar zu sagen, daß nie einer es gethan hat. Man weiß genugsam in welcher Art die handeln, die dieses Geistes sind. Sie glauben große Anstrengungen gemacht zu haben, um sich zu unterrichten, wenn sie einige Stunden auf das Lesen der Schrift verwendet und liegend einen Geistlichen über die Wahrheiten des Glaubens befragt haben. Darnach rühmen sie sich gesucht zu haben ohne Erfolg, in den Büchern und unter den Menschen. Aber in Wahrheit ich kann mich nicht enthalten ihnen zu sagen was ich oft gesagt habe, daß diese Nachlässigkeit nicht zu ertragen ist. Es handelt sich hier nicht um das flüchtige Interesse für eine fremde Person, es handelt sich hier um uns selbst und um unser Alles.

Die Unsterblichkeit der Seele ist eine Sache, die uns soviel angeht und die uns so tief berühret, daß man alles Gefühl verloren haben muß um gleichgiltig darüber zu sein, ob man weiß was daran ist. Alle unsere Handlungen und alle unsere Gedanken müssen so verschiedene Richtungen nehmen, je nachdem es ewige Güter zu hoffen giebt oder nicht, so daß es unmöglich ist einen Schritt zu thun mit Sinnen und Vernunft ohne ihn zu bestimmen durch die Hinsicht auf

diesen Punct, der unser erster Gegenstand der Betrachtung sein muß.

Also unser erstes Interesse und unsere erste Pflicht ist es uns auf zu klären über diesen Gegenstand, von dem unsere ganze Lebensweise abhängt. Deswegen bei denen, die davon nicht überzeugt sind, mache ich einen großen Unterschied zwischen denen, die mit allen ihren Kräften sich zu unterrichten arbeiten und denen, die leben ohne sich darum Mühe zu machen und ohne daran zu denken.

Ich kann nur Mitleid haben mit denen, die aufrichtig seufzen in diesem Zweifel, die ihn für das äußerste Unglück ansehn, die nichts sparen um daraus zu entkommen und aus dieser Untersuchung ihre hauptsächliche und ernstlichste Beschäftigung machen. Aber die, welche ihr Leben hinbringen ohne an dieses letzte Ende des Lebens zu denken und die aus dem Grunde allein, weil sie nicht in sich überzeugende Einsichten finden, es vernachlässigen sie anderwärts zu suchen und bis auf den Grund zu erforschen, ob diese Meinung eine von denen ist, die das Volk mit einer leichtgläubigen Einfalt annimmt, oder eine von denen, die, obgleich an sich dunkel, nichts desto weniger einen sehr festen Grund haben, die sehe ich auf eine ganz verschiedene Weise an. Diese Nachlässigkeit in einer Sache, wo es sich handelt um sie selbst, um ihre Ewigkeit, um ihr Alles, erzürnt mich mehr, als sie mich rührt, sie setzt mich in Erstaunen und erschreckt mich, es ist mir eine Unnatur. Ich sage das nicht in dem frommen Eifer einer geistlichen Verzückung. Ich verlange im Gegentheil, daß die Eigenliebe, daß das menschliche Interesse, daß der einfachste Schimmer der Vernunft uns diese Gesinnungen geben soll. Man braucht dazu nur zu sehn, was die am wenigsten geistreichen Menschen sehn.

Man braucht nicht einen sehr hohen Geist zu haben um zu begreifen, daß es hier keine wahrhafte und bleibende Be-

friedigung giebt, daß alle unsere Freuden nur eitel, unsere Uebel unendlich sind und daß zuletzt der Tod, der uns jeden Augenblick drohet, in wenig Jahren oder in wenig Tagen uns versetzen muß in einen ewigen Zustand des Glücks oder des Unglücks oder der Vernichtung. Zwischen uns und dem Himmel, der Hölle oder dem Nichts ist also nur das Leben, das zerbrechlichste Ding der Welt und da der Himmel gewiß nicht für die ist, welche zweifeln, ob ihre Seele unsterblich ist, so haben sie nur die Hölle oder das Nichts zu erwarten.

Nichts ist wahrer als das, nichts schrecklicher. Mögen wir uns so keck stellen als wir wollen, das ist das Ende, was das schönste Leben der Welt erwartet.

Umsonst wenden sie ihre Gedanken von jener Herrlichkeit ab, die sie erwartet, als könnten sie sie zu nichts machen dadurch, daß sie nicht daran denken. Sie besteht trotz ihnen, sie rückt vor und der Tod, der sie ihnen aufschließen muß, wird sie unfehlbar in kurzer Zeit in die furchtbare Nothwendigkeit versetzen ewig entweder vernichtet oder unglücklich zu sein.

Das ist ein Zweifel von furchtbarer Wichtigkeit und es ist gewiß schon ein großes Unglück in diesem Zweifel zu sein, aber es ist wenigstens eine unerläßliche Pflicht zu suchen, wenn man darinnen ist. Also der, welcher zweifelt und sucht nicht, ist zugleich sehr ungerecht und sehr unglücklich. Und wenn er dabei ruhig und zufrieden ist, daß er das geradezu bekennt und noch gar sich daraus eine Ehre macht und in diesem Zustande selbst den Gegenstand seiner Freude und Eitelkeit findet, ich habe keine Worte um ein so ungereimtes Geschöpf zu bezeichnen.

Wo kann man diese Gesinnungen hernehmen? Welchen Grund zur Freude findet man darin nichts als Elend ohne Hilfe zu erwarten? Welchen Grund zur Eitelkeit sich in

undurchdringlichen Dunkelheiten zu sehn? Welchen Trost wie einen Tröster zu hoffen?

Diese Ruhe in dieser Unwissenheit ist eine Unnatürlichkeit, deren Ungereimtheit und Unverstand man denen, die darin ihr Leben hinbringen, fühlbar machen muß, indem man ihnen zeigt, was in ihnen vorgeht, um sie durch den Anblick ihrer Thorheit zu schlagen. Denn in folgender Art urtheilen die Menschen, wenn sie erwählen zu leben ohne zu wissen, was sie sind und ohne darüber Aufklärung zu suchen.

Ich weiß nicht, wer mich in die Welt gesetzt hat, noch was die Welt ist, noch was ich bin. Ich befinde mich in einer erschrecklichen Unkenntniß aller Dinge. Ich weiß nicht: was ist mein Leib, meine Sinne, meine Seele und selbst dieser Theil von mir, der denkt was ich sage und der über alles und über sich selbst Betrachtungen anstellt, kennt sich nicht mehr als alles Uebrige. Ich sehe diese Staunen erregenden Räume des Universums, die mich umschließen und finde mich gebannt in einen Winkel dieser weiten Ausdehnung ohne zu wissen, warum ich vielmehr an diesen Ort gestellt bin als an einen andern, noch warum die kurze Zeit, die mir gegeben ist zu leben, mir vielmehr an diesem Punct angewiesen ist als an einem andern in der ganzen Ewigkeit, die mir voran gegangen ist und die mir folgt. Von allen Seiten sehe ich nichts als Unendlichkeiten, die mich verschlingen wie ein Atom und wie einen Schatten, der nur einen Augenblick dauert ohne Rückkehr. Alles, was ich weiß, ist, daß ich bald sterben muß, aber was ich am Meisten nicht weiß, ist dieser Tod selbst, dem ich nicht zu entgehen im Stande bin.

Wie ich nicht weiß, woher ich komme, weiß ich auch nicht, wohin ich gehe und ich weiß bloß: wenn ich aus dieser Welt gehe, falle ich für immer entweder in das Nichts oder in die Hände eines erzürnten Gottes ohne zu wissen,

welches von diesen beiden Verhältnissen mir ewig zu Theil werden soll.

So ist mein Zustand voll von Elend, von Schwäche, von Dunkelheit. Und aus alle dem schließe ich, daß ich also alle Tage meines Lebens hinbringen soll, ohne an das was mir begegnen wird zu denken und daß ich nur meinen Neigungen folgen soll ohne Nachdenken und ohne Unruhe, indem ich alles Gehörige thue, um in das ewige Elend zu sinken, im Fall das, was man davon sagt, wahr ist. Vielleicht könnte ich in meinen Zweifeln einige Aufklärung finden, aber ich will mir um sie nicht Mühe geben noch einen Schritt thun sie zu suchen und mit Verachtung behandle ich diejenigen, welche sich an dieser Sorge abarbeiten und will ohne Vorausseh'n und ohne Fürchten einem so großen Ereigniß entgegen gehen und mich geduldig zum Tode führen lassen, in der Ungewißheit über die Ewigkeit meines künftigen Zustandes.

Wahrlich es ist ehrenvoll für die Religion so unvernünftige Menschen zu Feinden zu haben und deren Widerspruch ist ihr so wenig gefährlich, daß er vielmehr dient zur Bestätigung der hauptsächlichsten Wahrheiten, die sie uns lehret. Denn der christliche Glauben geht hauptsächlich nur darauf hin diese beiden Stücke fest zu stellen, das Verderben der Natur und die Erlösung Jesu Christi. *) Nun denn, dienen sie nicht die Wahrheit der Erlösung zu zeigen durch die Heiligkeit ihrer Sitten, so dienen sie doch vortrefflich das Verderben der Natur zu zeigen durch so unnatürliche Gesinnungen.

Nichts ist so wichtig für den Menschen, als sein Zustand, nichts ist ihm so furchtbar als die Ewigkeit. Also, wenn sich Menschen finden, die gleichgiltig sind gegen den Verlust ihres Seins und gegen die Gefahr einer Ewigkeit voll Elend, so ist

*) Röm. 3. 23 ff. 1 r. 22 ff.

das gar nicht natürlich. Sie sind ganz anders im Betreff aller andern Dinge, sie fürchten selbst für die geringsten Kleinigkeiten, sie sehen sie voraus und empfinden sie und derselbe Mensch, der Tage und Nächte in Wuth und in Verzweiflung zubringt wegen des Verlusts einer Stelle oder wegen einer eingebildeten Verletzung seiner Ehre, ist derselbe, der weiß, daß er alles verlieren wird durch den Tod und der nichts desto weniger ohne Unruhe bleibt, ohne Sorge und ohne Bewegung. Diese seltsame Unempfindlichkeit für die schrecklichsten Dinge in einem Herzen, das so empfindlich ist für die unbedeutendsten, ist ein Unding, eine unbegreifliche Verzauberung, eine übernatürliche Einschläferung.

Wenn ein Mensch in einem Kerker nicht weiß, ob sein Urtheil gefällt ist und nur noch eine Stunde hat um es zu erfahren und diese Stunde wäre hinreichend, wenn er weiß daß es gefällt ist, den Widerruf zu bewirken, so ist es gegen die Natur, wenn er diese Stunde anwendet, nicht um sich zu erkundigen, ob dieses Urtheil gefällt ist, sondern um zu spielen und sich zu vergnügen. Das ist der Zustand, in welchem sich jene Menschen befinden, mit dem Unterschied, daß die Uebel, von denen sie bedroht werden, weit andre sind als der bloße Verlust des Lebens und eine vorübergehende Strafe, welche der Gefangene zu fürchten haben würde. Indessen sie laufen ohne Sorge in den Abgrund, nachdem sie sich etwas vor die Augen gebunden haben, um ihn nicht sehn zu können und sie spotten derer, die sie auf denselben aufmerksam machen.

Also nicht nur der Eifer derer, die Gott suchen, beweist die wahre Religion, sondern auch die Blindheit derer, die ihn nicht suchen und die in dieser gräßlichen Nachlässigkeit leben. Es muß eine seltsame Umkehrung der menschlichen Natur Statt finden um in diesem Zustand zu leben und noch mehr um sich dessen zu rühmen. Denn wenn sie eine

völlige Gewißheit hätten, daß sie nach dem Tode nichts zu fürchten haben als in das Nichts zu fallen, wäre das nicht ein Gegenstand vielmehr des Verzweifelns als des Rühmens? Ist es denn nicht eine undenkbare Thorheit sich nun, da man dessen nicht sicher ist, eine Ehre daraus zu machen, daß man zweifelt?

Und dennoch ist es gewiß: der Mensch ist so entartet, daß in seinem Herzen ein Keim von Freude hierüber liegt. Dieses gleichsam thierische Ruhigsein zwischen der Furcht der Hölle und des Nichts scheint so schön, daß nicht bloß die, welche wirklich in diesem unseligen Zweifel sind, sich dessen rühmen, sondern daß selbst die, welche nicht darin sind, glauben, es sei ihnen rühmlich sich zu stellen, als wären sie darin. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß die Mehrzahl derer, die sich dazu zählen, zu dieser letzten Gattung gehören, daß es Leute sind, die sich verstellen und die nicht so sind, wie sie scheinen wollen. Das sind Menschen, die gehört haben, daß der gute Ton der Welt darin bestehe auf solche Art seine Kühnheit zu zeigen. Das nennen sie das Joch abgeschüttelt haben und die Mehrzahl thut es nur um den andern nach zu ahmen.

Aber wenn sie nur, sei es auch noch so wenig, gesunden Menschenverstand haben, ist es nicht schwer ihnen begreiflich zu machen, wie sehr sie sich irren, indem sie dadurch Achtung zu erlangen suchen. Das ist nicht das Mittel Achtung zu erwerben, ja, selbst nicht unter den Weltleuten, die verständig über die Dinge urtheilen und die wissen, daß der einzige Weg dazu zu gelangen ist: sich rechtlich zeigen, treu, verständig und fähig seinen Freunden mit Nutzen zu dienen; weil die Menschen natürlicher Weise nur das lieben, was ihnen nützlich sein kann. Also welchen Vortheil gewährt es uns einen Menschen sagen zu hören, wie er das Joch abgeschüttelt hat, wie er nicht glaubt, daß es einen Gott giebt,

der über seine Handlungen wacht, wie er sich als alleinigen Herrn seines Thuns betrachtet, wie er davon nur sich Rechenschaft zu geben denkt? Meint er uns so dahin gebracht zu haben, daß wir seitdem rechtes Vertrauen zu ihm fühlen und von ihm erwarten Trost, Rath und Hilfe bei den Bedürfnissen des Lebens? Meint er uns recht ergötzt zu haben, wenn er uns sagte, daß er zweifelt, ob unsere Seele etwas anders ist als ein wenig Wind und Rauch und besonders wenn er uns das mit einem stolzen und selbstzufriedenen Ton sagte? Ist das denn eine Sache lustig zu sagen und nicht vielmehr eine Sache traurig zu sagen wie die traurigste Sache von der Welt?

Dächten sie ernstlich darüber nach, so würden sie sehn, daß das so falsch aufgefaßt ist, so wider allen gesunden Sinn, so entgegengesetzt aller Rechtlichkeit, und in jeder Art so entfernt von jenem guten Ton, den sie suchen, daß nichts mehr dazu geeignet ist ihnen die Verachtung und den Abscheu der Menschen zu zu ziehen und sie als Leute ohne Geist und ohne Urtheil zu zeigen. Und in der That, wenn man sie auffordert, Rechenschaft zu geben von ihren Meinungen und von den Gründen, die sie haben an der Religion zu zweifeln, werden sie so schwache und seichte Dinge vorbringen, daß sie vielmehr vom Gegentheil überzeugen werden. Das sagte ihnen einmal jemand sehr passend: Wenn ihr fortfahret so zu sprechen, sagte er, so werdet ihr mich wahrlich bekehren. Und er hatte Recht, denn wer möchte sich nicht scheuen Meinungen zu haben, in denen man so verächtliche Menschen zu Genossen hat?

Also diejenigen, welche diese Meinungen bloß vorgeben, sind recht unglücklich, daß sie ihrer Natur einen Zwang anthun um sich zu den Ungereimtesten unter den Menschen zu machen. Sind sie ärgerlich im Innersten ihres Herzens, daß sie nicht mehr Einsicht haben, so mögen sie es nicht

verheimlichen. Dieser Erklärung brauchen sie sich nicht zu schämen. Man braucht sich über nichts zu schämen, als wenn man keine Scham hat. Nichts entdeckt mehr eine wunderliche Geistesschwäche, als wenn man nicht erkennt, wie groß das Unglück ist eines Menschen ohne Gott. Nichts bezeichnet mehr eine recht tiefe Niedrigkeit des Gemüths, als wenn man nicht verlangt nach der Wahrheit der ewigen Verheißungen. Nichts ist feiger als sich dreist stellen gegen Gott. Mögen sie denn diese Gottlosigkeiten denen überlassen, die unselig genug sind ihrer wirklich fähig zu sein; mögen sie wenigstens rechtliche Leute sein, wenn sie noch nicht Christen sein können und mögen sie endlich erkennen, daß es nur zwei Arten von Menschen giebt, die man vernünftig nennen kann; die, welche Gott dienen von ganzem Herzen, weil sie ihn kennen und die, welche ihn suchen von ganzem Herzen, weil sie ihn noch nicht kennen.

Also nur für diejenigen, welche aufrichtig Gott suchen und ihr Elend erkennend wahrhaftig aus demselben heraus zu kommen verlangen, nur für die ist es recht zu arbeiten, um ihnen zu helfen, daß sie das Licht finden, welches sie nicht haben.

Aber diejenigen, welche leben ohne ihn zu kennen und ohne ihn zu suchen, halten sich selbst so wenig ihrer eignen Sorge werth, daß sie fremder Sorge nicht werth sind, und man muß alle die Liebe der Religion, die sie verachten, besitzen um sie nicht so sehr zu verachten, daß man sie in ihrer Thorheit verläßt. Aber weil diese Religion uns verpflichtet sie immer, so lange sie in diesem Leben sind, an zu sehn als der Gnade fähig, die sie erleuchten kann und zu glauben, daß sie in kurzer Zeit mehr voll Glauben sein können als wir es sind und daß wir umgekehrt verfallen können in die Blindheit, in der sie sich finden: *) so müssen wir für sie thun, was wir wünschen würden, daß man für uns thäte,

*) Röm. 11. 23 f. 2 Kor. 3. 16. f. auch 1 Kor. 10. 12.

wenn wir an ihrer Stelle wären und müssen sie auffordern Mitleid mit sich selbst zu haben und wenigstens einige Schritte zu thun um zu versuchen, ob sie nicht Licht finden werden. Mögen sie dem Lesen dieses Buchs einige von den Stunden schenken, die sie sonst anderswo so unnütz verwenden! Vielleicht werden sie hier etwas antreffen, oder wenigstens werden sie dabei nicht viel verlieren. Aber von denen, die eine vollkommene Aufrichtigkeit und ein wahrhaftes Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit dazu mitbringen, hoffe ich, daß sie hier Befriedigung finden sollen und daß sie von den Beweisen einer so göttlichen Religion, die hier zusammengetragen sind, sollen überzeugt werden.

Drittter Abschnitt.

Daß es schwer ist das Dasein Gottes durch die natürlichen Geisteskräfte zu beweisen; aber daß das Sicherste ist es zu glauben. *)

1.

A. Wir wollen nach der natürlichen Erkenntniß sprechen. Giebt es einen Gott, so ist er unendlich, unbegreiflich, weil er, ohne Theile und ohne Grenzen, keine Verbindung mit uns hat, wir sind also unfähig zu erkennen, weder was er ist noch ob er ist. Wenn das so ist, wer mag sich unter-

*) Dieser Artikel hat in den frühern Ausgaben immer den Titel: „daß es schwer ist das Dasein Gottes aus der natürlichen Vernunft zu beweisen, daß es aber sichrer ist es zu glauben.“ Die Eintheilung in ein Gespräch zwischen einem Ungläubigen (U.) und Pascal (P.) ist von spätern Herausgebern. Das Ganze ist eine weitere Ausführung des Gedankens von Arnobius (adv. Gentes II 44.), daß man unter zwei ungewissen Dingen immer dasjenige, was uns Hoffnung gebe, lieber wählen müsse als das, was uns keine giebt (vgl. Th. 2. A. 17. §. 36.) Bayle dict. Pascal. J. Allerdings ist dies auch des Herrn Meinung, wenn er sagt, man verliere beim Widerstande gegen ihn; vgl. Luk. 11. 20.

fangen diese Frage zu entscheiden? Wir dürfen das nicht, die wir keine Verbindung mit ihm haben.

2.

B. Ich werde hier nicht unternehmen durch natürliche Vernunftgründe zu beweisen das Dasein Gottes oder die Dreieinigkeit oder die Unsterblichkeit der Seele, noch sonst etwas der Art, nicht allein weil ich mich nicht stark genug fühlen möchte in der Natur zu finden, womit ich verstockte Atheisten überzeugen könnte, sondern auch weil diese Erkenntniß ohne Jesum Christum unnütz ist und unfruchtbar. Wenn ein Mensch überzeugt würde, daß die Zahlenverhältnisse immaterielle ewige Wahrheiten sind, die von einer ersten Wahrheit, in der sie bestehn und die man Gott nennt, abhangen, so fände ich ihn noch nicht sehr vorgeschritten zu seinem Heil.

3.

A. Es ist wunderbar, daß nie ein biblischer Schriftsteller sich der Natur bedient hat um Gott zu beweisen, alle streben dahin zu machen, daß man an ihn glaube, und nie haben sie gesagt: Es giebt keine Leere, also giebt es einen Gott. Sie mußten klüger sein als die klügsten Leute, die seitdem gewesen sind, denn die haben sich doch alle dieses Beweises immer bedient.

B. Wenn das ein Zeichen der Schwäche ist Gott durch die Natur zu beweisen, so verachtet nicht die Schrift; und ist es ein Zeichen der Kraft diese Widersprüche anerkannt zu haben, so achtet darum die Schrift.

4.

A. Eine Einheit zum Unendlichen hinzugesetzt vermehrt es um nichts, ebenso wenig als ein Fuß zu einem unendlichen Maß hinzugesetzt. Das Endliche verschwindet vor dem Unendlichen und wird ein reines Nichts. So unser Geist vor Gott, so unsere Gerechtigkeit vor der göttlichen Gerech-

tigkeit. Es ist nicht ein so grosses Mißverhältniß zwischen der Einheit und dem Unendlichen als zwischen unserer Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit Gottes.

5.

B. Wir wissen, daß es ein Unendliches giebt und kennen seine Natur nicht. So z. B. wir wissen: es ist falsch, daß die Zahlen endlich sind, also ist es wahr, daß es eine unendliche Zahl giebt. Aber wir wissen nicht was das ist. Es ist falsch, daß sie gerade und falsch, daß sie ungerade sei, denn, wenn man die Einheit hinzusetzt, verändert sie doch ihr Wesen nicht. Und dennoch ist es eine Zahl und jede Zahl ist entweder gerade oder ungerade; es ist wahr, daß sich das von allen endlichen Zahlen versteht.

Man kann also wohl erkennen, daß es einen Gott giebt ohne zu wissen was er ist und ihr dürft nicht schließen: es giebt keinen Gott, deshalb weil wir nicht völlig sein Wesen kennen.

Um euch von seinem Dasein zu überzeugen werde ich mich nicht des Glaubens bedienen, durch den wir es sicher erkennen, noch alle der andern Beweise, die wir davon haben, weil ihr sie nicht annehmen wollt. Ich will mit euch nur nach einem eignen Principien verhandeln und ich hoffe durch die Art, mit welcher ihr alle Tage über die unbedeutendsten Dinge urtheilt, euch anschaulich zu machen, in welcher Weise ihr über diese Sache urtheilen sollt und welches Theil ihr ergreifen sollt in der Entscheidung über diese wichtige Frage vom Dasein Gottes. Ihr sagt also, daß wir unfähig sind zu erkennen, ob es einen Gott giebt. Indessen es ist gewiß, daß Gott ist oder daß er nicht ist, es giebt kein Drittes. Aber nach welcher Seite werden wir uns neigen? Die Vernunft, sagt ihr, kann aber nichts entscheiden. Es ist ein unendliches Chaos, das zwischen uns liegt und wir spielen hier ein Spiel in dieser unendlichen

Entfernung von einander, wo Kopf oder Wappen fallen wird. Was wollt ihr wetten? Nach der Vernunft könnt ihr weder das eine noch das andre behaupten; nach der Vernunft könnt ihr keins von beiden leugnen. So werfet denn nicht denen Irrthum vor, die eine Wahl getroffen, denn ihr wißt nicht, ob sie Unrecht haben, und ob sie schlecht gewählt.

A. Ich werfe ihnen vor, nicht daß sie diese, sondern daß sie überhaupt eine Wahl getroffen haben; wer Kopf und wer Wappen nimmt, alle beide haben Unrecht, das Rechte ist gar nicht wetten.

B. Ja, aber es muß gewettet werden, das ist nicht freiwillig, ihr seid einmal im Spiel und nicht wetten, daß Gott ist, heißt wetten, daß er nicht ist. Was wollt ihr also wählen? Laßt uns erwägen: was euch am Wenigsten werth ist. Ihr habt zwei Dinge zu verlieren, die Wahrheit und das Glück und zwei Dinge zu gewinnen, eure Vernunft und euern Willen, eure Erkenntniß und eure Seligkeit, und zwei Dinge hat eure Natur zu fliehen, den Irrthum und das Elend. Wette denn, daß er ist, ohne dich lange zu besinnen, deine Vernunft wird nicht mehr verletzt, wenn du das eine als wenn du das andre wählst, weil nun doch durchaus gewählt werden muß. Hiemit ist ein Punkt erledigt. Aber eure Seligkeit? Wir wollen Gewinn und Verlust abwägen, setze du aufs Glauben, wenn du gewinnst, gewinnst du alles, wenn du verlierst, verlierst du nichts. Glaube also, wenn du kannst.

A. Das ist wunderbar, ja man muß glauben, aber ich wage vielleicht zu viel.

B. Wir wollen sehen. Weil gleiche Wahrscheinlichkeit des Gewinns und Verlusts ist, so könntest du noch wetten, wenn du nur zwei Leben zu gewinnen hättest für eines. Und wären zehn zu gewinnen, so würdest du unverständig sein nicht dein Leben ein zu setzen um zehn zu gewinnen in einem

Spiel, wo die Wahrscheinlichkeit des Verlustes und Gewinns gleich ist. Nun aber ist hier eine Unzahl von unendlich glücklichen Leben zu gewinnen mit gleicher Wahrscheinlichkeit des Verlustes und des Gewinnes und was du einsetzest, ist so wenig und von so kurzer Dauer, daß es eine Tollheit wäre es bei dieser Gelegenheit zu sparen.

Denn das dient zu nichts, wenn man sagt: es sei ungewiß, ob man gewinnen wird, aber gewiß, daß man wagt und der unendliche Abstand zwischen der Gewißheit dessen, was man wagt und der Ungewißheit dessen, was man gewinnen soll, mache das endliche Gut, welches man gewiß wagt, dem unendlichen gleich, das ungewiß ist. Dem ist nicht so: jeder Spieler wagt mit Gewißheit um zu gewinnen mit Ungewißheit und doch wagt er gewiß das Endliche um ungewiß das Endliche zu gewinnen, ohne deshalb gegen die Vernunft zu sündigen. Es ist kein unendlicher Abstand zwischen der Gewißheit dessen, was man wagt und der Ungewißheit des Gewinns, das ist falsch. Es giebt zwar einen unendlichen Abstand zwischen der Gewißheit zu gewinnen und zwischen der Gewißheit zu verlieren. Aber die Ungewißheit des Gewinnes ist im Verhältniß zur Gewißheit dessen, was man wagt, nach dem Verhältniß der Wahrscheinlichkeit von Gewinn und Verlust und daher kommt es, daß, wenn eben so viel Wahrscheinlichkeit von der einen Seite ist wie von der andern, das Spiel gleich gegen gleich steht und dann ist die Gewißheit dessen, was man wagt, der Ungewißheit des Gewinnes gleich, so wenig ist jene unendlich fern von dieser. Und so ist unser Satz von unendlicher Stärke, wenn man in einem Spiel, wo es gleiche Wahrscheinlichkeit von Gewinn und Verlust giebt, nur das Endliche wagen und das Unendliche gewinnen kann. Das ist beweisen und wenn die Menschen irgend welche Wahrheiten fassen können, müssen sie diese fassen.

A. Ich gestehe es, ich gebe es zu. Aber sollte es denn kein Mittel geben den Ausgang des Spiels voraus zu sehn?

B. Ja, durch das Mittel der Schrift und durch alle die andern Beweise der Religion, die unendlich sind.

A. Du wirst sagen: die, welche ihr Heil hoffen, sind darin glücklich; aber sie haben zum Gegengewicht die Furcht vor der Hölle.

B. Allein wer hat mehr Ursache die Hölle zu fürchten, derjenige, welcher in der Ungewißheit ist, ob es eine Hölle giebt und in der Gewißheit der Verdammniß, wenn es eine giebt, oder derjenige, welche in der festen Ueberzeugung lebt, daß es eine Hölle giebt und in der Hoffnung erlöst zu werden, wenn sie ist?

Wer nicht mehr als acht Tage zu leben hätte und nicht urtheilte das sicherste Theil wäre zu glauben, daß alles das nicht ein bloßer Glückwurf ist, der müßte gänzlich den Verstand verloren haben. Nun wenn die Leidenschaften uns nicht fesselten, acht Tage und hundert Jahre sind gleichviel.

Was wird dir Uebeles widerfahren, wenn du dies Theil ergreifst? Du wirst treu sein, rechtschaffen, demüthig, dankbar, wohlthätig, aufrichtig, wahrhaftig. Freilich wirst du nicht in den verpesteten Freuden leben, in der Ehre, in den Wollüsten. Aber wirst du nicht andre Freuden haben? Ich sage dir: du wirst gewinnen, noch in diesem Leben und mit jedem Schritt, den du auf diesem Wege machst, wirst du so viel Gewißheit des Gewinnens sehn und so viel Nichtigkeit in dem, was du wagst, daß du am Ende erkennen wirst, wie du gewettet hast auf ein gewisses und unendliches Ding und wie du nichts gegeben hast um es zu erlangen.

A. Ja, aber meine Hände sind gebunden und mein Mund ist stumm, man zwingt mich zu wetten und ich bin nicht in Freiheit; man läßt mich nicht los. Ich bin nun so, daß ich nicht glauben kann. Was willst du? Was soll ich thun?

B. Lerne wenigstens, daß du unvermögend bist zu glau-

ben, weil die Vernunft dich dazu treibt und du es doch nicht kannſt. Arbeite denn dich zu überzeugen nicht durch Häufung der Beweiſe von Gott, ſondern durch Verminderung deiner Leidenſchaften. Du willſt nach dem Glauben gehn und weißt nicht den Weg dahin; du willſt dich heilen von dem Unglauben und fragſt nicht nach den Heilmitteln dazu. Lerne ſie von denen, die geweſen ſind wie du und die gegenwärtig keinen Zweifel haben. Sie wiſſen den Weg, den du nehmen möchteſt und ſie ſind geheilt von einem Uebel, von dem du willſt geheilt werden. Frage an, wie ſie angefangen haben, ahme ihre äußerlichen Handlungen nach, wenn du noch nicht in ihre innern Zuſtände ein zu gehen vermagſt, gieb auf jene eiteln Vergnügungen, die dich völlig beſchäftigen.

Ich würde dieſe Freuden bald aufgeben, ſagſt du, wenn ich den Glauben hätte. Und ich ſage dir, du würdeſt bald den Glauben haben, hätteſt du nur erſt dieſe Freuden aufgegeben. Nun es iſt an dir an zu fangen. Wenn ich könnte, würde ich dir den Glauben geben, ich kann es nicht und kann folglich auch nicht die Wahrheit von dem, was du ſagſt, verſuchen; aber du kannſt ganz gut dieſe Freuden aufgeben und verſuchen, ob das, was ich ſage, wahr iſt.

A. Dieſes Wort entzückt mich, reißt mich hin.

B. Gefällt dir dieſes Wort und ſcheint es dir ſtark, ſo wiſſe, es wird geſprochen von einem Manne, der ſich vorher und nachher auf die Knie geworfen hat, um das unendliche und untheilbare Weſen, dem er all das Seine unterwirft, an zu flehen, daß er ſich auch das Deine unterwerfe zu deinem eignen Glück und zu ſeiner Ehre und ſo ſtimmt die Stärke mit dieſer Erniedrigung zuſammen.

6.

Man muß ſich nicht verkennen, wir ſind eben ſo viel Leib als Geiſt und daher kommt es, daß das Mittel, durch

welches die Ueberzeugung sich bildet, nicht einzig die Beweisführung ist. Wie giebt es doch so wenig bewiesene Dinge! Die Beweise überzeugen nur den Geist. Die Gewohnheit schafft unsere stärksten Beweise. Sie neigt die Sinne, welche den Geist mitziehn, ohne daß er es denkt. Wer hat bewiesen, daß morgen auch ein Tag sein wird und daß wir sterben werden? und doch, was wird allgemeiner geglaubt? Also die Gewohnheit überzeugt uns davon, sie ists, die so viel Türken und Heiden macht, sie ists die die Handwerker macht, die Soldaten u. s. w.*) Freilich muß man nicht mit ihr anfangen um die Wahrheit zu finden; aber man muß zu ihr die Zuflucht nehmen, wenn der Geist ein Mal gesehn hat, wo die Wahrheit ist, damit sie uns erfrische und stärke mit jenem Glauben, der uns jede Stunde entschwindet, denn die Beweise für denselben immer gegenwärtig zu haben ist zu viel verlangt. Man muß sich einen geläufigern Glauben verschaffen, das ist der Glauben der Gewohnheit, die ohne Heftigkeit, ohne Kunst, ohne Beweis uns die Dinge glauben macht und alle unsere Kräfte zu diesem Glauben hinneigt, so daß unsere Seele von selbst hineingeräth. Das ist nicht genug nur durch die Kraft der Beweisführung zu glauben, wenn die Sinne uns drängen, das Gegentheil zu glauben. Wir müssen also unsere beiden Theile gleichen Schritt halten lassen, den Geist durch die Gründe, die ein Mal im Leben erkannt zu haben genügt, und die Sinne durch die Gewohnheit und zwar indem man ihnen nicht erlaubt sich nach der entgegengesetzten Seite zu neigen.

*) Th. 1. A. 6. §. 4. S. 136.

Vierter Abschnitt.

Kennzeichen der wahren Religion.

1.

Die wahre Religion muß zum Kennzeichen haben, daß sie verpflichtet, Gott zu lieben. Das ist sehr richtig und doch hat keine als die unsere es geboten. Sie muß ferner erkannt haben die Begierde des Menschen und sein Unvermögen aus sich selbst die Tugend zu erwerben. Sie muß dazu die Mittel herbeigeschafft haben, unter denen das Gebet das vorzüglichste ist. Unsre Religion hat alles das gethan und keine andre hat jemals von Gott begehrt ihn zu lieben und ihm zu dienen. *)

2.

Soll eine Religion wahr sein, so muß sie unsere Natur erkannt haben. Denn die wahre Natur des Menschen, sein wahres Glück, die wahre Tugend und die wahre Religion sind Dinge, deren Erkenntniß untrennbar ist. Sie muß erkannt haben die Größe und die Niedrigkeit des Menschen und den Grund der einen wie der andern. Welche andere Religion als die christliche hat dies Alles erkannt?

3.

Die andern Religionen z. B. die heidnischen sind viel mehr fürs Volk, denn sie bestehn alle in Aeußerlichkeiten, aber sie sind nicht für die Gebildeten. Eine rein geistige Religion würde mehr für die Gebildeten geeignet sein, aber sie würde nicht dem Volke nützen. Die christliche Religion allein ist für alle geeignet, da sie gemischt ist aus Aeußerli-

*) Voltaire meint bei dieser Stelle, daß Epiktet und Marc Aurel beständig davon reden Gott zu lieben und ihm zu dienen; allerdings thun sie das. Aber es handelt sich hier darum, daß der Christ im Gefühl seines Unvermögens das Vermögen zu lieben und zu dienen von Gott begehrt und das thun jene nicht und das ist das eigentlich Christliche.

chem und Innerlichem. Sie erhebt das Volk zum Innerlichen und erniedrigt die Stolzen zum Aeußerlichen und ist nicht vollkommen ohne beides. Denn das Volk muß den Geist des Buchstabens vernehmen und die Gebildeten müssen ihren Geist dem Buchstaben unterwerfen und ausüben, was äußerlich ist.

4.

Wir sind hassenswerth, davon überzeugt uns die Vernunft. Aber keine andre Religion als die christliche lehrt sich zu hassen. Keine andre Religion kann also angenommen werden von denen, die wissen, daß sie nichts als Haß verdienen. Keine andre Religion als die christliche hat erkannt, daß der Mensch das herrlichste Geschöpf ist und zugleich das elendeste. Die Einen haben gut erkannt die Realität seiner Herrlichkeit und haben die Gefühle der Niedrigkeit, welche der Mensch von Natur aus sich selbst hat, als Feigheit und Undank angesehn und die andern haben gut erkannt, wie sehr diese Niedrigkeit wirklich ist und haben diese Gefühle von Größe, die dem Menschen so natürlich sind, als einen lächerlichen Stolz behandelt. Keine Religion als die unsere hat gelehrt, daß der Mensch in Sünde geboren wird. Keine Partei unter den Philosophen hat es gesagt. Keine hat also wahr geredet.

5.

Da Gott verborgen ist, so ist jede Religion, die nicht sagt, daß Gott verborgen ist, nicht die wahre und jede Religion, die nicht den Grund davon angiebt, ist nicht belehrend, die unsere thut das alles.*) Diese Religion, die darin besteht zu glauben, daß der Mensch von einem Stande der Ehre und der Gemeinschaft mit Gott herabgefallen ist zu einem Stande der Traurigkeit, Buße und Entfernung von Gott, aber daß er endlich wieder hergestellt werden wird

*) Jes. 45. 15.

durch einen Messias, der kommen soll, ist immer auf der Erde gewesen. Alle Dinge sind vorüber gegangen, aber sie, für die alle Dinge sind, ist bestehn geblieben. Denn Gott wollte sich ein heiliges Volk bilden, das er von allen andern Nationen absondern, von seinen Feinden befreien und an einen Ort der Ruhe versetzen wollte, er hat verheißen es zu thun und dazu in die Welt zu kommen und hat durch seine Propheten die Zeit und die Art seiner Zukunft vorausgesagt. Und doch um die Hoffnung seiner Erwählten in allen Zeiten fest zu machen hat er ihnen immer davon Bilder und Vorbilder zu schauen gegeben und hat sie nie ohne Versicherungen seiner Macht und seines Rathschlusses zu ihrem Heil gelassen. Denn bei der Schöpfung des Menschen war Adam der Zeuge und Empfänger der Verheißung des Heilands, der vom Weibe geboren werden sollte. Und obgleich die Menschen, noch so nahe an der Schöpfung, nicht vergessen haben konnten ihre Schöpfung und ihren Fall und die Verheißung eines Erlösers, die Gott ihnen gegeben, dennoch da sie in diesem ersten Alter der Welt sich zu allen Arten von Sünden hinreißen ließen, gab es doch unter ihnen Heilige wie Henoch, Lamech u. a. die in Geduld erwarteten den Christum, der von Anbeginn der Welt verheißen war. Darnach hat Gott Noah gesandt, welcher die Bosheit der Menschen aufs Höchste gestiegen sah und hat ihn errettet, indem er die ganze Erde überschwemmte, durch ein Wunder, das genugsam bewies sowohl die Macht, die er hatte die Welt zu retten, als auch den Willen, den er hatte es zu thun und vom Weibe geboren werden zu lassen, welchen er verheißen. Dies Wunder genügte um die Hoffnung der Menschen fest zu machen und da noch das Andenken daran ganz frisch unter ihnen war, that Gott dem Abraham, der ganz von Götzendienern umringt war, Verheißungen und ließ ihn erkennen das Geheimniß des Mes-

sias, den er senden wollte. Zur Zeit von Isaak und Jakob hatte der Greuel sich über die ganze Erde verbreitet, aber diese Heiligen lebten im Glauben und Jakob, da er starb und seine Kinder segnete, rief in einer Verzückung, die seine Rede unterbrach: Ich warte, o mein Gott, auf den Heiland, den du verheißen hast. Herr, ich warte auf dein Heil. (1. Mose 49. 18.)

Die Aegypter waren durch Götzendienst und durch Zauberei verunreinigt; das Volk Gottes selbst wurde mitgerissen von ihrem Beispiel. Aber Moses und andre sahen doch den, den sie nicht sahen und beteten ihn an, bedenkend die ewigen Güter, die er ihnen bereitete.

Die Griechen und die Römer verbreiteten darnach die Herrschaft der falschen Gottheiten; die Dichter haben verschiedene Götterlehren gemacht; die Philosophen haben sich in tausend verschiedene Parteien getheilt und doch gab es immer im Herzen von Judäa auserwählte Menschen, welche die Zukunft jenes Messias vorher sagten, der nur von ihnen gekannt war.

Er ist endlich gekommen in der Erfüllung der Zeiten und seitdem hat man so viel Kirchentrennungen und Ketzereien entstehn sehn, so viel Staatsumwälzungen, so viel Veränderungen in allen Dingen, aber diese Kirche, die den anbetet, der immer angebetet worden ist, hat bestanden ohne Unterbrechung. Und was bewundernswerth ist, unvergleichlich und ganz göttlich, das ist, daß diese Religion, die immer bestanden hat, immer bekämpft worden ist. Tausend Mal ist sie einer allgemeinen Zerstörung ganz nahe gewesen und alle Mal, wenn sie in diesem Zustand war, hat Gott sie wieder erhoben durch außergewöhnliches Hineingreifen seiner Macht, das ist zum Erstaunen und um so mehr, da sie sich behauptet hat ohne sich zu beugen und zu schmiegen unter den Willen der Tyrannen.

6.

Die Staaten würden untergehn, wenn man nicht oft die Gesetze sich nach der Nothwendigkeit schmiegen ließe. Aber nie hat die Religion das gelitten und nie so verfahren. Auch braucht man entweder diese Anbequemungen oder Wunder. Es ist nichts Besonders, daß man sich erhält, wenn man sich schmiegt und das heißt eigentlich nicht sich behaupten. Und doch gehen die Staaten zuletzt auch noch ganz unter, es giebt keinen, der funfzehn Jahrhunderte gedauert hätte. Aber daß diese Religion sich immer behauptet hat und zwar unbeugsam, das ist göttlich.

7.

Es wäre zu viel Finsterniß, wenn die Wahrheit nicht sichtbare Kennzeichen hätte. Das ist nun ein bewunderns-würdiges Kennzeichen, daß sie sich immer erhalten hat in einer Kirche und einer sichtbaren Gemeinschaft. Es wäre zu viel Helligkeit, wenn es nur eine Meinung in dieser Kirche gäbe, aber um zu erkennen, welches das Wahre ist, braucht man nur zu sehn was immer darin gewesen ist; denn es ist gewiß, daß das Wahre immer und nie das Falsche darin Bestand gehabt hat. So ist immer an den Messias geglaubt worden. Die Ueberlieferung von Adam war noch neu in Noah und in Mose. Die Propheten haben ihn voraus verkündigt, indem sie immer auch noch andre Dinge voraus sagten, deren Ausgang von Zeit zu Zeit vor den Augen der Menschen sich ereignend, die Wahrheit ihrer Sendung bewies und folglich auch die Wahrheit ihrer Verheißungen in Betreff des Messias. Sie haben alle gesagt: das Gesetz, welches sie hatten, wäre nur einstweilen gegeben bis auf das Gesetz des Messias, bis dahin wäre es in Kraft, aber das andre würde ewig dauern und so würde ihr Gesetz oder das des Messias, von dem es die Verheißung war, immer auf der Erde sein. Wahrlich es hat immer

gedauert und Jesus Christus ist unter allen den voraus gesagten Umständen gekommen. Er hat Wunder gethan und so auch die Apostel, welche die Heiden bekehrt haben und da die Prophezeiungen dadurch erfüllt worden sind, ist der Messias für immer bewährt.

8.

Ich sehe mehre Religionen, einander entgegen gesetzt und folglich alle falsch, ausgenommen eine. Jede fordert Glauben auf ihre eigne Autorität und drohet den Ungläubigen. Ich glaube ihnen darin doch nicht, jeder kann das sagen, jeder kann sich einen Propheten nennen. Aber ich sehe die christliche Religion und finde in ihr erfüllte Weissagungen und eine Anzahl von Wundern so wohl beglaubigt, daß man vernünftiger Weise nicht daran zweifeln kann und das finde ich nicht in den andern.

9.

Die Religion allein, die wider die Natur in ihrem gegenwärtigen Zustande ist, die alle unsre Freuden bekämpft und die auf den ersten Anblick gegen den gemeinen Menschenverstand zu sein scheint, ist die einzige, die immer gewesen ist.*)

10.

Die ganze Einrichtung der Dinge muß zum Zweck haben

*) Wenn Pascal hier sagt, daß die eine wahre Religion alle unsre Freuden bekämpft, so erinnert uns dieser Rigorismus an seine von ihm selbst befolgten Lebensregeln allem Vergnügen und allem Ueberflüssigen zu entsagen. s. Leben S. 34. Diesem mönchischen Rigorismus stellen wir den heitern Sinn des Heilandes entgegen, der wie ein andrer Mensch aß und trank (Matth. 11. 19. Joh. 2. 1. ff. Ap. Gesch. 10. 41 u. a.) und das Gebot der Schrift, daß der Mensch sich der Gaben Gottes freue und ein fröhlicher Geber und Empfänger sein soll. (Pred. 11. 9. ff. Ps. 104. 15 u. a.) — Daß aber hier ferner gesagt ist: die christliche Religion sei immer gewesen, das ist in dem wahrhaft rechtgläubigen Sinn gesprochen, dem gemäß alle Offenbarungen Gottes von Anbeginn der Welt an zusammen als ein großes Ganzes, als ein einziger Rathschluß der ewigen Gnade Gottes in Christo anzusehen sind. Vgl. §. 6. 7. 12. S. 256 u. 262.

die Befestigung und die Größe der Religion, die Menschen müssen in sich Gesinnungen haben, welche dem, was sie uns lehrt, gemäß sind, genug, sie muß so sehr der Gegenstand und der Mittelpunkt sein, zu dem alle Dinge hinstreben, daß wer ihre Principien versteht, im Stande sein muß Auskunft zu geben über die ganze Natur des Menschen im Besondern und über die ganze Einrichtung der Welt im Allgemeinen.

Von diesem Punkt aus nehmen die Gottlosen Anlaß die christliche Religion zu lästern, weil sie sie schlecht kennen. Sie bilden sich ein, daß sie einfach allein in der Anbetung eines Gottes bestehe, der als groß, mächtig und ewig verehrt wird. Das ist eigentlich der Deismus, der fast eben so entfernt ist von der christlichen Religion als der Atheismus, der ihr gänzlich entgegen steht. Und daraus schließen sie, daß diese Religion nicht wahr sei, weil, wenn sie es wäre, Gott sich den Menschen durch so fühlbare Erweisungen offenbaren müßte, daß unmöglich jemand ihn verkennen könnte.

Aber mögen sie daraus schließen was sie wollen gegen den Deismus, sie werden nichts daraus schließen gegen die christliche Religion, welche erkennt, daß seit dem Sündenfall Gott sich den Menschen durchaus nicht mehr so augenscheinlich zeigt, wie er es thun könnte und welche eigens besteht in dem Geheimniß des Erlösers, der in sich die zwei Naturen, göttliche und menschliche, vereinigend die Menschen von dem Verderben der Sünde zurück gezogen hat um sie wieder mit Gott zu versöhnen in seiner göttlichen Person.

Sie lehrt also die Menschen diese zwei Wahrheiten, daß es einen Gott giebt, den sie fassen können und daß es ein Verderben in der Natur giebt, das sie seiner unwürdig macht. Es ist für den Menschen gleich wichtig sowohl das eine wie das andere dieser beiden Stücke zu kennen und es ist ihm gleich gefährlich, Gott zu kennen ohne sein Elend

und sein Elend zu kennen ohne den Erlöser, der ihn davon heilen kann. Eine von diesen Kenntnissen allein macht entweder den Hochmuth der Philosophen, die Gott gekannt haben und nicht ihr Elend oder die Verzweiflung der Atheisten, die ihr Elend kennen ohne Erlöser. Und also wie es gleiche Nothwendigkeit für den Menschen ist diese beiden Stücke zu kennen, so ist es gleiche Barmherzigkeit Gottes, daß er sie uns erkennen ließ. Das thut die christliche Religion, gerade darin besteht sie. Man untersuche die Ordnung der Welt in dieser Hinsicht und sehe, ob nicht alle Dinge darauf hingehen die beiden Hauptstücke dieser Religion fest zu stellen.

11.

Sieht man nicht, daß man voll ist von Stolz, Hochmuth, Begierde, Schwäche, Elend, Ungerechtigkeit, so ist man sehr blind. Und wenn man es erkennt und nicht wünscht davon befreit zu werden, was soll man von einem unvernünftigen Menschen sagen? Wie kann man denn anders als Achtung haben vor einer Religion, die so gut die Fehler des Menschen kennt, wie anders als Verlangen nach der Wahrheit einer Religion, die dafür so wünschenswerthe Heilmittel verspricht?

12.

Es ist unmöglich alle Beweise für die christliche Religion zusammen auf ein Mal ins Auge zu fassen ohne ihre Stärke zu empfinden, welcher kein vernünftiger Mensch widerstehen kann.

Man betrachte ihre Gründung; daß eine Religion, so gegen die Natur, sich gegründet hat durch sich selbst, so sanft, ohne alle Gewalt noch Zwang und dennoch so stark, daß keine Qualen die Märtyrer verhindern konnten sie zu bekennen und daß alles das sich gemacht hat nicht bloß

ohne den Beistand irgend eines Fürsten, sondern trotz allen Fürsten der Erde, die sie bekämpft haben. *)

Man betrachte die Heiligkeit, die Erhabenheit und die Demuth eines christlichen Gemüths. Die heidnischen Philosophen haben sich bisweilen über die übrigen Menschen erhoben durch eine mehr geregelte Art zu leben und durch Gesinnungen, die einige Uebereinstimmung mit denen des Christenthums hatten. Aber sie haben nie als Tugend erkannt was die Christen Demuth nennen und sie würden sie sogar für unverträglich mit den andern Tugenden, zu denen sie sich bekannten, gehalten haben. Nur die christliche Religion hat gewußt Dinge zu vereinigen, die bis dahin so entgegengesetzt erschienen; nur sie hat die Menschen gelehrt, daß die Demuth weit davon entfernt ist, mit den andern Tugenden unverträglich zu sein, daß vielmehr ohne sie alle andre Tugenden nichts als Laster und Fehler sind. **)

Man betrachte die wunderbaren Herrlichkeiten der heiligen Schrift, die unzählig sind, die Größe und die mehr als menschliche Erhabenheit der Dinge, die sie enthält und die bewundernswürdige Einfachheit ihrer Sprache, die nichts Ge-

*) Die Fürsten kamen immer hinterher. Das Christenthum war längst ausgebreitet, als erst die Kaiser sich dessen annahmen; die Reformation war in vollem Gange, als erst die Fürsten Partei ergriffen. Ja, das Hinzutreten der weltlichen Herrlichkeit zur stillen Gemeine ist auch immer schon das Zeichen und der Anfang von dem Erstarren der lebendigen Urformen, von dem Verschwinden der ursprünglichen Einfachheit, von dem Weltlichwerden der Kirche. Vgl. Schleiermachers Reden, 2te Aufl. S. 256. ff.

**) Vgl. Th. 1. A. 11. §. 3. S. 214. Man hat sich oft vor dem Wort geschent, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster genannt werden; aber sie sind es doch, in so fern ihnen dabei die eigentliche Demuth fehlt. Sie sprechen von Demuth; so Plato, noch mehr Epiktet; aber zum Grunde liegt doch immer das Wohlgefallen am Ich, an der Würde des Ichs, also Stolz. Das ist nicht die christliche Demuth, die von dem eignen Verderben und Unvermögen ausgehend, nur der Gnade Gottes die Ehre giebt und auf sie allein hofft.

zirtes, nichts Gesuchtes hat und einen Charakter der Wahrheit an sich trägt, den man nicht ableugnen kann.

Man betrachte die Person Christi im Besondern. Welche Meinung man auch von ihm habe, man kann nicht in Abrede stellen, daß er einen sehr großen und sehr hohen Geist besaß, von welchem er schon in seiner Kindheit Beweise gegeben hatte vor den Schriftgelehrten und doch, statt nun sorgfältig seine Fähigkeiten durch Studium und Umgang mit den Gelehrten aus zu bilden, bringt er dreißig Jahre seines Lebens mit Händearbeit *) und in einer gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt zu und während der drei Jahre seines Predigtamts beruft er zu seinen Gefährten und wählt zu seinen Aposteln Menschen ohne Wissenschaft, ohne gelehrte Bildung, ohne Ansehn und macht sich zu Feinden diejenigen, welche für die gelehrtesten und weisesten seiner Zeit galten. Das ist ein wunderliches Benehmen für einen Mann, der die Absicht hat eine neue Religion zu stiften.

Man betrachte im Besondern diese Apostel, die Jesus gewählt hat, diese Leute ohne Wissenschaft, ohne Gelehrsamkeit und die mit einem Mal sich gelehrt genug finden um die klügsten Philosophen zu schlagen und stark genug um den Königen und Tyrannen zu widerstehen, die sich der Gründung der von ihnen verkündigten christlichen Religion entgegensetzten.

Man betrachte diese herrliche Reihe von Propheten, die sich einander zweitausend Jahre lang gefolgt sind, und die in so vielfach verschiedener Weise alles voraus gesagt haben bis auf die geringsten Umstände vom Leben Jesu Christi, von seinem Tode, von seiner Auferstehung, von der Sendung der Apostel, von der Predigt des Evangelii, von der Bekehrung der Völker, und von mehren andern Dingen in

*) Wer weiß das?

Betreff der Gründung des Christenthums und Abschaffung des Judaismus.

Man betrachte die bewunderungswürdige Erfüllung dieser Prophezeiungen, die so vollkommen mit der Person Jesu Christi zusammentreffen, daß es unmöglich ist ihn nicht zu erkennen, wenn man sich nicht selbst blind machen will.

Man betrachte den Zustand der Jüdischen Nation vor und nach der Erscheinung Jesu, ihren blühenden Zustand vor der Erscheinung des Heilandes und ihren Zustand voll Elend, seitdem sie ihn verworfen haben; denn sie sind noch heute ohne irgend ein äußerliches Kennzeichen von Religion, ohne Tempel, ohne Opfer, zerstreut über die ganze Erde, verachtet und zurückgewiesen von allen Völkern.

Man betrachte die beständige Dauer der christlichen Religion, die immer da gewesen ist *) seit Anbeginn der Welt, sowohl in den Heiligen des alten Testaments, die in der Erwartung Jesu Christi lebten vor seiner Erscheinung, als auch in denen, die ihn angenommen und an ihn geglaubt haben seit seiner Erscheinung, wogegen keine andere Religion die beständige Dauer hat, die das Hauptkennzeichen der wahren Religion ist.

Endlich betrachte man die Heiligkeit dieser Religion, ihre Lehre, die Grund giebt von allem selbst von den Widersprüchen im Menschen und alle die andern ungewöhnlichen, übernatürlichen und göttlichen Dinge, die darin von allen Seiten hervorstralen.

Und nach alle dem urtheile man, ob es möglich sei zu zweifeln, daß die christliche Religion die einzige wahre ist, und ob je eine andere etwas gehabt hat, was ihr nahe käme

*) Vgl. §. 9. S. 257. Anm.

Fünfter Abschnitt.

Die wahre Religion bewiesen durch die Widersprüche im Menschen und durch die Erbsünde.

1.

Die Größe und das Elend des Menschen ist so sichtlich, daß nothwendig die wahre Religion uns lehren muß: wie in ihm ein großer Keim von Größe und zu gleicher Zeit ein großer Keim von Elend liegt. Denn die wahre Religion muß unsere Natur bis auf den Grund kennen d. h. sie muß kennen alles, was sie Großes hat und was sie Elendes hat und den Grund von dem einen wie von dem andern. Sie muß ferner uns Auskunft geben über die erstaunlichen Widersprüche, die hier vorkommen. Giebt es einen einzigen Ungrund von Allem, ein einziges Ende von Allem, so muß die wahre Religion uns lehren nur dies an zu beten und zu lieben. Aber da wir uns unvermögend finden an zu beten was wir nicht kennen und was anders als uns zu lieben, so muß die Religion, welche uns über diese Pflichten belehrt, uns auch über dieses Unvermögen belehren und uns die Heilmittel dawider geben.

Sie muß, um den Menschen glücklich zu machen, ihm zeigen, daß ein Gott ist, daß man verpflichtet ist ihn zu lieben, daß unsere wahre Glückseligkeit darin besteht ihm an zu gehören und unser einziges Unglück darin von ihm getrennt zu sein. Sie muß uns lehren, daß wir voll Finsterniß sind, die uns verhindert ihn zu kennen und zu lieben und daß wir also, indem unsre Pflichten uns verbinden Gott zu lieben und unsre böse Lust uns davon abwendet, voll Ungerechtigkeit sind. Sie muß uns Auskunft geben über den Widerstand, den wir gegen Gott und gegen unser eignes Wohl ausüben. Sie muß uns die Heilmittel lehren und die Wege diese Heilmittel zu erlangen. Man prüfe in dieser Hinsicht alle Religionen der Welt und sehe, ob es eine außer der christlichen giebt, die hierin genüge.

Sollte es etwa die sein, welche die Philosophen lehrten, die uns als einziges Glück ein Glück aufstellen, das in uns ist? Ist das das wahre Glück? Haben sie das Heilmittel gefunden für unsre Uebel? Heißt das den Hochmuth des Menschen heilen, wenn man ihn Gott gleich stellt? Und wiederum die, welche uns den Thieren gleichstellen und uns die Freuden der Erde als einziges Glück bezeichneten, haben sie das Heilmittel geschaffen für unsre Begierden? Erhebe deine Augen zu Gott, sagen die einen, da ist der, dem du gleichst und der dich gemacht hat um ihn an zu beten, du kannst dich ihm ähnlich machen, die Weisheit wird dich ihm gleichstellen, wenn du ihr folgen willst. Die andern sagen: Schlage deine Augen zur Erde nieder, armseliger Wurm, der du bist und siehe die Thiere an, du bist ihres Gleichen.

Was wird denn aus dem Menschen? Wird er gleich sein Gott oder den Thieren? Welcher entsetzliche Abstand! Was wird dann aus uns? Welche Religion wird uns lehren den Hochmuth heilen und die Begierde? Welche Religion wird uns lehren unser Glück, unsre Pflichten, die Schwächen, die uns davon abwenden, die Heilmittel, die sie heilen können, und den Weg diese Mittel zu erlangen? Wir wollen hören, was uns hierüber die Weisheit Gottes sagt, die in der christlichen Religion zu uns spricht.

Umsonst, o Mensch, suchst du in dir selbst das Heilmittel für dein Elend. Alle deine Geisteskräfte können nicht weiter kommen als bis zu der Erkenntniß, daß du nicht in dir die Wahrheit und das Glück finden wirst. Die Philosophen haben es dir versprochen, sie haben es aber nicht leisten können. Sie wissen weder, welches dein wahres Glück noch welcher dein wahrer Zustand ist. Wie hätten sie Heilmittel für deine Leiden geben sollen, da sie sie nicht ein Mal erkannt haben? Deine hauptsächlichen Krankheiten sind der Hochmuth, der dich Gott entzieht und die Begierde, die dich

an die Erde heftet und sie haben nichts weiter gethan als zum wenigsten eine von diesen Krankheiten unterhalten. Haben sie dir Gott zum Gegenstand der Betrachtung gegeben, so ist das nur gewesen um den Hochmuth zu üben. Sie machten dich glauben, daß du ihm durch deine Natur ähnlich seist. *) Und diejenigen, welche die Eitelkeit dieser Anmaßung einsahn, haben dich in den andern Abgrund gestürzt, indem sie dir zeigten, daß deine Natur der Natur der Thiere gleich sei und haben dich dazu gebracht dein Glück in den Begierden zu suchen, welche das Theil der Thiere sind. Das ist nicht der Weg dich über deine Ungerechtigkeiten zu belehren. Erwarte also von den Menschen weder Wahrheit noch Trost. Ich bins, die dich geschaffen hat und die allein dich lehren kann, wer du bist. Du bist jetzt nicht mehr in dem Stande, in welchem ich dich geschaffen habe. Ich schuf den Menschen heilig, unschuldig, vollkommen. Ich erfüllte ihn mit Licht und Vernunft. Ich offenbarte ihm meine Ehre und meine Wunder. Das Auge des Menschen sah dazumal die Herrlichkeit Gottes. Er war nicht in der Finsterniß, die ihn blind macht, noch hatte er die Sterblichkeit und das Elend, die ihn quälen. Aber er hat so viel Ehre nicht tragen können ohne in Uebermuth zu fallen. Er wollte sich zum Mittelpunkt von sich selbst machen und unabhängig sein von meiner Hilfe. Er entzog sich meiner Herschaft und da er sich mir gleichstellte aus Verlangen seine Glückseligkeit in sich selbst zu finden, da habe ich ihn sich selbst überlassen und habe alle Geschöpfe, die ihm unterwor-

*) „Als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechtes." (Ap. Gesch. 17. 28.) Die heidnischen Poeten stärkten mit solchem Ausspruch den Hochmuth; aber wenn der Apostel ihn zu dem seinigen annahm, so geschah das, indem er die Menschen demüthigte und ihnen darthat, daß sie nicht ihrem natürlichen Wesen nach des göttlichen Geschlechts zu sein sich rühmen dürften, sondern nur durch die Erlösung aus Gnaden in Gottes Gemeinschaft aufgenommen würden.

sen waren, aufgereizt und ihm zu Feinden gemacht,*) so daß jetzt der Mensch den Thieren ähnlich geworden ist und in einer solchen Entfernung von mir steht, daß ihm kaum noch ein ungewisser Schimmer von seinem Urheber bleibt; so viel von seinen Erkenntnissen sind ausgelöscht und getrübt worden! Die Sinne, unabhängig von der Vernunft und oft Herren der Vernunft, haben ihn mitgerissen den Freuden nach zu jagen. Alle Geschöpfe plagen oder versuchen ihn und herschen über ihn, indem sie ihn entweder unterwerfen durch ihre Stärke und ihn berücken durch ihre Reize, was eine noch schrecklichere und noch gebieterischere Herschaft ist.

Das ist der Zustand, in welchem die Menschen jetzt sind. Ihnen bleibt ein mächtiger Trieb nach Glück von ihrer ersten Natur und sie sind versunken im Elend ihrer Blindheit und ihrer Begierde, das ihre zweite Natur geworden ist.

2.

Aus diesen Principien, die ich dir hier darlege, kannst du erkennen die Ursache von so vielen Widersprüchen, die alle Menschen in Erstaunen gesetzt und sie in Parteien getheilt haben. Beobachte nun alle die Empfindungen von Größe und Ehre, welche das Gefühl von so viel Elend nicht ersticken kann und siehe: ob nicht die Ursache davon eine andre Natur sein muß.

3.

Erkenne also, Hochmüthiger, welch ein Räthsel du dir selber bist! Demüthige dich, du ohnmächtige Vernunft, schweige, du gebrechliche Natur, wisse, daß der Mensch unendlich den Menschen übersteigt**) und lerne von deinem Herrn deinen wahren Stand, den du nicht kennst.

Denn genug, wäre der Mensch nie verderbt worden, so

*) Jes. 11. 6. Röm. 8. 21, 22.

**) Der Mensch, wie er sein soll, übersteigt weit den Menschen, wie er ist. Der eine wahre Mensch, das Ebenbild des Vaters, Jesus Christus, wie weit ragt er über uns alle hervor, die wir doch seine Brüder uns nennen dürfen und Miterben seiner Herrlichkeit sein sollen! (Röm. 8. 17.)

würde er der Wahrheit und der Glückseligkeit mit Sicherheit genießen. Und wäre der Mensch nie anders als verderbt gewesen, so würde er keinen Begriff haben weder von der Wahrheit noch von der Seligkeit. Aber unglücklich wie wir sind und unglücklicher als wenn es gar nichts Großes in unserm Wesen gäbe, haben wir eine Vorstellung vom Glück und können nicht dahin gelangen, wir empfinden einen Schimmer von Wahrheit und besitzen nur die Lüge, gleich unfähig gänzlich nicht zu wissen und zuverlässig zu wissen,*) so sehr ist es offenbar, daß wir auf einer Stufe von Vollkommenheit gewesen sind, von der wir unglücklich herabgefallen.

Was predigt uns denn dies heiße Verlangen und dieses Unvermögen, was anders als, daß es einstmals im Menschen ein wahres Glück gab, von welchem ihm jetzt nichts übrig ist als die Erinnerung und die ganz leere Spur, die er vergebens mit allem, was ihn umgiebt, aus zu füllen unternimmt, indem er in den Dingen, die nicht da sind, die Hilfe sucht, welche er von den gegenwärtigen nicht erhält und welche weder die einen noch die andern im Stande sind ihm zu geben, weil dieser unendliche Abgrund nur ausgefüllt werden kann durch einen unendlichen und unveränderlichen Gegenstand?

4.

Und doch ist es zum Erstaunen, daß das Geheimniß, welches unsrer Erkenntniß am Fernsten liegt, nämlich das Geheimniß von der Fortpflanzung der Erbsünde, eine Sache ist, ohne die wir keine Erkenntniß unser selbst haben können! Denn ohne Zweifel ist nichts so sehr unsrer Vernunft anstößig, als wenn man sagt, daß die Sünde des ersten Menschen strafbar gemacht habe diejenigen, die, so weit ab von jenem Ursprung, unfähig scheinen daran Theil zu neh-

*) Th. 1. A. 4. §. 1. S. 122.

men. Diese Fortpflanzung scheint uns nicht allein unmöglich, sie scheint uns sogar sehr ungerecht. Denn was kann mehr den Gesetzen unsrer erbärmlichen Gerechtigkeit zuwider sein als ewig ein des Wollens unfähiges Kind zu verdammen um einer Sünde willen, an der es so wenig Theil zu haben scheint, da sie begangen ist sechstausend Jahre, bevor es da war? Gewiß, nichts berührt uns unsanfter als diese Lehre. Und doch ohne dieses Geheimniß, das unbegreiflichste von allen, sind wir uns selbst unbegreiflich. Der Knoten unsers Wesens schürzt sich hin und her in diesem Abgrund; so daß der Mensch ohne dieses Geheimniß viel unbegreiflicher wird als dieses Geheimniß selbst ihm unbegreiflich ist.

Die Erbsünde ist eine Thorheit vor den Menschen, aber man giebt sie nicht dafür aus. Man darf daher nicht den Mangel der Vernunft in dieser Lehre zum Vorwurf machen, weil man ja nicht behauptet, daß die Vernunft sie erreichen könne *). Aber diese Thorheit ist viel weiser als alle Weisheit der Menschen; denn die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind (1. Cor. 1. 25.). Denn ohne diese Lehre, was soll man sagen, daß der Mensch sei? Sein ganzer Zustand hängt von diesem Punkt ab, der unbegreiflich ist. Und wie sollte er dessen gewahr worden sein durch seine Vernunft, da es eine Sache ist, die über seine Vernunft hinausgeht, und da seine Vernunft, weit entfernt es durch ihre Mittel zu erdenken, sich noch davon entfernt, wenn man es ihr darbietet?

5.

Da diese beiden Stände der Unschuld und der Verderbtheit uns offen vorliegen, so ist es unmöglich, daß wir sie nicht erkennen sollten. Laßt uns die Bewegungen unsers Herzens verfolgen, uns selbst beobachten und sehen: ob wir da nicht die lebendigen Züge dieser beiden Naturen finden werden. So

*) Th. 2. A. 17. §. 2.

viel Widersprüche, sollten die sich in einem einfachen Wesen vorfinden?

Dieses Doppelwesen des Menschen ist so sichtlich, daß schon einige geglaubt haben: wir hätten zwei Seelen; ein einfaches Wesen schien ihnen unfähig so großer und so plötzlicher Verschiedenheiten, einer schrankenlosen Anmaßung bei einem erschrecklichen Kleinmuth des Herzens.

So sind denn eben alle die Widersprüche, welche die Menschen, wie es schien, am Weitesten von der Erkenntniß einer Religion entfernen sollten, sie sind es, was sie vielmehr zur wahren Religion führen muß.

Ich für mein Theil bekenne: sobald die christliche Religion dieses Princip enthüllt, daß die Natur der Menschen verdorben und von Gott abgefallen ist, so öffnet das die Augen überall das Merkzeichen dieser Wahrheit zu sehn. Denn die Natur ist so beschaffen, daß sie überall einen verlorenen Gott anzeigt sowohl im Menschen als außer dem Menschen.

Ohne jene göttlichen Belehrungen was haben die Menschen anders thun können als entweder sich erheben in dem ihnen noch übriggebliebenen innern Gefühl ihrer vergangenen Größe oder zusammensinken im Anblick ihrer gegenwärtigen Schwachheit? Denn da sie nicht die Wahrheit ganz sehen, konnten sie nicht zu einer vollkommnen Tugend gelangen. *) Die einen betrachteten die Natur als unverdorben, die andern als unverbesserlich und so konnten sie nicht dem Stolz. oder nicht der Trägheit entgehn, welches die beiden Quellen aller Laster sind, weil sie nicht anders konnten als sich ihnen hingeben aus Feigheit oder ihnen entgehen aus Stolz Denn erkannten sie die Herrlichkeit des Menschen, so kannten sie nicht sein Verderben, so daß sie wohl die Trägheit vermieden, aber sie gingen unter im Stolz. Und erkannten sie die Gebrechlichkeit der Natur, so erkannten sie nicht ihre

*) Th. 1. A. 11. §. 3. S. 214.

Würde, so daß sie wohl die Eitelkeit vermeiden konnten, aber nur indem sie sich in die Verzweiflung stürzten.

Daraus entstehn die verschiedenen Parteien der Stoiker und der Epikuräer, der Dogmatisten und der Academiker u. s. w. Die christliche Religion allein hat diese beiden Laster heilen können, nicht das eine durch das andre vertreibend mit irdischer Weisheit, sondern das eine und das andere vertreibend mit der Einfachheit des Evangelii. Denn sie lehrt die Gerechten, die sie bis zum Theilhaben an der Göttlichkeit selbst erhebt, daß sie in diesem erhabenen Zustande noch mit sich tragen den Keim von alle dem Verderben, durch das sie während des ganzen Lebens dem Irrthum, dem Elend, dem Tode und der Sünde unterworfen sind und sie ruft auch den Gottlosesten zu, daß sie der Gnade ihres Erlösers fähig sind. So, da sie zittern macht welche sie rechtfertigt und tröstet, welche sie verdammt,*) mäßigt sie die Furcht wie die Hoffnung durch jene doppelte Fähigkeit zur Gnade und zur Sünde, die allen gemein ist, mit solcher weisen Gleichmäßigkeit, daß sie unendlich mehr demüthigt als die Vernunft allein es vermag, aber ohne zur Verzweiflung zu bringen und unendlich mehr erhebt als der natürliche Hochmuth, aber ohne auf zu blähen und so zeigt sie uns, daß es ihr, die einzig frei von Irrthum und Sünde ist, allein zukommt die Menschen zu belehren und zu bessern.

6.

Wir fassen weder den herrlichen Stand Adams nach das Wesen seiner Sünde, noch die Fortpflanzung derselben bis zu uns. Das sind Dinge, die sich in einem von dem unsern ganz verschiedenen Zustande der Natur zugetragen ha-

*) d. h. straft; denn von der ewigen Verdammniß kann hier nicht die Rede sein, vielmehr ist es die Züchtigung in der Gerechtigkeit, welche die Sünde verdammt, aber den Sünder mit Gnade tröstet, daß er sich bekehre und lebe. (Hesek. 18. 21—23.)

den und die unsre jetzige Fassungskraft übersteigen. Auch ist uns das alles unnütz um zu wissen, wie wir aus unserm Elend kommen mögen, und alles, was uns wichtig ist zu wissen, ist, daß wir durch Adam elend sind, verderbt, getrennt von Gott, aber erlöst durch Jesum Christum, und davon haben wir bewundernswerthe Beweise auf der Erde.

7.

Das Christenthum ist seltsam! Es gebeut dem Menschen zu bekennen, daß er böse ist, ja sogar abscheulich und es gebeut ihm zugleich Gott ähnlich sein zu wollen. Ohne ein solches Gegengewicht würde jene Erhebung ihn erschrecklich eitel oder jene Erniedrigung erschrecklich verworfen machen.

Das Elend bringt zur Verzweiflung, die Größe flößt Anmaßung ein.

8.

Die Menschwerdung zeigt dem Menschen die Größe seines Elends durch die Größe des Heilmittels, das nöthig gewesen.

9.

Man findet in der christlichen Religion nicht eine Erniedrigung, die uns zum Guten unfähig machte, noch eine Heiligkeit frei vom Bösen. Es giebt keine Lehre, die mehr für den Menschen geeignet wäre als die, welche ihn über seine doppelte Fähigkeit die Gnade zu empfangen und zu verlieren, belehrt; denn er ist der doppelten Gefahr der Verzweiflung und des Hochmuths ausgesetzt.

10.

Die Philosophen schrieben nie Gesinnungen vor, die den beiden Ständen gemäß waren. Sie flößten bloß Empfindungen von Größe ein und das ist nicht der Stand des Menschen. Sie flößten bloß Empfindungen von Niedrigkeit ein und das ist eben so wenig der Stand des Menschen. Es bedarf der Empfindungen von Niedrigkeit, nicht aber von Niedrigkeit aus Natur, sondern aus Buße, nicht um darin

zu verbleiben, sondern um zur Größe zu schreiten. Es bedarf der Empfindungen von Größe, aber von einer Größe, die aus der Gnade komme und nicht aus dem Verdienst und zwar nachdem der Mensch durch die Niedrigkeit hindurchgegangen.

11.

Niemand ist so glücklich wie ein wahrer Christ, niemand so vernünftig, tugendhaft, liebenswürdig. Mit wie wenig Stolz glaubt ein Christ sich vereint mit Gott? Mit wie wenig Wegwerfung stellt er sich dem Wurm der Erde gleich?

Wer kann denn sich weigern diesen himmlischen Offenbarungen zu glauben und sie an zu beten? Denn ist es nicht klarer als der Tag, daß wir in uns unauslöschliche Züge von Herrlichkeit fühlen? Und ist es nicht eben so wahr, daß wir jede Stunde die Wirkungen unsrer beklagenswerthen Lage erfahren? Was ruft uns denn dieses Chaos und diese ungeheure Verwirrung zu, was anders als die Wahrheit dieser beiden Stände und mit einer so mächtigen Stimme, daß es unmöglich ist, ihr zu widerstehn?

12.

Was die Menschen verhindert zu glauben, daß sie fähig sind eins zu werden mit Gott, ist nichts anders als die Einsicht ihrer Niedrigkeit. Aber haben sie diese recht aufrichtig, so mögen sie sie auch so weit verfolgen als ich und anerkennen, wie diese Niedrigkeit wirklich von der Art ist, daß wir aus uns selbst unfähig sind zu erkennen, ob nicht seine Barmherzigkeit uns seiner fähig machen kann. Denn ich möchte wohl wissen, wo dieses Geschöpf, das sich so schwach fühlt, das Recht her hat die Barmherzigkeit Gottes zu messen und ihr Grenzen zu setzen, die seine Phantasie ihm eingiebt. Der Mensch weiß so wenig was Gott ist, als er weiß was er selber ist und ganz verwirrt in der Erkenntniß seines eignen Standes wagt er zu behaupten, daß Gott ihn nicht seiner Gemeinschaft fähig machen könne! Aber ich möchte ihn fra-

gen: ob Gott was anders von ihm verlangt, als daß er ihn liebe und kenne und warum er glaubt, Gott könne sich ihm nicht zu erkennen und zu lieben geben, da er doch von Natur der Liebe und Erkenntniß fähig ist. Denn es ist kein Zweifel: er erkennt wenigstens, daß er ist und daß er etwas liebt. Also wenn er doch etwas sieht in der Finsterniß, worin er ist und wenn er doch einen Gegenstand der Liebe unter den irdischen Dingen findet, warum, wenn Gott ihm einige Strahlen seines Wesens giebt, soll er nicht fähig sein ihn zu erkennen und ihn zu lieben in der Art, wie es Gott gefällt sich ihm mit zu theilen? Es liegt also ohne Zweifel eine unerträgliche Anmaßung in dieser Art von Urtheilen, obgleich sie gegründet scheinen auf eine scheinbare Demuth, die weder aufrichtig noch vernünftig ist, wenn sie uns nicht dahin bringt zu gestehn, daß wir aus uns selbst nicht wissen, wer wir sind, und es nur von Gott lernen können.

Sechster Abschnitt.

Unterwerfung und Gebrauch der Vernunft.

1.

Der letzte Schritt der Vernunft ist, daß sie erkennet, es giebt unzählige Dinge, die sie übersteigen. Sie ist sehr schwach, wenn sie nicht bis so weit geht. Man muß verstehen zu zweifeln, wo es sein muß, zu behaupten, wo es sein muß und sich zu unterwerfen, wo es sein muß. Wer das nicht thut, kennt nicht die Kraft der Vernunft. Manche sündigen gegen diese drei Principien, entweder indem sie alles behaupten als beweisend, weil sie sich nicht auf Beweise verstehn, oder indem sie an allem zweifeln, weil sie nicht wissen, wo man sich unterwerfen muß, oder indem sie sich in allem unterwerfen, weil sie nicht wissen, wo man urtheilen soll.

2.

Unterwirft man alles der Vernunft, dann hat unsere Religion nichts Geheimnißvolles und nichts Uebernatürliches. Verletzt man die Grundsätze der Vernunft, dann wird unsre Religion abgeschmackt und lächerlich.

Die Vernunft, sagt der heilige Augustinus, würde sich nie unterwerfen, wenn sie nicht einsähe, daß es Fälle giebt, wo sie sich unterwerfen soll. Es ist also recht, daß sie sich unterwerfe, wo sie einsieht, daß sie sich unterwerfen soll und daß sie sich nicht unterwerfe, wo sie mit Grund urtheilt, daß sie es nicht thun soll; aber man muß sich in Acht nehmen, daß man sich nicht täusche.*)

3.

Die Frömmigkeit ist verschieden von dem Aberglauben. Die Frömmigkeit bis zum Aberglauben treiben heißt sie zerstören. Die Ketzer rücken uns solche abergläubische Unterwerfung**) vor. Wir thun was sie uns vorrücken, wenn wir diese Unterwerfung fordern in den Dingen, die nicht Gegenstände der Unterwerfung sind.

Nichts ist mehr der Vernunft gemäß als die Verleugnung der Vernunft in Glaubenssachen und nichts so der Vernunft zuwider als die Verleugnung in Sachen, die nicht

*) Ganz richtig; aber wie soll man sich in Acht nehmen und wo ist die Gränze? Darüber wird beständig Streit der Menschen unter einander und des einzelnen mit sich selbst sein. Jeder Zeit werden wir uns allein auf den heiligen Geist berufen können, der unserm Geist Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder sind und daß der Geist Wahrheit ist; aber dieses Zeugniß wird immer wieder dem natürlichen Menschen eine Thorheit sein; vgl. Röm. 8. 16. 1. Joh. 5. 6. 1. Kor. 2. 14. Gleich §. 3. zeigt die bleibende Uneinigkeit zwischen Katholiken und Protestanten (Ketzern). Wo ist das Kriterium, nach welchem die Gränze für die Unterwerfung unter die Kirche oder vielmehr unter die äußere Kirchengewalt bestimmt werden soll? Wie Pascal über diese Gränze hier nicht mit den Evangelischen einig ist, so war er darüber auch mit dem Pabst und den Jesuiten nicht einig in Betreff des Jansenismus.

**) d. h. der Vernunft.

Glaubenssachen sind. Das sind zwei gleich gefährliche Uebertreibungen, die Vernunft aus zu schließen und nichts zu zu lassen als die Vernunft.

4.

Der Glauben sagt wohl was die Sinne nicht sagen, aber nie das Gegentheil. Er ist darüber, nicht dagegen.

5.

Hätte ich ein Wunder gesehn, sagen manche Leute, so würde ich mich bekehren. *) Sie würden so nicht sprechen, wenn sie wüßten, was Bekehrung ist. Sie bilden sich ein: dazu gehöre nichts als an zu erkennen, daß ein Gott ist und die Anbetung bestehe darin, daß man ihm gewisse Reden halte in der Art ungefähr, wie die Heiden ihren Götzen dergleichen hielten. **) Die wahre Bekehrung besteht darin, daß man sich demüthige vor jenem höchsten Wesen, welches man so oft erzürnt hat und welches uns von Rechts wegen zu jeder Stunde verderben kann, sie besteht darin, daß man erkenne, wie man ohne Gott nichts kann und nichts von ihm verdient hat als seine Ungnade; sie besteht darin, daß man erkenne, wie ein unüberwindlicher Gegensatz ist zwischen Gott und uns und wie hier, ohne einen Mittler, keine Vereinigung statt finden kann.

6.

Verwundert euch nicht zu sehr, daß einfache Leute glauben ohne nach zu denken. Gott giebt es ihnen, seine Gerechtigkeit zu lieben und sich selbst zu hassen. Er neigt ihr Herz zu glauben. Man wird nie glauben mit einer heilsamen und wahrhaft gläubigen Zuversicht, wenn Gott nicht das Herz neigt und man wird glauben von dem Augenblick an, da er es neigt. Und das kannte David wohl, als er sprach: „Neige mein Herz zu deinen Zeugnissen." (Ps. 119. 36.)

*) Joh. 4. 48; 2. 18. Matth. 12. 38. ff. 16. 1. ff. 1. Kor. 1. 22.

**) „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen." (Matth. 6. 7.)

7.

Diejenigen, welche glauben ohne die Beweise für die Religion geprüft zu haben, glauben, weil sie eine innere ganz heilige Neigung haben *) und das, was sie von unsrer Religion hören, derselben gemäß ist. Sie fühlen, daß ein Gott sie geschaffen hat. Sie wollen nichts lieben als ihn, sie wollen nichts hassen als sich selbst. Sie fühlen, daß sie dazu nicht die Kraft haben, daß sie unfähig sind zu Gott zu gehen und daß sie, wenn Gott nicht zu ihnen kommt, keine Gemeinschaft mit ihm haben können. Und sie hören in unserer Religion sagen, daß man nur Gott lieben und nur sich selbst hassen soll, aber daß, da alle verderbt und Gottes unfähig sind, Gott Mensch geworden ist um sich mit uns zu vereinigen. Mehr bedarf es nicht um Menschen zu überzeugen, die in ihrem Herzen jene Neigung haben und jene Erkenntniß ihrer Pflicht und ihrer Fähigkeit besitzen.

8.

Die, welche ohne die Kenntniß der Prophezeiungen und der Beweise Christen sind, verfehlen nicht davon eben so gut zu urtheilen, wie die, welche diese Kenntniß haben. Sie urtheilen darüber mit dem Herzen wie die andern darüber mit dem Verstande urtheilen. Gott selbst ists, der sie zu glauben geneigt macht, und so sind sie sehr kräftig überzeugt.

Ich gebe gerne zu, daß einer von diesen Christen, die ohne Beweise glauben, vielleicht nicht im Stande sein wird, einen Ungläubigen zu überführen, der darüber viel aus sich zu sagen weiß. Aber diejenigen, welche die Beweise der Religion kennen, werden ohne Schwierigkeit nachweisen, daß dieser Gläubige wahrhaft von Gott inspirirt ist, obschon er es selbst nicht nachweisen kann.

*) Röm. 2. 14. ff.

Siebenter Abſchnitt.

Bild eines Menſchen, der müde geworden iſt Gott zu ſuchen durch die bloſse Vernunft und der anfängt die Schrift zu leſen.

1.

Sehe ich die Blindheit und das Elend des Menſchen und jene erſtaunlichen Widerſprüche, die ſich in ſeiner Natur zeigen, ſehe ich das ganze All ſtumm und den Menſchen ohne Licht, ſich ſelbſt überlaſſen und wie verirrt in dieſen Winkel des Univerſums, ohne zu wiſſen, wer ihn dahin geſetzt hat, was er da zu thun gekommen iſt, was er werden wird, wenn er ſtirbt, ſo gerathe ich in Schrecken wie ein Menſch, den man ſchlafend auf eine wüſte und ſchreckliche Inſel gebracht hätte und der nun aufwachte ohne zu wiſſen, wo er iſt und ohne irgend ein Mittel zu haben um fort zu kommen. Und da bewundre ich es, wie man nicht in Verzweiflung geräth über einen ſo elenden Zuſtand. Ich ſehe andre Leute neben mir von derſelben Natur, ich frage ſie: ob ſie beſſer unterrichtet ſind als ich und ſie ſagen mir nein. Ja und dieſe elenden Verirrten haben umhergeſchaut und einige Gegenſtände geſehn, die ihnen gefallen und da haben ſie ſich ihnen ergeben und ſich an ſie gehängt. Ich für mein Theil habe nicht vermocht mich dabei auf zu halten noch mich der Ruhe zu ergeben, in der Geſellſchaft dieſer Menſchen, die mir gleich ſind, erbärmlich wie ich, ohnmächtig wie ich. Ich ſehe, daß ſie mir nicht helfen, wenn ich ſterbe; ich werde allein ſterben, ich muß daher thun, als wäre ich allein. Wohlan, wenn ich allein wäre, ſo würde ich nicht Häuſer bauen, würde mich nicht mit den unruhvollen Geſchäften beläſtigen, würde die Achtung von niemand ſuchen, aber ich würde einzig ſtreben die Wahrheit zu entdecken.

Also indem ich erwäge, wie viel Anschein es hat, daß es etwas anderes giebt als was ich sehe, untersuche ich: ob der Gott, von dem alle Welt spricht, nicht einige Spuren gelassen hat. Ich sehe nach allen Seiten umher und erblicke überall nichts als Dunkelheit. Die Natur bietet mir nichts, was nicht Stoff zu Zweifel und Unruhe wäre. Wenn ich da nichts sähe, was eine Gottheit anzeigte, so würde ich mich entschließen nichts davon zu glauben. Sähe ich überall die Spuren eines Schöpfers, so würde ich mit Frieden ruhen im Glauben. Aber da ich zu viel sehe um zu leugnen und zu wenig um mich gewiß zu machen, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande, in welchem ich hundert Mal gewünscht habe, daß die Natur, wenn ein Gott sie trägt, ihn ohne Zweideutigkeit zeige, daß sie, wenn die Zeichen, die sie von ihm giebt, trügerisch sind, dieselben lieber ganz unterdrücke, daß sie alles oder nichts sage, damit ich wisse, welches Theil ich ergreifen soll, statt daß ich in dem Zustande, in welchem ich bin, nicht weiß was ich bin, noch was ich thun soll und weder mein Verhältniß noch meine Pflicht kenne. Mein ganzes Herz strebt zu erkennen, wo das wahre Glück ist, um ihm nach zu gehn. Nichts würde mir zu theuer sein dafür.

Ich sehe eine Menge von Religionen in verschiednen Orten der Welt und in allen Zeiten; aber sie haben weder eine Sittenlehre, die mir gefallen könnte, noch Beweise, die im Stande wären mich fest zu halten. Und so würde ich sie alle gleichmäßig zurückgewiesen haben, die Religion Muhameds, die von China, die der alten Römer, die der Aegypter, aus dem einzigen Grunde, weil die Vernunft sich nicht mehr zur einen als zur andern hinneigen kann, indem die eine nicht mehr Zeichen von Wahrheit als die andre, noch weniger etwas hat, das entscheidet.

Aber indem ich so diese unbeständige und wunderliche

Verschiedenheit von Sitten und Glauben in den verschiedenen Zeiten betrachte, finde ich in einem kleinen Theil der Welt ein besonderes Volk, getrennt von allen andern Völkern der Erde, dessen Geschichte um mehre Jahrhunderte die ältesten, die wir haben, übertrifft. Ich finde nun dieses Volk groß und zahlreich, es betet einen einzigen Gott an und lebt nach einem Gesetz, welches sie von seiner Hand zu haben versichern. Sie behaupten, daß sie die Einzigen in der Welt sind, denen Gott seine Geheimnisse geoffenbart hat, daß alle Menschen verderbt sind und unter dem Zorn Gottes stehn, daß sie alle ihren Sinnen und ihrem eignen Geist überlassen sind, und daß davon die seltsamen Verirrungen und fortwährenden Veränderungen entstehen, die unter ihnen in Religion und Gewohnheit vorkommen, während sie selbst unwandelbar *) bei ihrem Gesetze bleiben, aber daß Gott nicht ewig die andern Völker in dieser Finsterniß lassen wird, daß kommen wird ein Erlöser für alle, daß sie in der Welt sind ihn an zu kündigen, daß sie besonders dazu da sind die Herolde dieser großen Begebenheit zu sein und alle Völker zu rufen, daß sie sich mit ihnen vereinigen in der Erwartung dieses Erlösers.

*) Freilich wichen viele von dem Gesetz ab und mit Götzendienst hatte der rechte Glauben zu allen Zeiten zu kämpfen; aber dieser rechte Glauben blieb doch bestehen und wenn auch gegen 450 Baalspfaffen und 400 Priester des Hains nur ein Elia war, so bestand in ihm das Reich Gottes fort und an Propheten des Herrn, die Isabel nicht alle aus zu rotten vermochte, und an einem Volk, das den Herrn an den falschen Götzendienern rächen konnte, fehlte es doch nie; vgl. 1 Kön. 18. — Dieses Heraufheben des Jüdischen Volks zu dieser Zeit, wo dasselbe so sehr verachtet war, zeigt Pascals volle Liebe wie seinen tiefen Blick in die Geschichte des Reichs Gottes. Auf unwürdige Weise schilt Voltaire bei dieser Gelegenheit über die Juden, eigentlich schimpft er und setzt sie tief unter die Inder, Aegypter und Chinesen, als von welchen die älteste Cultur des Menschengeschlechts abstammen soll. — Freilich daß die Bildung des israelitischen Volks so ohne Gleichen und daß dies Volk und sein Gesetz das älteste sei, das sind, müssen wir gestehen, Behauptungen, für die der Beweis fehlt.

Die Erscheinung dieses Volks setzt mich in Erstaunen und scheint mir einer außerordentlichen Aufmerksamkeit werth, wegen einer Menge von bewundernswürdigen und eigenthümlichen Dingen, die sich dabei zeigen.

Es ist ein Volk, ganz zusammengesetzt aus Brüdern und während alle andern Völker durch das Zusammenkommen einer Menge von Familien sich gebildet haben, ist dieses, obgleich so auffallend zahlreich, doch ganz von einem einzigen Manne hervorgegangen und so, ein Fleisch und Bein und Glieder untereinander, bilden sie eine große Macht aus einer einzigen Familie. Das ist ohne Gleichen.

Dies Volk ist das älteste, das die Menschen kennen. Dies muß ihm, wie mir scheint, eine besondere Verehrung zuziehn und hauptsächlich in der Untersuchung, die wir vorhaben, weil wir, wenn Gott sich von je her den Menschen mitgetheilt hat, gerade zu diesem Volk die Zuflucht nehmen müssen um die Ueberlieferung davon kennen zu lernen.

Dies Volk ist nicht bloß wegen seines Alterthums beachtenswerth, sondern es ist auch eigenthümlich in seiner Dauer, indem es immer fortbesteht von seinem Ursprung an bis jetzt. Während die Völker Griechenlands, Italiens, Lacedämons, Athens, Roms und die andern, die so lange Zeit nachher gekommen sind, schon lange aufgehört haben, bestehn diese immer und trotz der Unternehmungen so vieler mächtigen Könige, die hundert Mal versucht haben sie zu vertilgen, wie die Geschichtschreiber bezeugen und wie es sich nach der natürlichen Ordnung der Dinge leicht denken läßt; in einer so langen Reihe von Jahren haben sie sich immer erhalten und ihre Geschichte, von den ersten Zeiten bis zu den letzten sich ausdehnend, schließt in ihrer langen Dauer alle unsre Geschichten ein.

Das Gesetz, wonach dieses Volk regiert wird, ist zugleich das älteste Gesetz der Welt, das vollkommenste und das ein-

zige, welches in einem Staat ohne Unterbrechung immer gegolten hat. Das ist was der Jude Philo in verschiedenen Stellen zeigt und was Josephus vortrefflich gegen Appio ausführt, wo er darauf aufmerksam macht, wie es so alt ist, daß selbst das Wort' Gesetz von den ältesten Völkern erst mehr als tausend Jahre nachher gekannt worden ist, so daß Homer, der von so vielen Völkern spricht, sich dessen nie bedient. Man kann sich leicht von der Vollkommenheit dieses Gesetzes überzeugen durch einfaches Lesen desselben, wobei man denn sieht, wie hier alle Fälle mit so viel Weisheit, Billigkeit und Einsicht behandelt sind, daß die ältesten Griechischen und Römischen Gesetzgeber, die von dem Jüdischen Gesetz einige Kunde hatten, demselben ihre hauptsächlichsten Gesetze entlehnt haben. Das sieht man aus den Gesetzen, die sie die zwölf Tafeln nennen und aus den andern Beispielen, die Josephus giebt.

Aber dieses Gesetz ist zugleich das strengste und schärfste von allen, indem es das Volk, um es in seiner Pflicht zu erhalten, zu tausend besondern und beschwerlichen Beobachtungen bei Lebensstrafe verpflichtet, so daß man sich wundern muß, daß es sich immer erhalten hat, so viele Jahrhunderte hindurch, unter einem aufrührischen unruhigen Volk wie dieses, während alle andern Staaten von Zeit zu Zeit ihre Gesetze verändert haben, obgleich sie viel leichter zu beobachten waren.

2.

Dieses Volk ist ferner bewundernswerth wegen der Aufrichtigkeit. Sie bewahren mit Liebe und Treue das Buch, worin Moses erklärt, daß sie immer gegen Gott undankbar gewesen sind und daß er weiß, wie sie es noch mehr sein werden nach seinem Tode, aber daß er Himmel und Erde über sie zu Zeugen nimmt, wie er es ihnen genug gesagt, *)

*) 5 Mose 30. 19.

daß endlich Gott im Zorn wider sie entbrennend, sie unter allen Völkern der Erde zerstreuen wird und daß, wie sie ihn erzürnt haben, indem sie Götter verehrten, die nicht ihre Götter waren, er sie erzürnen wird, indem er ein Volk berufft, das nicht sein Volk war.*) Und doch dieses Buch, das ihnen in so vieler Art die Ehre nimmt, behaupten sie mit ihrem Leben. Das ist eine Aufrichtigkeit, die kein Beispiel in der Welt noch ihre Wurzel in der Natur hat.

Uebrigens finde ich keinen Grund zu zweifeln an der Aechtheit des Buchs, welches alle die Sachen enthält. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Buch, das ein einzelner Mensch macht und unter das Volk wirft, und einem Buch, das selbst ein Volk macht. Man kann nicht zweifeln, daß das Buch nicht eben so alt sei als das Volk.

Es ist ein Buch, von Zeitgenossen verfaßt. Alle Geschichte, die nicht gleichzeitig ist, ist verdächtig wie die Bücher der Sibyllen und des Trismegistus und so viele, die in der Welt Glauben gefunden haben und in der Folge der Zeit sich als falsch ausweisen. Dagegen mit dem gleichzeitigen Schriftsteller ist es ein andres.

3.

Was für ein Unterschied ist zwischen einem Buch und dem andern! Ich verwundre mich nicht, daß die Griechen die Ilias gemacht haben und die Aegypter und Chinesen ihre Geschichten. Man muß nur sehn, wie das entstanden ist.

Diese fabelnden Geschichtsschreiber sind nicht Zeitgenossen der Dinge, die sie schreiben. Homer macht ein Gedicht, das er auch für ein Gedicht giebt; denn niemand zweifelt, daß Troja und Agamemnon eben so wenig gewesen sind als der goldne Apfel. Er wollte auch nicht eine Geschichte daraus machen, sondern nur eine Unterhaltung. Sein Buch ist das einzige, was zu seiner Zeit war, die Schönheit des Werks

*) Hosea 2. 23.

macht die Sache fortdauern, alle Welt lernt es und spricht davon, man muß es wissen, jedermann weiß es auswendig. Vier hundert Jahre nachher sind die Augenzeugen der Begebenheiten nicht mehr am Leben, niemand weiß mehr aus eignem Erlebniß, ob das eine Fabel ist oder eine Geschichte, man hat sie allein von seinen Vorfahren gelernt, es kann für wahr gelten.*)

Achter Abschnitt.

Die Juden, mit Bezug auf unsre Religion betrachtet.

1.

Nachdem die Schöpfung und die Sündfluth vorüber waren und Gott nicht mehr die Welt zerstören, eben so wenig sie schaffen, noch einige von jenen großen Zeichen seines Daseins geben wollte, fing er an ein Volk auf der Erde ein zu setzen, das er eigens dazu bildete, daß es währen sollte bis zu dem Volk, das der Messias bilden würde durch seinen Geist.

2.

Gott wollte zeigen, daß er ein heiliges Volk mit einer unsichtbaren Heiligkeit bilden und es mit einer ewigen Ehre erfüllen konnte und hat in den Gütern der Natur gethan,

*) Auf diese Art giebt es gar keine Geschichtschreibung mehr. Gleichzeitigkeit ist durchaus nicht das einzige Erforderniß zur wahren Geschichtschreibung, das sehen wir an den Memoiren, die, wenn auch noch so wahrhaft abgefaßt, doch oft den Ereignissen zu nahe stehen, als daß sie die reine Wahrheit enthalten könnten. Alles, was spätere Schriftsteller aufzeichnen, ist darum doch nicht falsch und es ist allerdings sehr viel Grund daran zu zweifeln, daß Agamemnon nie gewesen. Diese Sätze, die namentlich der mythischen Auffassung der evangelischen Geschichte so großen Vorschub thun, müssen wir wohl unter diejenigen Fragmente rechnen, welche der Verfasser fürs Erste so aphoristisch hingestellt hat um sie nachher bei der Ausführung des Werks zu widerlegen und zu beschränken.

was er in den Gütern der Gnade thun wollte, damit man schlösse, daß er die unsichtbaren Dinge machen könnte, weil er ja die sichtbaren gut machte. Er hat daher sein Volk von der Sündfluth errettet in der Person des Noah, er hat es lassen geboren werden von Abraham, er hat es losgekauft von seinen Feinden und hat es in die Ruhe gebracht.

Die Absicht Gottes, warum er ein ganzes Volk aus der Sündfluth rettete und von Abraham geboren werden ließ, war nicht allein es in ein Land des Ueberflusses zu bringen; sondern wie die Natur ein Bild der Gnade ist, so sind auch diese sichtbaren Wunder die Bilder der unsichtbaren, die er thun wollte.

3.

Ein zweiter Grund, warum er das Jüdische Volk gebildet hat, ist der, daß er die Absicht hatte die Seinen von fleischlichen und vergänglichen Gütern ab zu ziehen und durch so viele Wunder zeigen wollte, daß es nicht aus Ohnmacht geschähe.

Dies Volk war versunken in jene irdischen Gedanken: Gott hätte ihren Vater Abraham und sein Fleisch und was davon stammte lieb und darum hätte er sie gemehrt und ausgezeichnet vor allen andern Völkern ohne zu dulden, daß sie sich mit ihnen vermischten, darum sie zurückgebracht aus Aegypten mit allen den großen Zeichen, die er für sie that, darum sie genährt mit Manna in der Wüste, sie gebracht in ein glückliches Land des Ueberflusses, ihnen Könige gegeben und einen Tempel, schön gebaut dort dar zu bringen Opferthiere und gereinigt zu werden durch die Vergießung ihres Bluts, und er würde ihnen den Messias senden um sie zu Herren der Welt zu machen.

Die Juden waren gewohnt an die großen und glänzenden Wunder und da sie die großen Thaten am rothen Meer und das Land Kanaan nur angesehen hatten als einen

kurzen Inbegriff der großen Dinge, die ihr Messias thun würde, so erwarteten sie von ihm noch glänzendere Dinge und solche, von denen alles, was Moses gethan, nur eine Probe war.

Indem sie in diesen fleischlichen Irrthümern alt geworden, ist Jesus Christus gekommen zur vorausgesagten Zeit, aber nicht in dem erwarteten Glanz; und so haben sie nicht gedacht, daß er es wäre. Nach seinem Tode ist der heilige Paulus gekommen die Menschen zu belehren, daß alle diese Dinge geschehen waren als Vorbilder, daß das Reich Gottes nicht im Fleisch ist, sondern im Geist, daß die Feinde der Menschen nicht die Babylonier waren, sondern ihre Leidenschaften, daß Gott sich nicht gefiel in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern in einem reinen und demüthigen Herzen, daß die Beschneidung des Leibes unnütz war, die des Herzens aber noth that u. s. w.

4.

Da Gott diese Dinge dem Volk, das deren unwürdig war, nicht entdecken und doch sie voraussagen wollte, damit sie geglaubt würden, so hatte er die Zeit derselben klar vorausgesagt und sie selbst bisweilen klar ausgedrückt, aber gewöhnlich in Vorbildern, damit die, welche die Vorbilder selbst liebten, dabei stehen bleiben und die, welche die vorgebildeten Dinge liebten, sie darin sehen sollten. Das hat gemacht, daß zur Zeit des Messias die Völker sich theilten: die Geistlichen haben ihn aufgenommen und die Fleischlichen, die ihn verwarfen, sind geblieben ihm als Zeugen zu dienen.

5.

Die fleischlichen Juden verstanden weder die Größe noch die Erniedrigung des Messias, der in ihren Prophezeiungen vorausgesagt war. Sie haben ihn verkannt in seiner Größe, wie da gesagt ist, daß der Messias Davids Herr sein wird, obgleich sein Sohn, daß er vor Abraham ist und

dieser ihn gesehn hat. Sie dachten ihn sich nicht so groß, daß er von aller Ewigkeit her wäre. Und sie haben ihn eben so verkannt in seiner Erniedrigung und in seinem Tode. Der Messias, sagten sie, bleibt ewig und dieser sagt, daß er sterben wird. Sie dachten ihn sich also weder sterblich noch ewig; sie suchten in ihm nur eine fleischliche Größe. *)

Sie liebten so sehr die Vorbilder selbst und erwarteten sie so einzig, daß sie die Wirklichkeit verkannten, als sie kam, zu der Zeit und in der Art, die vorausgesagt waren.

6.

Diejenigen, welchen es schwer fällt zu glauben, suchen dafür einen Grund darin, daß die Juden nicht glauben. Wenn das so klar wäre, sagt man, warum glaubten sie nicht? Aber eben ihr Unglauben ist die Grundlage unsers Glaubens. Wir würden viel weniger dazu geneigt sein, wenn sie von den Unserigen wären. Dann würden wir einen viel größern Vorwand zu Unglauben und Mißtrauen haben. Das ist merkwürdig zu sehen, daß Juden große Freunde der vorausgesagten Dinge und große Feinde der Erfüllung sind, und daß diese Abneigung selbst vorausgesagt worden ist.

7.

Es war nothwendig um dem Messias Glauben zu verschaffen, daß es vorausgehende Prophezeiungen gab und daß unverdächtige Menschen dieselben mit sich führten, Menschen von einem Fleiß, einer Treue und einem Eifer, der außergewöhnlich und aller Welt bekannt war.

Um das alles gelingen zu lassen, hat Gott dieses fleischliche Volk erwählt, bei dem er niederlegte die Weissagungen von dem Messias als dem Erlöser und Austheiler der fleischlichen Güter, welche dieses Volk liebte, und so hat es eine

*) Matth. 22. 45. Joh. 8. 56, 58. und Joh. 12. 24.

heiße Liebe für seine Propheten gehabt, hat aller Welt die Bücher vor Augen gebracht, in welchen der Messias vorausgesagt ist, und hat allen Völkern versichert, daß er kommen werde und zwar in der Art, wie in ihren Büchern, die es aller Welt offen vorhielt, vorausgesagt ist. Aber getäuscht durch die schmachvolle und armselige Ankunft des Messias, sind sie seine größten Feinde gewesen: siehe, eben das Volk, welches in der Welt am Wenigsten verdächtig ist uns zu begünstigen, spricht für uns und durch seinen Eifer für sein Gesetz und seine Propheten trägt und bewahrt es mit einer unverwüstlichen Sorgsamkeit seine Verwerfung wie unsre Beweise.

8.

Diejenigen, welche Jesum Christum, der ihnen ein Aergerniß war, verworfen und gekreuziget haben, sind eben die, welche die Bücher führen, die von ihm zeugen und die sagen, daß er verworfen werden und ein Aergerniß sein wird. So haben sie ihn bezeichnet, daß er es war, indem sie ihn verwerfen und er ist gleicher Weise bestättigt worden durch die gerechten Juden, die ihn aufgenommen und durch die ungerechten, die ihn verworfen haben, denn die einen wie die andern sind vorausgesagt worden.

Deshalb haben die Weissagungen einen verborgnen Sinn, den geistlichen, dem dieses Volk feind war, unter dem fleischlichen, den es liebte. Wäre der geistliche Sinn aufgedeckt worden, so wären sie nicht im Stande gewesen ihn zu lieben, und da sie ihn nicht tragen konnten, hätten sie keinen Eifer für die Erhaltung ihrer Bücher und ihrer Gebräuche gehabt. Und hätten sie diese geistlichen Verheißungen geliebt und sie unverdorben erhalten bis auf den Messias, so hätte ihr Zeugniß keine Kraft gehabt, weil sie seine Freunde gewesen wären.*) Darum war es gut, daß der geistliche

*) Th. 2. A. 12. §. 5.

Sinn verhüllt war. Aber von der andern Seite wäre dieser Sinn so verborgen gewesen, daß er ganz und gar nicht zum Vorschein gekommen wäre, so hätte er nicht zum Beweise für den Messias dienen können. Was ist denn geschehen? dieser Sinn ist unter dem zeitlichen verhüllt worden in den meisten Stellen und ist enthüllt worden in einigen, und außerdem ist die Zeit und der Zustand der Welt so klar vorausgesagt worden, daß die Sonne nicht klarer ist. Und dieser geistliche Sinn ist an einigen Stellen so klar entwickelt, daß um ihn nicht zu erkennen eine solche Blindheit nöthig wäre, als freilich das Fleisch auf den Geist wirft, wenn er demselben unterthan ist.

Das also ist die Weise Gottes. Jener geistliche Sinn ist in unzähligen Stellen mit einem andern Sinn verhüllt, in einigen enthüllt, freilich selten, aber doch so, daß die Stellen, wo er verborgen ist, zweideutig sind und auf beiderlei Sinn gehen können, während die Stellen, wo er enthüllt ist, eindeutig sind und nur auf den geistlichen Sinn gehen können; so daß dies nicht in Irrthum führen konnte und daß nur ein so fleischlich gesinntes Volk als das Jüdische im Stande war sich hier zu verirren.

Denn wenn die Güter in Fülle verheißen sind, was hinderte sie darunter die wahren Güter zu verstehen, was anders als ihre Begierde, die dies Wort von den Gütern der Erde deutete? Aber die, welche nur in Gott Güter hatten, bezogen sie allein auf Gott. Denn es giebt zwei Principien, nach welchen die Bestrebungen der Menschen sich abtheilen, die Begierde und die Liebe. Nicht daß die Begierde nicht neben dem Glauben bestehen könnte und die Liebe nicht neben den irdischen Gütern; aber die Begierde gebraucht Gott und genießt die Welt und die Liebe dagegen gebraucht die Welt und genießt Gott.

Der letzte Zweck aber ist es, was den Dingen den Na-

men giebt. Alles, was uns hindert ihn zu erreichen, wird Feind genannt. Dennoch sind die Geschöpfe, obgleich gut, doch Feinde der Gerechten, wenn sie sie von Gott abkehren und Gott selbst ist der Feind derer, die er in ihren Lüsten stört.

Da nun so das Wort Feind vom letzten Zweck abhängt, so verstanden die Gerechten darunter ihre Leidenschaften und die Fleischlichen die Babylonier, so daß diese Ausdrücke nur für die Ungerechten dunkel waren. Das ist es auch, was Jesaias sagt: „Binde zu das Zeugniß und versiegle das Gesetz meinen Jüngern" (Jes. 8. 16.) und Jesus Christus wird „sein ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß" (Jes. 8. 14). Aber „selig sind die sich nicht an ihm ärgern." (Matth. 11. 6.) Auch Hosea sagt es offenbar: „Wer ist weise der dies verstehe, und klug der dies merke? Denn die Wege des Herrn sind richtig und die Gerechten wandeln darinnen, aber die Uebertreter fallen darinnen." (Hos. 14. 10.)

Und dieses Testament, welches so beschaffen ist, daß es die einen aufklärt und die andern blind macht, bewies dennoch an denen selbst, die es blind machte, die Wahrheit, die von den andern gekannt werden sollte. Denn die sichtbaren Güter, die sie von Gott empfingen, waren so groß und so göttlich, daß wohl zu sehen war: er hatte die Macht ihnen auch die unsichtbaren Güter und einen Messias zu geben.

9.

Die Zeit der ersten Ankunft Christi ist vorausgesagt, die Zeit der zweiten nicht; weil die erste verborgen sein sollte, wogegen die zweite in die Augen fallend sein soll und so offenbar, daß selbst seine Feinde ihn erkennen werden. Da er aber nur in der Verborgenheit kommen sollte und allein für die zu erkennen, die in der Schrift forschen würden, so hatte Gott die Dinge so geordnet, daß alles dazu diente ihn erkennbar zu machen. Die Juden zeugten für ihn, indem sie ihn annahmen, denn bei ihnen waren die

Weissagungen niedergelegt und sie zeugten gleichfalls für ihn, indem sie ihn nicht annahmen, denn damit erfüllten sie die Weissagungen.

10.

Die Juden hatten Wunder, Weissagungen, die sie erfüllen sahn, und die Lehre ihres Gesetzes war nur einen Gott an zu beten und zu lieben, sie war auch bleibend. So hatte sie alle Zeichen der wahren Religion; sie war es auch. Aber man muß unterscheiden zwischen der Lehre der Juden und der Lehre des Gesetzes der Juden. Die Lehre der Juden war nicht wahr, obgleich sie die Wunder, die Weissagungen und die Dauer hatte, weil sie jenen andern Punkt nicht hatte nur Gott an zu beten und zu lieben.

Die Jüdische Religion muß daher verschieden betrachtet werden in der Ueberlieferung ihrer Heiligen und in der Ueberlieferung des Volks. Ihre Sittenlehre und Glückseligkeit sind lächerlich in der letzten, aber unvergleichlich in der ersten. Ihre Grundlage ist bewundernswürdig. Es ist das älteste Buch der Welt und das glaubwürdigste und statt daß Muhamed um sein Buch zu erhalten es zu lesen verbot, hat Moses um das seinige zu erhalten aller Welt geboten es zu lesen. *)

11.

Die Jüdische Religion ist ganz göttlich in ihrem Ansehn, ihrer Dauer, ihrer Ewigkeit, ihrer Sittenlehre, ihrem Verfahren, ihrer Lehre, ihren Wirkungen u. s. w. Sie ist gebildet worden zum Vorbild für die Wahrheit des Messias und diese ist erkannt worden aus der Jüdischen Religion, die deren Vorbild war.

*) Warum hat denn Pascal sich hier nicht bekannt, daß er mit dieser Behauptung in Opposition gegen die katholische Praxis und gegen vielfältige Entscheidungen der Päbste tritt? Das rechnet sich eben die evangelische Kirche zum Ruhm, daß sie von allen ihren Bekennern ein fleißiges Lesen der heiligen Schrift fordert und darin keinen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien macht.

Unter den Juden war die Wahrheit nur im Bilde; im Himmel ist sie enthüllt; in der Kirche ist sie verhüllt und doch durch das Bild erkannt. Das Bild ist nach der Wahrheit gemacht und die Wahrheit an dem Bilde erkannt.

12.

Wer die Jüdische Religion nach den rohen Juden beurtheilt, der kennt sie schlecht. Sie liegt in den heiligen Büchern vor und in der Ueberlieferung der Propheten, die hinlänglich gezeigt haben, daß sie das Gesetz nicht buchstäblich verstanden. Unsre Religion ist also göttlich in dem Evangelio, in den Aposteln und in der Ueberlieferung; aber sie ist ganz entstellt bei denen, die sie schlecht behandeln.

13.

Es gab zwei Arten von Juden. Die einen hatten nur die heidnischen Gesinnungen, die andern die christlichen. Der Messias soll nach den fleischlichen Juden ein großer weltlicher Fürst sein, und nach den fleischlichen Christen ist er gekommen uns von der Liebe gegen Gott zu dispensiren und uns Sacramente zu geben, die alles thun ohne uns. Weder das eine noch das andre ist die christliche Religion oder die Jüdische. Die wahren Juden und die wahren Christen haben einen Messias erkannt, der sie treibt Gott zu lieben und durch diese Liebe über ihre Feinde zu triumphiren.

14.

Der Schleier, der über den Büchern der Schrift hängt für die Juden, ist auch für die schlechten Christen da und für alle die, welche sich nicht selbst hassen. Aber wie wohl ist man geeignet sie zu verstehn und Jesum Christum zu erkennen, wenn man sich wahrhaft selbst haßt.

15.

Die fleischlichen Juden halten die Mitte zwischen den Christen und den Heiden. Die Heiden erkennen Gott nicht und lieben nur die Erde. Die Juden erkennen den wahren

Gott und lieben nur die Erde. *) Die Christen erkennen den wahren Gott und lieben die Erde nicht. Die Juden und die Heiden lieben dieselben Güter; die Juden und die Christen erkennen denselben Gott.

16.

Es ist offenbar ein Volk, eigens dazu gemacht um als Zeuge für den Messias zu dienen. Es führt die Schriften mit sich und liebt sie und versteht sie nicht. Und alles das ist vorausgesagt, denn es ist gesagt, daß ihnen die Gerichte Gottes anvertraut sind, aber als ein versiegeltes Buch.

So lange die Propheten waren um das Gesetz aufrecht zu erhalten, war das Volk nachlässig; aber seit es keine Propheten mehr gehabt hat, ist der Eifer erfolgt. Das ist eine bewundernswürdige Fürsorge Gottes.

17.

Als die Schöpfung der Welt begann zurück zu treten, hat Gott für einen gleichzeitigen Geschichtschreiber gesorgt und hat ein ganzes Volk bestellt zur Wache über dieses Buch, damit diese Geschichte die älteste von der Welt wäre und alle Menschen lernen könnten, was so nothwendig ist zu wissen und was man nur hierdurch lernen kann.

18.

Moses war ein kluger Mann, das ist klar. Also wenn er die Absicht gehabt hätte zu betrügen, so hätte er es auf solche Art gethan, daß man ihn nicht der Betrügerei hätte überführen können. Er hat gerade das Gegentheil gethan, denn hätte er Fabeln feilgeboten, so hätte jeder Jude den Betrug entdecken können.

Warum z. B. hat er das Leben der ersten Menschen so lang gemacht und so wenige Geschlechter? Er konnte sich verstecken hinter einer Menge von Geschlechtern, aber das

*) Das gilt doch nicht von allen Juden, z. B. nicht von Assaph; vgl. Psalm 73, 25.

konnte er nicht hinter so wenigen, denn nicht die Zahl der Jahre, sondern die Menge der Geschlechter macht die Dinge dunkel.

Die Wahrheit verändert sich nur durch den Wechsel der Menschen und doch setzt er zwei Ereignisse, die merkwürdigsten, die je gedacht worden sind, nämlich die Schöpfung und die Sündfluth so nahe, daß man durch die wenigen Generationen, die er macht, sie berührt, dergestalt daß zur Zeit, da er diese Dinge schrieb, das Gedächtniß davon noch ganz frisch im Geist aller Juden sein mußte.

Sem, der Lamech, noch einen Zeitgenossen Adams, gesehn, sah wenigstens Abraham und Abraham den Jacob und der wieder die, welche Moses sahen. Also die Sündfluth und die Schöpfung sind wahr; so schließen einige, *) die es recht verstehen.

Das lange Leben der Patriarchen, statt zu machen, daß die vergangnen Geschichten sich verloren, diente vielmehr dazu sie zu erhalten. Denn die Ursache, warum man bisweilen nicht genug bewandert ist in der Geschichte seiner Vorfahren, ist, daß man nicht immer lange mit ihnen gelebt hat und daß sie oft gestorben sind, ehe man das Alter des Verstandes erreicht hat. Aber als die Menschen so lange lebten, lebten die Kinder lange mit ihren Vätern und so besprachen sie sich mit ihnen noch lange. Wovon aber hätten sie sich mit ihnen besprochen, wenn nicht von der Geschichte ihrer Vorfahren, weil die ganze Geschichte hierauf beschränkt war, und sie auch weder die Wissenschaften noch die Künste hatten, die einen großen Theil der Gespräche im Leben einnehmen? Auch sieht man, daß zu jener Zeit die Völker eine besondere Sorgfalt darauf verwendeten ihre Stammregister zu bewahren.

*) Nur einige, nicht viele, noch weniger alle; denn der Glauben ist nicht jedermanns Ding. (2 Thess. 3. 2.)

19.

Je mehr ich die Juden beobachte, je mehr finde ich da Wahrheiten und das Zeichen, daß sie ohne Propheten und Könige sind *) und daß sie als unsere Feinde vortreffliche Zeugen von der Wahrheit jener Prophezeiungen sind, in denen ihr Leben und ihre Blindheit selbst vorausgesagt ist. In diesem Rahmen finde ich die Religion ganz göttlich in ihrem Ansehn, ihrer Dauer, ihrer Ewigkeit, ihrer Sittenlehre, ihrem Verfahren, ihren Wirkungen. Und so breite ich meine Arme aus gegen meinen Erlöser, der, viertausend Jahre vorausgesagt, gekommen ist zu leiden und zu sterben für mich auf der Erde in den Zeiten und unter allen den Umständen, die davon vorausgesagt worden sind, und durch seine Gnade erwarte ich den Tod in Frieden mit der Hoffnung ewig mit ihm vereint zu sein und ich lebe doch mit Freude, sei es in den Freuden, die ihm gefällt mir zu geben, sei es in den Leiden, die er mir zu meinem Heil sendet, und die er mich durch sein Beispiel tragen gelehrt hat.

Seitdem verwerfe ich alle andern Religionen, hier finde ich Antwort für alle Einwürfe. Es ist gerecht, daß ein so reiner Gott sich nur denen offenbart, die reines Herzens sind. **)

Ich finde wirklich daß, so weit das Gedächtniß der Menschen reicht, dieses Volk länger als jedes andre Volk besteht. Es ist den Menschen beständig angesagt, daß sie in einem allgemeinen Verderben sind, aber daß ein Wiederhersteller kommen werde. Das sagt nicht ein einzelner Mensch, sondern eine große Zahl, ein ganzes Volk prophezeiend, viertausend Jahre lang.

*) Hosea 3. 4.

**) Er läßt sich von ihnen schauen; vgl. Matth. 5. 8.

Neunter Abschnitt.

Von den Vorbildern; daſs das alte Gesetz vorbildlich war.

1.

Es giebt klare und beweiskräftige Vorbilder und es giebt andre, die scheinen weniger natürlich und sind nur denen beweisend, die schon anderweitig überzeugt sind. Diese Bilder würden gleichen den Bildern derjenigen, die mittelst einer willkürlichen Auslegung Prophezeiungen auf die Apokalypse gründen. Aber der Unterschied, den es hier giebt, ist der, daß sie keine unzweifelhaften Weissagungen haben sie zu stützen, so daß nichts so ungerecht ist, als wenn sie behaupten: die ihrigen seien eben so wohl begründet als einige der unsern; denn sie haben keine beweiskräftige wie wir. Unser Spiel steht also nicht gleich. Man muß diese Dinge nicht gleichstellen und vermischen, weil sie von der einen Seite ähnlich zu sein scheinen, da sie doch von der andern so verschieden sind.

2.

Einer der Hauptgründe, warum die Propheten die geistlichen Güter, die sie verhießen, unter den Bildern der zeitlichen Güter verhüllt haben, ist der, daß sie es zu thun hatten mit einem fleischlichen Volk, dem sie das geistliche Testament übergeben sollten.

Jesus Christus ist vorgebildet in Joseph, der geliebte seines Vaters, gesandt vom Vater zu seinen Brüdern, der Unschuldige verkauft von seinen Brüdern um 20 Silberlinge und dadurch ihr Herr geworden, ihr Heiland und der Heiland der Fremden und der Heiland der Welt, was nicht gewesen wäre, wenn sie nicht die Absicht ihn zu verderben gehabt, ihn nicht verkauft und verworfen hätten.

Im Gefängniß Joseph der Unschuldige zwischen zwei Ver-

brechern, Jesus am Kreuz zwischen zwei Uebelthätern; Joseph sagt dem einen sein Glück voraus und dem andern seinen Tod bei gleichem Anschein; Jesus Christus rettet den einen und läßt den andern in der Verdammniß nach gleichen Verbrechen. Joseph thut nichts weiter, als daß er es voraussagt, Jesus Christus machts. Joseph bittet den, der gerettet werden soll, daß er seiner gedenke, wenn er zu seiner Ehre gekommen, und der, welchen Jesus Christus rettet, bittet ihn, daß er seiner gedenke, wenn er in sein Reich kommt.

3.

Die Gnade ist das Vorbild der Herrlichkeit, denn sie ist nicht das letzte Ziel. Sie ist vorgebildet durch das Gesetz und sie selbst bildet die Herrlichkeit vor, aber so, daß sie zu gleicher Zeit ein Mittel ist zu ihr zu gelangen.

4.

Die Schule (Synagoge) ging nicht unter, weil sie das Vorbild der Kirche war; aber weil sie nur das Vorbild war, ist sie in Knechtschaft gesunken. Das Vorbild hat bestanden, bis die Wahrheit erschien, damit die Kirche immer sichtbar wäre, erst im Bilde, das sie verhieß, dann in der Wirklichkeit.

5.

Um die Wahrheit der beiden Testamente mit eins zu beweisen, braucht man nur zu sehen, ob die Weissagungen des einen in dem andern erfüllt sind. Um die Weissagungen zu erforschen, muß man sie verstehen. Denn wenn man meint, daß sie nur einen Sinn haben, so ist gewiß, daß der Messias noch nicht gekommen; aber wenn sie einen doppelten Sinn haben, so ist gewiß, daß er in Jesu Christo gekommen ist.

Die ganze Frage ist also: ob sie einen doppelten Sinn haben, ob sie Bilder oder Wirklichkeiten sind d. h. ob man darin etwas anderes suchen muß, als was für den

Anfang erscheint oder ob man allein bei jenem ersten Sinn, den sie darbieten, stehn bleiben soll.

Sind das Gesetz und die Opfer die Wahrheit, so müssen sie Gott gefallen und ihm keineswegs mißfallen; sind sie Bilder, so müssen sie ihm gefallen und mißfallen.

Nun gefallen und mißfallen sie ihm in der ganzen heiligen Schrift, *) also sind sie Bilder.

6.

Um deutlich zu sehn, daß das alte Testament nur vorbildlich ist und daß die Propheten unter den zeitlichen Gütern andre Güter verstanden, braucht man nur Acht zu geben, erstlich, daß es unwürdig von Gott sein würde die Menschen nur zum Genuß der zeitlichen Glückseligkeiten zu berufen, und zweitens, daß die Reden der Propheten deutlich die Verheißung der zeitlichen Güter aussprechen und daß sie dennoch sagen: ihre Worte seien dunkel und ihr Sinn sei nicht der, den sie offen aussprechen, man werde ihn nur am Ende der Zeiten verstehn. (Jer. 23. 22 und 30. 24.) Also meinten sie zu sprechen von andern Opfern, von einem andern Erlöser u. s. w.

Endlich muß man noch bemerken, daß ihre Reden widersprechend sind und sich aufheben, wenn man meint, daß sie unter den Worten Gesetz und Opfer nicht etwas anders verstanden haben als das Gesetz Mosis und seine Opfer, und es würde offenbarer und großer Widerspruch in ihren Büchern und bisweilen in demselben Capitel sein, woraus

*) Daß sie ihm gefallen, das liegt in der ganzen Geschichte von Abels Opfer bis auf das Opfer, welches die Eltern Jesu darbrachten, wie auch in der ausdrücklichen Anordnung von Opfern durch das Gesetz Mosis; daß sie ihm aber zugleich nicht gefallen, das ist gleichfalls deutlich aus Stellen wie Psalm 51. 18. 19. „Du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir's sonst wohl geben und Brandopfer gefallen dir nicht; die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.“ Vgl. 1 Sam. 15. 22. Hosea 6. 6. Joh. 4. 21—24.

folgt, daß sie darunter etwas anders müssen verstanden haben.

7.

Es heißt: *) das Gesetz und das Opfer werde verändert werden, sie werden ohne Könige sein, ohne Fürsten und ohne Opfer, es werde ein neuer Bund gemacht werden, das Gesetz werde erneuert werden, die Gebote, die sie erhalten haben, seien nicht gut, ihre Opfer seien ein Greuel, Gott habe keine verlangt.

Dagegen heißt es auch: das Gesetz werde ewig dauern, dieser Bund werde ewig sein, das Opfer werde ewig sein, das Scepter werde niemals von ihnen weichen, weil es nicht von ihnen weichen soll, bis der ewige König kommt. Zeigen alle diese Stellen, daß dieses Wirklichkeit ist? Nein. Zeigen sie, daß es Bild ist? Nein. Aber sie zeigen, daß es Wirklichkeit ist oder Bild. Aber die ersten schließen die Wirklichkeit aus und zeigen, daß es nur Bild ist.

Alle diese Stellen zusammen können nicht wirklich gemeint sein, aber alle wohl bildlich, also sind sie nicht wirklich gemeint, sondern bildlich.

8.

Um zu wissen: ob das Gesetz und die Opfer eigentlich oder bildlich zu nehmen sind, muß man sehn, ob die Propheten, wenn sie von diesen Dingen sprechen, ihren Blick und Gedanken so darauf geheftet haben, daß sie nichts sahen als jenen alten Bund, oder ob sie dabei noch etwas andres sahen, von denen jene nur das Abbild waren, denn in einem Gemälde sieht man einen abgebildeten Gegenstand. Dazu braucht man nur zu untersuchen, was sie sagen.

Wenn sie sagen: der Bund werde ewig sein, verstehn sie darunter denjenigen, wovon sie sagen: er werde geändert werden? Und eben so ist es mit den Opfern u. s. w.

*) Hosea 3. 4. Jer. 31. 31 ff.

9.

Die Propheten haben klar ausgesprochen: Israel werde immer von Gott geliebt werden und das Gesetz werde ewig sein, und sie haben gesagt: man werde ihren Sinn nicht verstehn und er werde verschleiert sein.

Die Geheimschrift hat einen doppelten Sinn. Wenn man einen wichtigen Brief auffängt, worin man einen deutlichen Sinn findet und wo zugleich gesagt wird: der Sinn sei verschleiert und verdunkelt, er sei verborgen, so daß man diesen Buchstaben sehn werde ohne ihn zu sehn und verstehn ohne ihn zu verstehn, was soll man anders denken, als daß es eine Geheimschrift ist mit doppeltem Sinn und das um so mehr, als man darin offenbare Widersprüche im buchstäblichen Sinn findet? Wie sehr muß man also diejenigen schätzen, die uns die Geheimschrift enthüllen und uns den verborgnen Sinn kennen lehren und besonders, wenn die Grundsätze, die sie daraus entnehmen, ganz natürlich und klar sind? Das haben Jesus und die Apostel gethan. Sie haben das Siegel gebrochen, den Schleier zerrissen, den Geist enthüllt. Sie haben uns dazu gelehrt, daß die Feinde des Menschen seine Leidenschaften seien, daß der Erlöser geistlich sei, daß er zwei Mal komme, ein Mal in Niedrigkeit um den stolzen Menschen zu demüthigen, ein Mal in Herrlichkeit um den gedemüthigten Menschen zu erhöhen, daß Jesus Christus Gott und Mensch sei.

10.

Jesus Christus hat nichts anders gethan, als daß er die Menschen lehrte: sie seien voll Selbstliebe, Sklaven, Blinde, Kranke, Unglückliche und Sünder, es thue noth, daß er sie erlöse, aufkläre, heile und selig mache und das werde geschehn, wenn sie sich selbst hassen und ihm folgen durch das Leiden und den Kreuzestod.

Der Buchstabe tödtet; alles geschah im Bilde, Christus

mußte leiden, ein erniedrigter Gott (in Knechtsgestalt), Beschneidung des Herzens, wahres Fasten, wahres Opfer, wahrer Tempel, doppeltes Gesetz, doppelte Gesetztafel, doppelter Tempel, doppelte Gefangenschaft: das ist die Geheimschrift, die er uns gegeben hat.

Er hat uns endlich gelehrt, daß alle diese Dinge nur Bilder waren und was das heißt wahrhaft frei, wahrer Israelit, wahre Beschneidung, wahres Himmelsbrod u. s. w.

11.

In jenen Verheißungen findet jeder, was er im Grund seines Herzens hat, die weltlichen Güter oder die geistlichen, Gott oder die Geschöpfe, indessen mit dem Unterschied, daß diejenigen, welche darin die Geschöpfe suchen, sie darin finden aber mit allerlei Widersprüchen, mit dem Verbot sie zu lieben, mit dem Gebot nur Gott an zu beten und nur ihn zu lieben, wogegen die, welche Gott da suchen, ihn finden ohne einen Widerspruch und mit dem Gebot nur ihn zu lieben.

12.

Die Quellen der Widersprüche in der Schrift sind: ein Gott erniedrigt bis zum Tode am Kreuz, ein Messias den Tod besiegend durch den Tod, zwei Naturen in Jesu Christo, zwei Ankünfte, zwei Stände der Natur des Menschen.

Wie man den Charakter einer Person nicht anders zeichnen kann, als wenn man alle Widersprüche in Einklang bringt und wie es nicht genügt eine Reihe von zusammenstimmenden Eigenschaften zu verfolgen ohne die widersprechenden zu vereinigen; eben so muß man um einen Schriftsteller zu verstehn alle widersprechenden Stellen in Einklang bringen.

Also um die Schrift zu verstehn muß man einen Sinn herausfinden, in welchem alle widersprechenden Stellen zusammenstimmen. Es reicht nicht hin einen zu haben, der

zu mehren Stellen stimmt, sondern man muß einen haben, der sogar die widersprechenden vereinigt.

Jeder Autor hat einen Sinn, in welchem alle widersprechenden Stellen zusammenstimmen, oder er hat überhaupt keinen Sinn. Dies Letzte kann man nun weder von der Schrift noch von den Propheten sagen, sie hatten wahrhaftig nur zu guten Sinn. Man muß also einen suchen, der alle Widersprüche in Einklang bringt.

Der wahre Sinn ist also nicht der der Juden, sondern in Jesu Christo sind alle Widersprüche in Einklang gebracht.

Die Juden wären nicht im Stande das Aufhören des Reichs und der Herschaft, wie es Hosea voraussagt, in Einklang zu bringen mit der Weissagung Jakobs. *).

Nimmt man das Gesetz, die Opfer und das Reich für Wirklichkeiten, so ist man nicht im Stande in Einklang zu bringen alle Stellen eines und desselben Verfassers, nicht ein Mal eines und desselben Buchs, bisweilen nicht ein Mal eines und desselben Capitels. Das beweist doch genugsam, welches der Sinn des Verfassers war.

13.

Es war durchaus nicht erlaubt außerhalb Jerusalem, dem Orte, welchen der Herr erwählt hatte, zu opfern **) noch anders wo selbst die Zehnten zu essen.

Hosea hat vorausgesagt, sie würden ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar bleiben. ***) Dies ist jetzt erfüllt, da sie (die Juden) nicht rechtmäßige Opfer bringen können außer Jerusalem.

14.

Wenn das Wort Gottes, welches wahrhaftig ist, dem Buchstaben nach falsch erscheint, ist es dem Geiste nach wahr.

*) Hosea 3. 4; 10. 1 ff. 1 Mose 49. 10.

**) 5 Mose 12. 5, 6.

***) Hosea 3. 4.

„Setze dich zu meiner Rechten" *) das ist falsch, buchstäblich gesagt, und ist wahr, geistlich genommen. In diesen Ausdrücken ist von Gott menschlicher Weise gesprochen und das bedeutet nichts andres, als daß Gott auch die Gesinnung haben soll, welche die Menschen haben, wenn sie jemand zu ihrer Rechten sitzen lassen. Dies ist also eine Bezeichnung der Absicht Gottes, nicht aber seiner Art sie aus zu führen.

So auch wenn gesagt ist: Gott hat den Geruch eures Weihrauchs angenommen und wird euch zum Lohn geben ein fruchtbares und gesegnetes Land,**) so heißt das: dieselbe Gesinnung, die ein Mensch hätte, der, durch euren Weihrauch erfreut, euch zum Lohn ein gesegnetes Land gäbe, die wird Gott auch gegen euch haben, weil ihr gegen ihn dieselbe Gesinnung gehabt habt, welche ein Mensch gegen denjenigen hat, dem er Weihrauch giebt.

15.

Der einzige Gegenstand der Schrift ist die Liebe. Alles, was nicht auf den einzigen Zweck geht, ist ihr Bild, denn da es nur einen Zweck hat, so ist alles Bild, was nicht mit eigentlichen Worten darauf geht.

Gott spricht also dieses einzige Gebot der Liebe vielfältig auf verschiedene Art aus, um unsrer Schwachheit, welche den Wechsel liebt, eine Befriedigung zu geben durch jene Verschiedenheit, die uns immer auf das Eine führt, was uns einzig noth thut. Denn eins ist noth und wir lieben den Wechsel, und Gott befriedigt das eine wie das andre durch jene Verschiedenheiten, die zu dem einzig Nothuenden führen.

*) Psalm 110. 1. Matth. 22. 44. Hebr. 1. 13.

**) Oft hat der Verfasser mehre Stellen verbunden und nur ungefähr citirt; hier scheint ihm 1 Mose 8. 21, 22. und 2 Mose 3. 8. vorgeschwebt zu haben.

16.

Die Rabbinen nehmen als Typen die Brüste der Braut und alles, was nicht den einzigen Zweck, den sie haben, nämlich zeitliche Güter ausdrückt. *)

17.

Einige von ihnen sehen sehr wohl ein, daß es keinen andern Feind des Menschen giebt als die böse Lust, die ihn von Gott abwendet, und kein andres Gut als Gott, nicht aber ein fruchtbares Land.

Diejenigen, welche glauben, daß das Gut des Menschen im Fleische ist und das Uebel in dem, was ihn von den Freuden der Sinne abwendet, die mögen sich daran sättigen und darin sterben. Aber die, welche Gott suchen von ganzem Herzen, die kein anderes Mißvergnügen kennen, als seines Anblicks beraubt zu sein, die kein andres Verlangen haben als ihn zu besitzen und keine andern Feinde als die, welche sie von ihm abwenden, die sich betrüben von solchen Feinden sich umgeben und beherscht zu sehen, die mögen sich trösten, es ist ein Erlöser für sie, es ist ein Gott für sie. Ein Messias ist verheißen worden, der von den Feinden erlösen werde, und es ist ein Messias gekommen, der von den Ungerechtigkeiten erlöst, nicht aber von den Feinden.

18.

Wenn David verheißt, der Messias werde sein Volk von seinen Feinden erlösen, kann man fleischlich glauben, dies seien die Aegypter**) und dann wüßte ich nicht nach zu wel-

*) Vgl. Hohelied 4. 5.; 7. 3. Die Rabbinen erklären das ganze hohe Lied typisch von der Verbindung Jehovahs mit seinem Volk wie von der reichen Nachkommenschaft und von dem reichen äußerlichen Segen, welche dem Volk aus jener Verbindung erwachsen.

**) Ist hier etwa Ps. 68. 22. ff. gemeint, wo dann v. 32. darauf führen könnte, daß die besiegten Feinde Aegypter waren? Noch mehr würde Ps. 89. 11. hieher gehören, denn Rahab ist Aegypten; doch ist der Psalm nicht von David. Allgemeine Stellen vom Siege des Messias über seine Feinde giebt es in den Psalmen unzählige.

sen, daß die Prophezeiung eingetroffen wäre. Aber man kann auch ganz gut annehmen, es seien Ungerechtigkeiten; denn in Wahrheit sind nicht die Aegypter Feinde, sondern die Ungerechtigkeiten sind es. Das Wort „Feinde" ist also zweideutig.

Aber wenn er eben so wie Jesaias und die andern dem Menschen sagt, wie er es denn thut, er werde sein Volk erlösen von seinen Sünden,*) so ist die Zweideutigkeit aufgehoben und der Doppelsinn „Feinde" auf den einfachen Sinn „Ungerechtigkeiten" zurückgeführt; denn wenn er die Sünden in Gedanken hatte, so konnte er sie wohl durch das Wort Feinde bezeichnen, aber wenn er an Feinde dachte, konnte er sie nicht Ungerechtigkeiten benennen.

Nun bedienen sich Moses, David und Jesaias derselben Ausdrücke. Wer will denn behaupten, sie hätten nicht denselben Sinn und der Sinn Davids, der offenbar auf Ungerechtigkeiten geht, wenn er von Feinden spricht, wäre nicht derselbe, als wenn Moses von Feinden spricht?

Daniel (im neunten Capitel) betet um die Befreiung des Volks von der Gefangenschaft ihrer Feinde, aber dachte an die Sünden und um das zu zeigen, sagt er: Gabriel kam ihm ankündigen, daß er erhört worden sei und nur siebenzig Wochen zu warten habe, alsdann werde das Volk von Ungerechtigkeit erlöset sein, die Sünde werde ein Ende nehmen und der Erlöser, der Allerheiligste, werde die ewige Gerechtigkeit bringen, nicht die gesetzliche, sondern die ewige.

Hat man ein Mal dies Geheimniß enthüllt, so ist es unmöglich es nicht zu sehn. Man lese das alte Testament aus diesem Gesichtspunkt und sehe, ob die Opfer Wahrheit hatten, ob die Abstammung von Abraham der wahre Grund der Freundschaft Gottes, ob das gelobte Land der wahre Ort der Ruhe war. Nein. Also waren es Bilder. Eben

*) Ps. 89. 33.; 130. 8.

so betrachte man alle die befohlenen Gebräuche und alle die Gebote, die nicht auf die Liebe sich beziehn; man wird finden, daß es nur ihre Bilder sind.

Zehnter Abschnitt.

Von Jesu Christo.

1.

Der weite Abstand der Körper von den Geistern ist ein Vorbild des unendlich weitern Abstandes der Geister von der Liebe, denn sie ist übernatürlich.

Aller Schimmer der Größe hat keinen Glanz für die Menschen, welche sich mit den Nachforschungen des Geistes beschäftigen. Die Größe der Geistesmenschen ist unsichtbar den Reichen, den Königen, den Eroberern und allen jenen Großen nach dem Fleisch. Die Größe der Weisheit, die von Gott kommt, ist unsichtbar den Fleischlichgesinnten und den Geistesmenschen. Dies sind drei ganz verschiedne Gebiete.

Die großen Geister haben ihr Reich, ihren Glanz, ihre Größe, ihre Siege und bedürfen auf keine Weise der fleischlichen Größe, die nichts gemein hat mit der, welche sie suchen. Sie werden gesehn mit dem Geiste, nicht mit dem Auge, aber das ist genug.

Die Heiligen haben ihr Reich, ihren Glanz, ihre Größe, ihre Siege und bedürfen eben so wenig der fleischlichen oder der geistigen Größe, die nicht aus ihrem Gebiete ist und welche der Größe, die sie begehren, weder etwas zusetzt noch nimmt. Sie werden gesehn von Gott und von den Engeln, und nicht von den Körpern oder von den wißbegierigen Geistern: Gott genügt ihnen.

Auch ohne allen Glanz der Geburt wäre Archimedes ein Gegenstand gleicher Verehrung. Er hat nicht Schlach-

ten geliefert; aber er hat der ganzen Welt bewundernswerthe Erfindungen hinterlassen. O wie groß und glänzend ist er in den Augen des Geistes! Jesus Christus, ohne Schätze und ohne irgend eine wissenschaftliche Production nach außen, steht da in seiner Heiligkeit. Er hat keine Erfindungen gemacht, er hat nicht geherscht, aber er ist demüthig, geduldig, heilig vor Gott, furchtbar den bösen Geistern, ohne eine Sünde. O wie ist er in großem Glanz gekommen und in einer wunderbaren Herrlichkeit für die Augen des Herzens, für die Augen, welche die Weisheit sehn!

Es wäre unnöthig gewesen, wenn Archimedes in seinen Büchern über Mathematik den Fürsten gemacht hätte, obgleich er es war. Es wäre unnöthig gewesen, wenn unser Herr Jesus Christus als König gekommen wäre um in seinem Reich der Herrlichkeit zu glänzen. Aber wie herrlich kam er im Glanz nach seiner Art!

Es ist lächerlich, Anstoß zu nehmen an der Niedrigkeit Jesu Christi, als wenn diese Niedrigkeit aus demselben Gebiete wäre wie die Größe, die er zu offenbaren kam. Man betrachte diese Größe in seinem Leben, in seinem Leiden, in seiner Unscheinbarkeit, in seinem Tode, in der Wahl der Seinen, in ihrer Flucht, in seiner geheimnißvollen Auferstehung und in allem Uebrigen und man wird sie so groß finden, daß man keinen Grund haben wird sich an einer Niedrigkeit zu stoßen, die nicht da ist. Aber es giebt Menschen, die können nur die fleischliche Größe bewundern, als ob es keine geistige Größe gäbe und wieder andere bewundern nur die geistige, als gäbe es nicht eine noch viel höhere in der Weisheit.

Alle Körper, das Firmament, die Sterne, die Erde und die Königreiche stehen niedriger als der geringste der Geister, denn er erkennt das alles und sich selbst; der Körper aber erkennt nichts. Und alle Körper und alle Geister zu-

sammen und alle ihre Erzeugnisse stehen niedriger als die geringste Regung der Liebe, denn sie gehört zu einem unendlich höhern Gebiet.

Alle Körper zusammen sind nicht des geringsten Gedankens fähig, das ist unmöglich und gehört in ein andres Gebiet. Alle Körper und Geister zusammen können nicht eine Regung wahrer Liebe hervorbringen, das ist unmöglich und gehört in ein andres ganz übernatürliches Gebiet.

2.

Jesus Christus lebte in einer solchen Dunkelheit (nämlich was die Welt Dunkelheit nennt), daß die Geschichtschreiber, die nur wichtige Dinge aufzeichnen, ihn kaum bemerkt haben.

3.

Welcher Mensch hatte je mehr Glanz als Jesus Christus? Das ganze Jüdische Volk sagt ihn voraus, ehe er kommt. Die Heiden beten ihn an, als er kommt. Beide, Heiden und Juden, betrachten ihn als ihren Mittelpunkt. Und doch welcher Mensch genoß je weniger von alle diesem Glanz? Von drei und dreißig Jahren lebte er dreißig ohne zum Vorschein zu kommen. In den drei übrigen gilt er für einen Betrüger, die Priester und die Ersten seines Volks verwerfen ihn, seine Freunde und Verwandten verachten ihn. Zuletzt stirbt er eines schmachvollen Todes, verrathen von dem einen der Seinigen, verleugnet von dem andern und verlassen von allen. Was hat er denn an diesem Glanz gehabt? Nie hat ein Mensch so viel Glanz gehabt, nie ein Mensch mehr Schmach. Alle der Glanz hat zu nichts gedient als für uns um ihn uns kenntlich zu machen; er hat nichts davon gehabt für sich.

4.

Jesus spricht von den größten Dingen so einfach, daß es scheint, als habe er nichts dabei gedacht und doch zugleich

so klar und genau, daß man wohl sieht, was er davon dachte. Diese Klarheit verbunden mit jener Einfachheit ist bewundernswürdig.

Wer lehrte die Evangelisten die Eigenschaften einer wahren Heldenseele, daß sie sie so vollkommen in Jesu abschilderten? Warum machen sie ihn schwach in seinem Todeskampf! Wissen sie nicht einen standhaften Tod zu malen? Gewiß ohne Zweifel, denn derselbe heilige Lukas malt den Tod des heiligen Stephanus standhafter als den Tod Jesu.*) Sie schildern ihn also der Furcht fähig, ehe die Nothwendigkeit zu sterben da war, und nachher ganz stark. Allein wenn sie ihn betrübt bis in den Tod schildern,**) so betrübt er sich selbst, aber wenn die Menschen ihn betrüben, ist er ganz stark.

Die Kirche hat sich genöthigt gesehn zu zeigen, daß Jesus Christus Mensch war gegen die, welche ihn leugneten, eben so wie zu zeigen, daß er Gott war und der Schein ist eben so groß gegen das eine wie gegen das andre.

Jesus Christus ist ein Gott, dem man sich nähert ohne Stolz und vor dem man sich demüthiget ohne Verzweiflung.

5.

Die Bekehrung der Heiden war der Gnade des Messias vorbehalten. Die Juden haben dafür nichts gethan oder wenigstens ohne Erfolg; alles, was darüber Salomo und die Propheten sagen, ist vergeblich gewesen. Die Weisen, wie Plato und Sokrates, konnten sie nicht bewegen den wahren Gott allein an zu beten.

Das Evangelium spricht von der Jungfrauschaft der Jungfrau Maria nur bis zur Geburt Jesu, alles mit Bezug auf Jesum Christum.

Beide Testamente betrachten Jesum Christum, das alte

*) Ap. Gesch. 7. 58. ff.

**) Matth. 26. 38.

als seine Erwartung, das neue als sein Vorbild, beide als ihren Mittelpunkt.

Die Propheten haben vorausgesagt und sind nicht vorausgesagt. Die Heiligen darnach sind vorausgesagt, aber nicht vorausfagend. Jesus Christus ist vorausgesagt und vorausfagend.

Jesus Christus für alle, Moses für ein Volk.

Die Juden gesegnet in Abraham: „Ich will segnen, die dich segnen." (1 Mose 12. 3.) Aber „alle Völker gesegnet in seinem Samen." (1 Mose 18. 18.) *)

„Ein Licht zu erleuchten die Heiden." (Luk. 2. 32.)

„So thut er keinen Heiden" (Psalm 147. 20), so sagte David, da er vom Gesetze sprach; aber wenn man von Jesu Christo redet, muß man sagen: so thut er allen Heiden.

Auch ist das Jesu Christo eigen für alle zu sein. Die Kirche selbst bringt das Opfer nur für die Gläubigen dar, Jesus Christus hat das Opfer am Kreuze für alle dargebracht.

Elfter Abschnitt.

Beweise für Jesum Christum aus den Weissagungen.

1.

Der größte Beweis für Jesum Christum liegt in den Weissagungen. Dafür hat Gott auch am Meisten gesorgt, denn die Erfüllung derselben ist ein fortlaufendes Wunder vom Entstehn der Kirche bis zum Ende. So hat Gott sechzehn Jahrhunderte lang Propheten erweckt und nachher während vier hundert Jahre alle diese Prophezeiungen ausgestreut mit allen Juden, die sie in alle Theile der Welt trugen. Das war die Vorbereitung auf die Geburt Jesu

*) Wörtlicher 1 Mose 22. 18.; 26. 4.

Christi. Da sein Evangelium in aller Welt geglaubt werden soll, so mußten nicht allein Prophezeiungen da sein, damit es geglaubt werde, sondern diese mußten auch in aller Welt ausgebreitet sein, damit es angenommen werde von aller Welt.

Wenn ein einzelner Mann ein Buch geschrieben hätte mit Weissagungen über die Zeit und Weise der Erscheinung Jesu Christi und wenn nun Jesus ganz diesen Weissagungen entsprechend gekommen wäre, das würde eine außerordentliche Kraft haben.

Aber hier ist noch viel mehr. Eine Reihe von Männern, vier Jahrtausende hindurch, kommt einer nach dem andern und verkündet dasselbe Ereigniß beharrlich und ohne Veränderung. Ein ganzes Volk kündigt es an und besteht viertausend Jahre um noch Zeugniß zu geben von den Verheißungen, die es darüber hat, und von denen es nicht abgebracht werden kann durch alle Drohungen und Verfolgungen. Das ist weit mehr beachtenswerth.

2.

Die Zeit ist geweissagt durch den Zustand des Jüdischen Volks, den Zustand der Heiden, den Zustand des Tempels und die Zahl der Jahre.

Die Propheten hatten verschiedene Zeichen angegeben, die alle vor der Ankunft des Messias geschehen sollten und so mußten denn alle diese Zeichen zugleich eintreffen. Daher mußte die vierte Monarchie gekommen sein, als die siebenzig Wochen Daniels erfüllt sein sollten, so mußte das Scepter von Juda entwendet sein*) und dann der Messias kommen. Und wirklich kam damals Jesus, der sich den Messias nannte.

Es ist vorausgesagt, daß in der vierten Monarchie, vor der Zerstörung des zweiten Tempels, ehe den Juden die Herschaft genommen und in der siebenzigsten Woche Daniels

*) Dan. 9. 24. und 1 Mose 49. 10.

die Heiden würden unterrichtet und zur Erkenntniß des Gottes, den die Juden anbeteten, geführt werden, daß die, so ihn lieben, befreit sein würden von ihren Feinden und erfüllt von Furcht und Liebe gegen ihn.

Und es ist geschehen, daß in der vierten Monarchie, vor der Zerstörung des zweiten Tempels u. s. w. die Heiden in Menge Gott anbeten und ein engelgleiches Leben führen, die Töchter weihen Gott ihre Jungfrauschaft und ihr Leben, die Männer entsagen allen Lüsten. Wozu Plato einige wenige auserwählte und noch dazu so gebildete Menschen nicht überreden konnte, dazu überredet hundert tausende von unwissenden Menschen eine geheime Macht durch die Kraft weniger Worte.

Was ist das alles? Es ist das, was so lange Zeit vorher geweissagt ist: „Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch." (Joel 3. 1.) Alle Völker waren in Unglauben und in Lüste versunken, die ganze Erde entbrennt von Liebe, die Fürsten verzichten auf ihre Hoheit, die Reichen verlassen die Güter, die Jungfrauen leiden als Märtyrerinnen; die Kinder verlassen das Haus ihrer Väter um in der Wüste zu leben.

Wo kommt diese geheime Macht her? Der Messias ist gekommen, das sind die Wirkungen und die Zeichen seiner Ankunft.

Zwei tausend Jahre war der Gott der Juden unbekannt geblieben unter der großen Masse der heidnischen Völker und zur vorausgesagten Zeit beten die Heiden in Menge diesen einigen Gott an, die Tempel sind zerstört und die Könige selbst unterwerfen sich dem Kreuz.

Was ist das alles? Es ist der Geist Gottes, der ausgegossen ist über die Erde.

Es ist vorausgesagt: der Messias würde einen neuen Bund stiften, der den Auszug aus Aegypten sollte vergessen

machen (Jer. 23. 7.), er würde sein Gesetz niederlegen nicht auswendig, sondern in die Herzen (Jes. 51. 7.), er würde seine Furcht, die nur äußerlich gewesen, mitten ins Herz geben. (Jer. 31. 33. und 32. 40.)

Die Juden würden Jesum verwerfen und selbst verworfen werden von Gott, weil der erwählete Weinberg nur Heerlinge geben würde (Jes. 5. 2. ff.), das erwählte Volk würde untreu sein, undankbar und ungläubig, ein ungehorsames Volk (Jes. 65. 2.), Gott würde sie mit Blindheit schlagen und sie würden tappen im Mittag, wie ein Blinder tappet im Dunkeln; (5 Mose 28. 28, 29.)

die Kirche würde in ihrem Anfange klein sein und in der Folge wachsen. (Ezech. 17.)

Es ist vorausgesagt, daß dann der Götzendienst würde umgestoßen werden, dieser Messias würde alle Götzen ausrotten und die Menschen zum Dienst des wahren Gottes führen, (Ezech. 30. 13.)

die Götzentempel würden zerstört werden und unter allen Völkern und an allen Orten würde ihm ein reines Speisopfer geopfert werden und nicht Thiere, (Mal. 1. 11.)

er würde die Menschen den rechten Weg lehren (Jes. 2. 3. Mich. 4. 2. ff.) und König der Juden und Heiden sein. (Psalm 2. 6, 8.; 72. 8.)

Und nie vorher noch nachher ist ein Mensch erschienen, der etwas gelehrt hätte, was diesem nahe käme.

Nach so vielen Männern, welche diese Erscheinung vorausgesagt, ist endlich Jesus gekommen und spricht: Da bin ich und nun ist die Zeit da. Er ist gekommen und sagt den Menschen, daß sie keine andern Feinde haben als sich selbst, daß nur ihre Leidenschaften es sind, was sie von Gott trennet, daß er kommt, sie von denselben zu befreien und ihnen seine Gnade zu geben, um aus allen Menschen eine heilige Kirche zu bilden, daß er kommt, in diese Kirche ein zu führen

die Heiden und die Juden und zu zerstören die Götzen der einen und den Aberglauben der andern.

Er spricht zu ihnen: Was die Propheten vorausgesagt haben, daß es geschehen werde, das, sage ich euch, werden jetzt meine Apostel thun. Die Juden werden verworfen, Jerusalem wird bald zerstöret werden. Die Heiden werden bald gelangen zur Erkenntniß Gottes und meine Apostel werden sie dazu führen, nachdem ihr den Erben des Weinbergs werdet getödtet haben.

Darnach sprachen die Apostel zu den Juden: Ihr werdet verdammt werden! und zu den Heiden: Ihr sollt bald zur Erkenntniß Gottes kommen.

Dem widersetzten sich aber alle Menschen aus dem natürlichen Widerstreben ihrer Begierde. Dieser König der Juden und Heiden wird unterdrückt von dem einen wie von dem andern, sie wollen seinen Tod. Alles, was es Großes in der Welt giebt, vereinigt sich gegen diesen neuen Glauben, die Gelehrten, die Weisen, die Könige. Die einen schreiben, die andern verdammen, die andern tödten. Und siehe trotz dieses Widerstands in kurzer Zeit herscht Jesus Christus über die einen wie über die andern und zerstört den Jüdischen Cultus zu Jerusalem, welches dessen Mittelpunkt ist und woraus er seine erste Kirche macht, wie den Götzendienst zu Rom, welches dessen Mittelpunkt ist und woraus er seine Hauptkirche macht.

Einfache Menschen ohne Gewalt wie die Apostel und die ersten Christen widerstehen allen Mächten der Erde, unterwerfen sich die Könige, die Gelehrten und Weisen und zerstören den so fest gegründeten Götzendienst, und alles dies geschieht allein durch die Gewalt jenes Worts, das es voraus verkündet hat.

Indem die Juden Jesum tödteten um ihn nicht als Messias an zu nehmen, gaben sie ihm das letzte Merkzeichen

des Messias. Indem sie fortfuhren ihn zu verkennen, machten sie sich selbst zu unwiderleglichen Zeugen und indem sie ihn tödteten und fortfuhren ihn zu verleugnen, haben sie die Weissagungen erfüllt.

Wer sollte nicht Jesum Christum erkennen an so vielen besondern Umständen, die von ihm prophezeit sind? Denn es heißt:

er werde einen Vorläufer haben (Mal. 3. 1.),

er werde als ein Kind geboren werden (Jes. 9. 6.),

er werde geboren werden in der Stadt Bethlehem (Mich. 5. 1.),

er werde kommen aus dem Stamme Juda (1 Mose 49. 8. ff.)

und aus dem Geschlechte Davids (2 Sam. 7. 12. Jes. 7. 13.),

er werde hauptsächlich in Jerusalem auftreten (Mal. 3. 1. Hag. 2. 10.),

er solle blenden die Weisen und Gelehrten (Jes. 6. 10.) und den Elenden und Armen predigen das Evangelium (Jes. 61. 1.), den Blinden die Augen aufthun und den Kranken die Gesundheit wiedergeben (Jes. 35. 5, 6.) und zum Licht bringen die in der Finsterniß schmachten (Jes. 42. 16.),

er solle den rechten Weg lehren (Jes. 30. 21.) und der Gebieter der Völker sein (Jes. 55. 4.),

er solle das Opfer für die Sünden der Welt sein (Jes. 53. 5.), der Grundstein, der bewährte Stein und köstliche Eckstein (Jes. 28. 19.), der Stein des Anstoßes und der Aergerniß (Jes. 8. 14.),

Jerusalem werde sich daran stoßen (Jes. 8. 15.) und die Bauleute ihn verwerfen, Gott ihn aber zum Eckstein machen (Psalm 118. 22.) und dieser Stein soll wachsen

und ein großer Berg werden und die ganze Welt füllen (Dan. 2. 35.);

also er werde verworfen werden (Psalm 118. 22.), verkannt (Jes. 53. 2, 3.), verrathen (Psalm 41. 10.), verkauft (Zach. 11. 12.), auf die Wange geschlagen (Jes. 50. 6.), verspottet (Jes. 34. 16.), auf vielfache Weise geplagt (Psalm 69. 27.), mit Galle getränkt (Psalm 69. 22.), ihm werden die Füße und Hände durchgraben werden (Psalm 22. 17.), man werde ihm ins Angesicht speien (Jes. 50. 6.), er werde umgebracht werden (Dan. 9. 26.) und um seine Kleider werde das Loos geworfen werden (Psalm 22. 19.);

er werde am dritten Tage wieder auferstehn (Ps. 16. 10. Hos. 6. 2.) und auffahren gen Himmel (Psalm 47. 6.; 68. 19.), um sich zur Rechten Gottes zu setzen (Psalm 110. 1.);

die Könige werden sich wider ihn auflehnen (Ps. 2. 2.), aber er zur Rechten seines Vaters werde siegen über seine Feinde (Psalm 110. 5.), alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihn dienen (Psalm 72. 11.);

die Juden werden als Volk bestehen bleiben (Jerem. 31. 36.);

sie werden herumirren (Amos 9. 9.) ohne Könige, ohne Opfer, ohne Altar u. s. w. (Hos 3. 4.), ohne Propheten (Psalm 74. 9.), harrend auf das Heil und es doch nicht findend (Jes. 59. 9. Jerem. 8. 15.).

3.

Der Messias allein sollte ein großes Volk, ein erwähltes heiliges, geliebtes Volk erzeugen, es erziehen, nähren und zum Ort der Ruhe und Heiligkeit führen, es Gott heiligen, daraus den Tempel Gottes machen, es versöhnen mit Gott, retten von dem Zorn Gottes und erlösen von der Knechtschaft der Sünde, die ersichtlich im Menschen herschet. Er allein sollte diesem Volke Gesetze geben, diese Gesetze ihnen ins Herz prägen, sich für sie Gott zum Opfer darbie-

ten, sich opfern für sie, ein Opfer sein ohne Fehl und zugleich selbst der Opferer. Er sollte sich selbst darbieten, seinen Leib und sein Blut und dennoch zugleich auch Brod und Wein Gott darbieten. Jesus Christus hat das alles gethan.

Es ist vorausgesagt, ein Erlöser soll kommen, der dem Teufel den Kopf zertreten *) und sein Volk erlösen werde aus allen seinen Sünden (Psalm 130. 8.), ein neues Testament sollte sein, ein ewiges, ein anderes Priesterthum nach der Ordnung Melchisedeks, das ewig sein würde **), der Messias sollte herrlich, mächtig, stark und dennoch zugleich so elend sein, daß man ihn nicht erkannte, ihn nicht für das was er ist, nehmen, ihn verwerfen, ihn tödten würde; sein Volk, das ihn verleugnet, würde nicht mehr sein Volk sein, die Götzendiener würden ihn aufnehmen und zu ihm fliehen, er würde Zion verlassen um im Mittelpunkt des Götzendienstes zu herschen, nichts desto weniger würden die Juden immer fortbestehn, er würde aus Juda hervorgehen, wenn es keine Könige mehr geben würde.

4.

Man bedenke, daß von Anbeginn der Welt die Erwartung oder die Anbetung des Messias besteht ohne Unterbrechung, daß er dem ersten Menschen gleich nach seinem Fall verheißen ward, daß seitdem sich Menschen fanden, welche sagten: Gott hätte ihnen geoffenbaret, es würde geboren werden ein Erlöser, der sein Volk retten würde, daß Abraham darnach kam und sagte: er hätte eine Offenbarung gehabt, er würde abstammen von einem Sohn, den er bekommen sollte, daß Jakob erklärte, unter seinen zwölf Söhnen wäre es Juda, von dem er herkommen würde, daß Moses und die Propheten darauf kommen und die Zeit und Weise seiner

*) 1 Mose 3. 15. vgl. 1 Joh. 3. 8.

**) Psalm 110. 4. Hebr. 5. 6.; 6. 20.; 7. 17.

Erscheinung deutlich verkündeten, daß sie sagten: ihr Gesetz wäre nur vorläufig bis auf das des Messias, es würde bis dahin bestehn, das andre aber würde ewig dauern und so würde ihr Gesetz oder vielmehr das des Messias, dessen Verheißung es wäre, immer auf der Erde sein, daß es in der That immer gedauert hat und daß endlich Jesus unter allen den vorausgesagten Umständen gekommen ist, das ist bewundernswerth.

Wenn das so klar den Juden voraus verkündigt war, wird man sagen, warum haben sie es nicht geglaubt? oder warum sind sie nicht ausgerottet worden dafür, daß sie einer so klaren Sache sich widersetzten? Ich antworte: das eine wie das andre ist vorausgesagt, daß sie eine so klare Sache nicht glauben und daß sie nicht ausgerottet werden würden. Auch ist nichts glorreicher für den Messias, denn es genügte nicht, daß es Propheten gab, ihre Weissagungen mußten auch ohne Verdacht erhalten werden. Nun u. s. w.

5.

Die Propheten sind gemischt, Weissagungen über besondere Fälle und Weissagungen über den Messias, damit die Weissagungen vom Messias nicht ohne Beweise wären und die besondern Weissagungen nicht ohne Frucht.*)

„Wir haben keinen König denn den Kaiser," sprachen die Juden. (Joh. 19. 15.) Also war Jesus der Messias, weil sie keinen König mehr hatten als einen Fremden und auch keinen andern mehr haben wollten.

Die siebenzig Wochen Daniels sind zweideutig in Betreff der Zeit des Beginnens wegen der prophetischen Ausdrucksweise und in Betreff der Zeit des Endes wegen der verschiedenen Ansichten der Chronologisten. Aber dieser ganze Unterschied beläuft sich nur auf zweihundert Jahre.**)

*) S. Vorrede S. 81.

**) „Hier ist offenbar ein Fehler. Der Unterschied beläuft sich ungefähr auf

Die Weissagungen, die Christum arm darstellen, stellen ihn als Herrn der Völker dar (Jes. 53. 2. ff. Zach. 9. 9. ff.); die Weissagungen, welche die Zeit vorhersagen, verkünden ihn nur als Herrn der Heiden und leidend, nicht aber in den Wolken, noch als Richter, und wiederum diejenigen welche ihn so darstellen als der da richtet die Völker in seiner Herrlichkeit, die bezeichnen die Zeit nicht.

Wenn der Messias dargestellt wird als groß und herrlich, so ist das sichtbar um die Welt zu richten und nicht um sie zu erlösen. (Jes. 66. 15, 16.)

Zwölfter Abschnitt.

Verschiedene Beweise für Jesum Christum.

1.

Wenn man den Aposteln nicht glauben will, so muß man sagen, sie sind Betrogene oder Betrüger. Das eine wie das andere ist schwierig. Denn was das Erste anbetrifft, so ist es nicht möglich sich so zu täuschen, daß man einen Menschen für auferstanden hält und was das Zweite anbetrifft, so ist die Voraussetzung, daß sie Betrüger gewesen, außerordentlich abgeschmackt.

Man verfolge sie nur weiter. Man denke sich diese zwölf Männer nach Jesu Tode versammelt, sich verabredend zu sagen, er wäre auferstanden. Sie fordern damit alle Mächte gegen sich heraus. Das Herz der Menschen ist außerordentlich geneigt zu Leichtsinn und Wechsel, schwach gegen Versprechungen und Geschenke. Ließ nur einer von ihnen durch alle diese Lockungen und was mehr ist, durch Gefäng-

zwanzig Jahre und wahrscheinlich hat Pascal im flüchtigen Aufschreiben eine Null zu viel gesetzt." Andrée.

niß, Folter und Tod sich verleiten eine Blöße zu geben, so waren sie verloren. Man verfolge das.

So lange Jesus bei ihnen war, konnte er sie aufrechthalten; aber nachher, wenn er ihnen nicht erschienen ist, wer hat sie ausgerüstet mit Kraft und Muth zum Handeln?

2.

Die Sprache des Evangelii ist bewundernswürdig in vielfach verschiedener Art und unter andern auch darin, daß von Seiten der Geschichtsschreiber keine Ausfälle gegen Judas oder Pilatus noch gegen irgend einen der Feinde oder vielmehr Henker Jesu vorkommen.

Wäre diese Bescheidenheit der evangelischen Geschichtsschreiber eben so wie noch viele andere Züge eines so schönen Sinnes bloß angenommen gewesen und zwar nur um sie bemerklich zu machen und hätten sie nicht selbst gewagt darauf aufmerksam zu machen, so würden sie nicht unterlassen haben sich Freunde zu verschaffen, die diese Bemerkungen zu ihrem Vortheil gemacht haben würden. Aber weil sie so thaten ohne Affectation und ganz ohne eignes Interesse, so machten sie niemand darauf aufmerksam, ich weiß selbst nicht, ob es bis jetzt bemerkt worden ist. Das zeugt von der Einfalt, womit die Sache betrieben wurde.

3.

Jesus Christus hat Wunder gethan, darnach die Apostel und auch die ersten Heiligen*) haben viele verrichtet, weil die Weissagungen, bis dahin noch nicht erfüllt, sich durch sie erfüllten und also nichts Zeugniß geben konnte als die Wunder. Es war geweissagt, daß der Messias die Völker bekehren würde. Wie wäre diese Weissagung erfüllt worden ohne die Bekehrung der Völker? und wie hätten die Völker sich bekehrt zum Messias, wenn sie nicht diese letzte Erfüllung der Weissagungen, die von ihm zeugen, gesehen hätten?

*) Auch die Heiligen? Pascals Ansichten über die Wunder s. Th. 2. A. 16.

Also ehe er starb und auferstand und ehe die Völker sich bekehrt hatten, war alles noch nicht erfüllt und daher bedurfte es der Wunder während dieser ganzen Zeit. Jetzt bedarf es deren nicht mehr um die Wahrheit der christlichen Religion zu bezeugen, denn die erfüllten Weissagungen sind ein bleibendes Wunder.

4.

Auch der Zustand, in welchem man die Juden sieht, ist ein großer Beweis für die Religion. Denn es ist etwas Erstaunliches dies Volk zu sehn, wie es seit so vielen Jahren besteht und immer elend, da es zum Beweise für Jesum Christum nöthig ist, daß sie bestehn um von ihm zu zeugen und daß sie elend sind, weil sie ihn gekreuzigt haben und obgleich es ein Widerspruch ist elend sein und bestehn, so besteht dies Volk doch immer trotz seines Elends. *)

Aber sind sie nicht beinahe in demselben Zustande gewesen zur Zeit der Gefangenschaft? Nein. Das Scepter war nicht gebrochen durch die Babylonische Gefangenschaft, denn die Rückkehr war verheißen und vorausgesagt. Als Nebukadnezar das Volk wegführte, ward ihnen, damit man nicht glauben sollte, das Scepter wäre nun von Juda entwendet, zum Voraus gesagt, sie würden dort nur kurze Zeit sein und wieder eingesetzt werden. Sie wurden immer durch die Propheten getröstet und ihre Könige dauerten noch fort. **) Dagegen die zweite Verwüstung ist ohne Verheißung der Rückkehr, ohne Propheten, ohne Könige, ohne Trost, ohne Hoffnung, weil das Scepter für immer entwendet ist. Das heißt nicht gefangen sein, wenn sie es mit der Versicherung waren nach siebenzig Jahren befreit zu werden. Aber jetzt sind sie es ohne eine Hoffnung.

*) Jetzt freilich sieht es mit den Juden nicht mehr so wie zur Zeit Pascals.

**) Selbst noch im Exil wurde Jojachin als König behandelt und der königliche Stamm dauerte fort; vgl. 2 Kön. 25, 27 ff.

Gott hat ihnen verheißen, ob er sie auch bis an die äußersten Enden der Welt zerstreue, werde er sie doch wieder sammeln, wenn sie seinem Gesetz treu sein würden. Sie sind ihm sehr treu und bleiben unterdrückt. Der Messias muß also schon gekommen sein und das Gesetz, welches jene Verheißungen enthielt, muß aufgehoben sein durch die Aufstellung eines neuen Gesetzes.

5.

Wären die Juden alle von Jesu Christo bekehrt worden, so hätten wir nicht andre als verdächtige Zeugen, *) und wären sie ausgerottet worden, so hätten wir gar keine.

Die Juden verwerfen ihn, nicht alle. Die Heiligen nehmen ihn auf und die Fleischlichen nicht. Und das ist so wenig gegen seine Ehre, daß es vielmehr der letzte Zug ist, der sie vollendet. Den Grund, den sie dazu haben ihn zu verwerfen, und zwar der einzige, der sich in ihren Schriften, im Talmud und in den Rabbinen findet, ist nur, daß Jesus sich nicht mit bewaffneter Hand die Nationen unterworfen hat. Jesus ist getödtet worden, sagen sie, er ist unterlegen, er hat nicht die Heiden mit seiner Macht unterworfen, hat uns nicht ihre Beute gegeben, giebt keine Schätze. Haben sie nichts zu sagen als das? Das ist es eben, worin er mir liebenswerth ist; ich möchte den nicht, den sie sich ausdenken.

*) Die Apostel obgleich bekehrte Juden sind doch nicht verdächtig; das Zeugniß dafür, daß sie die Wahrheit sagen, liegt eben darin, daß sie es nicht lassen können, daß sie nicht reden sollten von dem, was sie gesehn und gehört haben (Ap. Gesch. 4. 20.), und wenn alle Juden bekehrt worden wären, so wären sie auch nicht verdächtige Zeugen, denn dann würden sie eben so gut als die Apostel in Kraft des heiligen Geistes vor uns stehen und an sich selbst beweisen, wie das Evangelium nicht eine Menschenerfindung ist, sondern eine Kraft Gottes, die da selig macht alle die daran glauben. (Röm. 1. 16.) Vgl. Th. 2. A. 8. §. 8. S. 287.

6.

Wie schön ist es mit Augen des Glaubens zu sehen, daß Darius, Cyrus, Alexander, die Römer, Pompejus und Herodes ohne es zu wissen für den Ruhm des Evangeliums arbeiten!

7.

Die muhamedanische Religion hat den Alkoran und Muhamed zum Fundament. Aber dieser Prophet, der die letzte Erwartung der Welt sein sollte, ist er voraus geweissagt worden? Und welches Zeichen hat er, das nicht auch jeder Mensch hätte, der sich Prophet nennen wollte? Welche Wunder behauptet er selbst gethan zu haben? Welches Geheimniß hat er gelehrt nach seiner eignen Ueberlieferung? welche Moral und welche Seligkeit?

Muhamed ist ohne Beglaubigung; also mußten seine Gründe sehr stark sein, da sie nichts als ihre eigne Kraft haben.

8.

Gesetzt, zwei Menschen sprechen Dinge, die niedrig scheinen, aber die Reden des einen haben einen doppelten Sinn, den seine Anhänger verstehen, und die Reden des andern haben nur einen einzigen Sinn; wenn nun jemand, der nicht im Geheimniß ist, beide in dieser Art reden hört, so wird er über beide ein gleiches Urtheil fällen. Aber wenn hernach im Verlauf der Rede der eine himmlische Dinge sagt und der andre immer nur niedrige und gemeine Dinge, ja selbst Albernheiten, so wird er urtheilen: der eine spräche in Geheimnissen und der andre nicht, denn der eine habe zur Genüge gezeigt, daß er solcher Albernheiten unfähig, aber wohl im Stande sei Geheimnisse zu haben, dagegen der andre habe gezeigt, daß er eines Geheimnisses unfähig und der Albernheiten fähig sei.

9.

Nicht nach dem, was bei Muhamed dunkel ist und was allenfalls einen geheimen Sinn haben könnte, meine ich, muß man ihn beurtheilen, sondern nach dem, was klar ist, nach seinem Paradies und allem Uebrigen. Darin eben ist er lächerlich. Nicht so ist es mit der Schrift. Ich gebe zu, sie hat Dunkelheiten, aber es giebt auch bewundernswürdige Klarheiten und Weissagungen, deren Erfüllung offen vorliegt. Der Fall ist also nicht gleich. Man muß nicht Dinge vermengen und gleich stellen, die sich nur durch die Dunkelheit ähneln, aber nicht durch die Klarheiten, die, wenn sie göttlich sind, verdienen, daß man die Dunkelheiten verehre.

Der Alkoran sagt: der heilige Matthäus wäre ein guter Mann gewesen. Also war Muhamed ein falscher Prophet, weil er entweder gute Leute böse nannte oder weil er ihnen nicht glaubte in dem, was sie von Jesu Christo gesagt haben.

10.

Jeder Mensch kann thun was Muhamed gethan hat, denn er hat keine Wunder gethan, er ist nicht voraus verkündigt u. s. w. Kein Mensch kann thun, was Jesus Christus gethan hat.

Muhamed hat seine Religion gestiftet, indem er tödtete, Jesus, indem er die Seinen tödten ließ, Muhamed, indem er verbot zu lesen, Christus, indem er gebot zu lesen; genug, das ist so entgegengesetzt, daß, wenn Muhamed den Weg erwählte menschlicher Weise zu siegen, Jesus den Weg erwählte menschlicher Weise unter zu gehn, und statt zu schließen, weil Muhamed gesiegt, konnte wohl Jesus auch siegen, muß man vielmehr sagen, weil Muhamed siegte, hätte das Christenthum müssen untergehn, wenn es nicht von einer rein göttlichen Kraft erhalten worden wäre.

Dreizehnter Abschnitt.

Von dem Rathschluß Gottes sich dem einen zu verbergen und dem andern zu offenbaren.

1.

Gott wollte die Menschen erlösen und das Heil eröffnen denen, die es suchen würden. Aber die Menschen machen sich dessen so unwürdig, daß es gerecht ist, wenn er einigen wegen ihrer Verstocktheit versagt, was er den andern zusagt, aus einer Barmherzigkeit, die er ihnen nicht schuldig ist. Hätte er wollen die Hartnäckigkeit der Verstocktesten überwinden, so hätte er es gekonnt, wenn er sich ihnen so deutlich geoffenbart hätte, daß sie an der Wahrheit seines Daseins nicht hätten zweifeln können und so wird er am jüngsten Tag erscheinen mit einem solchen Glanz von Blitzen und mit einer solchen Zerstörung der Natur, daß die Blindesten ihn sehn werden.

Aber nicht so wollte er erscheinen, als er kam sanftmüthig und von Herzen demüthig, *) denn weil so viele Menschen sich seiner Gnade unwerth machen, so beschloß er sie zu lassen in der Entbehrung des Guts, das sie nicht wollen. Es war also nicht angemessen, wenn er in einer offenbar göttlichen Weise erschien, die unbedingt alle Menschen hätte überzeugen müssen; aber es war auch eben so wenig angemessen, wenn er auf eine so verborgene Weise kam, daß er von denen, die ihn aufrichtig suchten, nicht erkannt werden konnte. Diesen hat er sich vollkommen kenntlich machen wollen. Indem er sich so denen, die ihn von ganzem Herzen suchen, offenbar, denen aber, die ihn von ganzem Herzen fliehen, nur verborgen zeigen wollte, mäßigt er seine Erkenntniß dergestalt, daß er von sich Zeichen gegeben hat,

*) Matth. 11. 29; 21. 5.

sichtbar denen, die ihn suchen, und dunkel denen, die ihn nicht suchen. *)

2.

Für diejenigen, welche nichts begehren als zu sehen, ist genug Licht da und genug Finsterniß für diejenigen, die eine entgegengesetzte Neigung haben. Es ist genug Klarheit da, um die Erwählten zu erleuchten und genug Dunkelheit um sie zu demüthigen; genug Dunkelheit um die Verworfenen blind zu machen und genug Klarheit um sie zu verdammen und ihnen alle Entschuldigung zu benehmen.

Wäre die Welt nur dazu da, um den Menschen von dem Dasein Gottes zu belehren, so würde seine Gottheit darin von allen Seiten auf eine unbestrittene Weise hervorleuchten. Aber da sie nur da ist durch Christum und für Christum und um die Menschen zu belehren über ihr Verderben wie über die Erlösung, so glänzt alles darin von Beweisen für diese beiden Wahrheiten. Was darin zur Erscheinung kommt, zeigt weder ein gänzliches Ausgeschlossensein noch ein offenbares Gegenwärtigsein der Gottheit, sondern das Gegenwärtigsein eines Gottes, der sich verbirgt. Alles trägt diesen Charakter.

Wenn nie etwas von Gott offenbar geworden wäre, so würde diese ewige Entbehrung auf doppelte Weise zu erklären sein, sie könnte sich eben so gut auf die Abwesenheit aller Gottheit beziehn als auf die Unwürdigkeit der Menschen sie zu erkennen. Aber daß er bisweilen erscheint und nicht immer, das hebt die Zweideutigkeit auf. Erscheint er ein Mal, so ist er immer und deswegen kann man daraus nichts anderes schließen, als daß ein Gott ist und daß die Menschen seiner nicht würdig sind.

3.

Die Absicht Gottes ist mehr den Willen zu vervollkommnen als den Geist. Nun würde die völlige Klarheit nur

*) Luk. 8. 10.

dem Geiſte dienen und dem Willen ſchaden. Wäre keine Dunkelheit da, ſo würde der Menſch nicht ſein Verderben fühlen; wäre kein Licht da, ſo würde der Menſch keine Heilung hoffen. So iſt es alſo nicht allein angemeſſen, ſondern auch für uns heilſam, daß Gott zum Theil verborgen iſt, zum Theil enthüllt, weil es für den Menſchen gleich verderblich iſt Gott zu kennen ohne ſein Elend zu kennen, und ſein Elend zu kennen ohne Gott zu kennen.

4.

Alles belehrt den Menſchen über ſeinen Zuſtand, aber man muß es wohl verſtehen, denn es iſt nicht wahr, daß Gott ſich in allem offenbart und eben ſo wenig, daß er ſich in allem verbirgt. Das iſt aber zugleich wahr, daß er ſich verbirgt vor denen, die ihn verſuchen und ſich offenbart vor denen, die nach ihm verlangen, weil die Menſchen zugleich beides ſind, Gottes unwürdig und Gottes fähig, unwürdig durch ihr Verderben, fähig durch ihre urſprüngliche Natur.

5.

Es giebt nichts auf der Erde, das nicht entweder das Elend des Menſchen zeige oder die Barmherzigkeit Gottes, entweder die Ohnmacht des Menſchen ohne Gott oder ſeine Macht mit Gott. Das ganze All lehrt den Menſchen, entweder daß er verderbt oder daß er erlöſt iſt; alles lehrt ihn ſeine Größe und ſein Elend. Das Verlaſſenſein von Gott erſcheint bei den Heiden, der Schutz Gottes bei den Juden.

6.

Alles dient den Erwählten zum Beſten *), ſelbſt die Dunkelheiten der Schrift, denn ſie ehren dieſelben wegen der göttlichen Klarheiten, die ſie in ihnen ſehen; und alles dient den Verworfenen zum Schaden, ſelbſt die Klarheiten, denn ſie läſtern ſie wegen der Dunkelheiten, die ſie nicht verſtehen.

7.

Wäre Chriſtus nur gekommen um zu heiligen, die ganze

*) Röm. 8. 28.

Schrift und alle Dinge würden darauf hinzielen und es würde sehr leicht sein die Ungläubigen zu überzeugen. Aber da er gekommen ist zur Heiligung und zum Aergerniß, wie Jesaias sagt (Jes. 8. 14.), so sind wir nicht im Stande die Hartnäckigkeit der Ungläubigen zu überwinden. Das beweist aber nichts gegen uns, weil wir ja behaupten, daß es in der ganzen Führung Gottes keinen überzeugenden Beweis für die Geister giebt, die verstockt sind und nicht aufrichtig die Wahrheit suchen.

Jesus Christus ist gekommen, damit die, welche nicht sahen, sehn sollten und die da sahen, blind würden, er ist gekommen zu heilen die Kranken und sterben zu lassen die Gesunden, die Sünder zur Buße zu rufen und sie zu rechtfertigen, die aber, welche sich für gerecht hielten, in ihren Sünden zu lassen, die Hungrigen mit Gütern zu füllen und leer zu lassen die Reichen. *)

Was sagen die Propheten von Jesu Christo? Daß er offenbar Gott sein werde? Nein, sondern daß er ein wahrhaft verborgner Gott ist, den man verkennen und von dem man nicht denken wird, daß er es sei, daß er ein Stein des Anstoßes sein wird, woran sich viele stoßen werden u. s. w.

Um den Messias den Guten kenntlich und den Bösen unkenntlich zu machen ließ Gott ihn auf solche Art voraus verkündigen. Wenn die Weise wie der Messias erscheinen sollte, klar vorausgesagt worden wäre, so hätte es keine Dunkelheit gegeben selbst für die Bösen. Wenn die Zeit dunkel geweissagt wäre, so hätte es Dunkelheit gegeben selbst für die Guten; denn die Reinheit ihres Herzens hätte sie doch nicht fähig gemacht zu verstehn, daß z. B. ein □ sechs hundert Jahre bedeutet. **)

*) Luk. 1. 53.

**) Wenn z. B. die Zeit mit einem □ (was nach Hebräischer Zahlenbezeichnung 40 bedeutet) voraus bezeichnet wäre, und dieses auf 600 zu

Die Zeit ist klar vorausgesagt worden und die Weise in Bildern.

Auf diese Art halten die Bösen die verheißnen Güter für zeitliche Güter und gehen in die Irre, obgleich die Zeit klar vorausgesagt ist, und die Guten irren nicht, denn das Verständniß der Güter hängt vom Herzen ab, welches gut nennt was es liebt, das Verständniß der verheißnen Zeit aber hängt nicht vom Herzen ab und so kommt es, daß die klare Weissagung der Zeit und die dunkle der Güter niemand täuscht als die Bösen.

8.

Wie mußte der Messias sein, weil das Scepter durch ihn ewig bei Juda sein und doch bei seiner Ankunft von Juda entwendet werden sollte?

Um zu machen, daß sie sehend nicht sähen und hörend nicht hörten, konnte es nicht besser eingerichtet sein. *)

Statt sich zu beklagen, daß Gott sich verborgen hat, muß man ihm danken, daß er sich so viel geoffenbart hat und ihm auch danken, daß er sich nicht geoffenbaret hat den Weisen und den Hochmüthigen, die unwürdig sind einen so heiligen Gott zu erkennen. **)

9.

Das Geschlechtsregister Jesu im alten Testament ist mit so vielen andern unbedeutenden vermischt, daß man es beinahe nicht unterscheiden kann. Hätte Moses nur das Register der Voreltern Jesu verzeichnet, so wäre das zu sehr in die Augen gefallen. Aber am Ende, wer genauer zu-

deuten sein sollte, so würden selbst die Guten nicht in ihrem Herzen diese Deutung finden, da doch ihr Herz auch die dunkelste Andeutung von der Weise des Messias zu verstehen fähig ist.

*) Luk. 8. 10.

**) Matth. 11. 25.

sieht, findet die Genealogie Jesu wohl unterschieden durch Thamar, Ruth u. s. w.

Die auffallendsten Blößen sind starke Beweise für diejenigen, welche die Sachen recht nehmen. So z. B. die beiden Geschlechtsregister des heiligen Matthäus und des heiligen Lukas, es ist augenscheinlich, daß das nicht nach einer Verabredung verfaßt worden ist.

10.

Man werfe uns also nicht mehr den Mangel an Klarheit vor, weil wir uns dazu bekennen. Vielmehr erkenne man die Wahrheit der Religion eben in ihrer Dunkelheit, in dem wenigen Licht, das wir von ihr haben, und in der Gleichgiltigkeit, die wir zeigen sie zu erkennen.

Wenn es nur eine Religion gäbe, so wäre Gott zu offenbar, eben so, wenn es keine Märtyrer gäbe als in unsrer Religion.

Um die Bösen in der Blindheit zu lassen, sagt Jesus nicht, daß er nicht aus Nazareth, noch daß er nicht Josephs Sohn ist.

11.

Wie Jesus Christus mitten unter den Menschen unbekannt weilte, *) so weilt auch die Wahrheit mitten unter den Meinungen des großen Haufens, ohne äußerlichen Unterschied, desgleichen auch der Leib Christi im Abendmal unter dem gemeinen Brode.

Ist die Barmherzigkeit Gottes so groß, daß er uns zum Heil belehrt, selbst wenn er sich verbirgt, welches Licht dürfen wir nicht von ihm erwarten, wenn er sich offenbart?

Man versteht nichts von den Werken Gottes, wenn man nicht zum Grundsatz nimmt, daß er die einen blind und die andern sehend macht.

*) Joh. 1. 26.

Vierzehnter Abschnitt.

Daß die wahren Christen und die wahren Juden nur eine Religion haben.

1.

Die Religion der Juden schien wesentlich zu bestehn in der Abstammung von Abraham, in der Beschneidung, in den Opfern, den Gebräuchen, der Bundeslade, dem Tempel zu Jerusalem, kurz im Gesetz und im Bunde Mosis.

Ich behaupte: daß sie in keinem dieser Dinge, sondern einzig in der Liebe Gottes bestand und daß Gott alles Uebrige verwarf,

daß Gott keine Rücksicht nahm auf das fleischliche Volk, welches von Abraham herkommen sollte,

daß die Juden wie die Fremden von Gott gestraft werden, wenn sie ihn beleidigen.

(„Wirst du aber des Herrn deines Gottes vergessen und andern Göttern nachfolgen und ihnen dienen und sie anbeten, so bezeuge ich heute über euch, daß ihr umkommen werdet, eben wie die Heiden, die der Herr umbringet vor euerm Angesicht, so werdet ihr auch umkommen darum daß ihr nicht gehorsam seid der Stimme des Herrn eures Gottes." 5 Mos. 8. 19. 20.)

Daß die Fremden von Gott aufgenommen werden wie die Juden, wenn sie ihn lieben,

daß die wahren Juden ihr Vorrecht nur von Gott und nicht von Abraham herleiteten.

(„Bist du doch unser Vater, denn Abraham weiß von uns nicht und Israel kennet uns nicht; du aber, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name." Jes. 63. 16.)

Moses selbst hat ihnen gesagt, daß Gott nicht die Person ansehen würde. „Der Herr, euer Gott, sagt er, ist ein großer Gott, der keine Person achtet und kein Geschenk nimmt.“ (5 Mos. 10. 17.)

Ich behaupte, daß die Beschneidung des Herzens anbefohlen ist;

(„So beschneidet nun eures Herzens Vorhaut und seid fürder nicht halsstarrig, denn der Herr euer Gott ist ein Gott aller Götter und ein Herr über alle Herren, ein großer Gott, mächtig und schrecklich, der keine Person achtet.“ 5 Mos. 10. 16, 17. Jer. 4. 4.)

daß Gott sagt: er werde es einst thun;

(„Und der Herr dein Gott wird dein Herz beschneiden und das Herz deines Samens, daß du den Herrn deinen Gott liebest von ganzem Herzen und von ganzer Seele, auf daß du leben mögest.“ 5 Mos. 30. 6.)

daß die unbeschnittnes Herzens sind, werden gerichtet werden, denn Gott wird richten die unbeschnittnen Völker und das ganze Volk Israel, weil es ein unbeschnittnes Herz hat. (Jerem. 9. 25, 26.)

2.

Ich behaupte, daß die Beschneidung ein Symbol war, eingesetzt um das Jüdische Volk von allen Nationen zu unterscheiden; (1 Mos. 17. 11.)

daß sie deshalb, so lange sie in der Wüste waren, nicht beschnitten wurden, weil sie sich nicht mit andern Völkern vermischen konnten und daß, seit Jesus Christus gekommen, das nicht mehr nöthig ist;

daß die Liebe Gottes überall anempfohlen wird.

(„Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest und du und dein Same leben mögest, daß ihr den Herrn euren Gott

liebet und seiner Stimme gehorchet und ihm anhanget. Denn das ist dein Leben und dein langes Alter, daß du im Lande wohnest, das der Herr deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat ihnen zu geben." 1 Mos. 30. 19, 20.)

Es steht geschrieben, daß die Juden, weil ihnen diese Liebe fehlt, wegen ihrer Frevel würden verworfen, die Heiden aber an ihrer Statt würden erwählt werden;

(„Ich will mein Antlitz vor ihnen verbergen, will sehen was ihnen zuletzt widerfahren wird, denn es ist eine verkehrte Art, es sind untreue Kinder; sie haben mich gereizet an dem, das nicht Gott nicht, mit ihrer Abgötterei haben sie mich erzürnt. Und ich will sie wieder reizen an dem, das nicht ein Volk ist, an einem närrischen Volk will ich sie erzürnen." 5 Mose 32. 20, 21; vgl. Jes. 65.)

daß die zeitlichen Güter falsch und trüglich sind und das wahre Gut ist mit Gott vereinigt zu sein; (Psalm 73.)

daß Gott ihren Festen gram war und sie verachtete; (Amos 5. 21.)

daß die Opfer der Juden Gott mißfallen und nicht allein die Opfer der bösen Juden, sondern daß ihm selbst die der guten nicht gefallen, wie aus dem funfzigsten Psalm hervorgeht, wo er erst dann mit den Worten: „Aber zu den Gottlosen spricht Gott" (v. 16) sich an die Bösen wendet, nachdem er zuvor gesagt, er wolle keine Opfer von Thieren noch von deren Blut; (Jes. 66. Jerem. 6. 20.)

daß die Opfer der Heiden werden von Gott angenommen werden und Gott kein Gefallen werde haben an den Opfern der Juden; (Mal. 1. 10, 11.)

daß Gott werde einen neuen Bund machen durch den Messias und daß der alte werde verworfen werden; (Jer. 31. 31.)

daß das Alte vergessen werden solle; (Jes. 43. 18, 19.)

daß man nicht mehr gedenken werde der Bundeslade; (Jer. 3. 16.)

daß der Tempel werde verworfen werden; (Jer. 7. 12—14.)

daß die Opfer werden verworfen und andre reine Opfer eingesetzt werden; (Mal. 1. 10. 11.)

daß das Priesterthum nach der Ordnung Aarons werde abgeschafft und das Priesterthum nach der Ordnung Melchisedeks werde eingeführt werden durch den Messias; (Ps. 110.)

daß dieses Priesterthum ewig sein werde; (Ebend.)

daß Jerusalem werde verworfen und ein neuer Name gegeben werden; (Jes. 65. *))

daß dieser letzte Name werde ein besserer Name sein als der der Juden, ein ewiger Name, der nicht vergehen soll; (Jes. 56. 5.)

daß die Juden sein werden ohne Propheten, ohne Könige, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar; (Hos. 3. 4.)

daß dessen ungeachtet die Juden immer als Volk fortbestehen werden. (Jer. 31. 16.)

Funfzehnter Abschnitt.

Man erkennt Gott nicht anders heilsam als durch Jesum Christum.

1.

Die Mehrzahl derer, die es unternehmen den Gottlosen die Gottheit zu beweisen, beginnen gewöhnlich mit den Werken der Natur und es gelingt ihnen selten. Ich greife nicht die Gewißheit dieser Beweise an, die durch die heilige Schrift geheiligt sind; sie sind der Vernunft angemessen, aber oft sind sie dem geistigen Zustande derer, für die sie

*) Etwa v. 15.?

bestimmt sind, nicht genug angemessen und nicht genug im Verhältniß.

Denn es ist zu bemerken, daß man diese Rede nicht an die wendet, die den Glauben lebendig im Herzen haben und die sofort sehen, daß alles, was da ist, nichts anders ist als das Werk des Gottes, den sie verehren. Zu ihnen spricht die ganze Natur für ihren Urheber und die Himmel verkündigen die Ehre Gottes. *) Aber für diejenigen, in denen dieses Licht erloschen ist und in denen man es wieder lebendig machen will, für diese Menschen ohne Glauben und Liebe, die nur Finsterniß und Dunkelheit in der ganzen Natur finden, scheint es nicht das Mittel, sie zurück zu führen, daß man ihnen zu Beweisen für diesen großen und wichtigen Gegenstand nur den Lauf des Mondes und der Planeten gebe oder allgemeine Raisonnements, gegen die sie sich noch dazu unaufhörlich hartnäckig gewehrt haben. Die Verstocktheit ihres Geistes hat sie taub gemacht gegen diese Stimme der Natur, die fortwährend in ihre Ohren getönt hat und die Erfahrung zeigt, daß man sie durch dieses Mittel keineswegs gewinnt, sondern im Gegentheil nichts geeigneter ist sie zurück zu stoßen und ihnen die Hoffnung zum Finden der Wahrheit zu benehmen, als wenn man versucht sie bloß durch diese Arten von Raisonnements zu überzeugen und ihnen sagt, daß sie darin die Wahrheit unverhüllt sehn müssen.

Die Schrift, die besser als wir die Dinge kennt, die von Gott sind, spricht von ihnen nicht auf diese Weise. Sie sagt uns wohl, daß die Schönheit der Geschöpfe den kennen lehrt, der ihr Urheber ist; aber sie sagt uns nicht, daß sie diese Wirkung in der ganzen Welt machen. Sie belehrt uns im Gegentheil, daß wenn sie sie machen, es nicht durch sie selbst geschieht, sondern durch das Licht, welches Gott zu

*) Psalm 19. 1. ff.

gleicher Zeit ausgießt über den Geist derer, welchen er sich durch dieses Mittel offenbart, denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbart. (Röm. 1. 19.) Sie sagt uns im Allgemeinen, daß Gott ein verborgner Gott ist, („Fürwahr du bist ein verborgner Gott!" Jes. 45. 15.) und daß seit dem Verderbniß der Natur, er die Menschen in einer Blindheit gelassen hat, aus der sie nur durch Jesum Christum herauskommen können, außer welchem uns alle Gemeinschaft mit Gott geraubt ist. „Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren." (Matth. 11. 27.)

Eben dies lehrt uns die Schrift auch noch, wenn sie uns an so vielen Stellen sagt, daß die Gott suchen ihn finden, denn man spricht nicht also von einem hellen und augenscheinlichen Lichte, das sucht man nicht, von selbst enthüllt es sich und läßt sich sehn.

2.

Die metaphysischen Beweise von Gott liegen dem Urtheile der Menschen so fern und sind so verwickelt daß sie wenig treffen und wenn das auch irgend einigen dienen möchte, so würde das nur während des Augenblicks sein, da sie diese Demonstration sehn, aber eine Stunde nachher fürchten sie wieder sich geirrt zu haben. „Was sie mit Neugier erkannten, haben sie durch Hochmuth verloren."

Ueberdies können diese Arten von Beweisen uns nur zu einer speculativen Erkenntniß von Gott führen und ihn nur auf diese Art kennen, das ist so viel, als ihn gar nicht kennen.

Die Gottheit der Christen ist nicht ein Gott, der bloß Urheber der mathematischen Wahrheiten und der Ordnung der Elemente wäre; das ist das Theil der Heiden. Sie ist nicht bloß ein Gott, welcher seine Vorsehung über das Leben und über die Güter der Menschen ausübt um denen, die ihn anbeten, eine glückliche Reihe von Jahren zu geben, das

ist das Theil der Juden. Sondern der Gott Abrahams und Jakobs, der Gott der Christen ist ein Gott der Liebe und des Trostes, er ist ein Gott, der erfüllt die Seele und das Herz, das er besitzt, er ist ein Gott, der sie innerlich fühlen macht ihr Elend und seine unendliche Barmherzigkeit, der sich mit ihnen vereint im Grund ihrer Seele, der sie erfüllt mit Demuth, Freude, Zuversicht, Liebe, der sie unfähig macht ein andres Ziel zu suchen als ihn.

Der Gott der Christen ist ein Gott, welcher die Seele fühlen läßt, daß er ihr einziges Gut ist, daß alle ihre Ruhe in ihm liegt und daß sie keine Freude haben kann als ihn lieben, und welcher zugleich ihr Abscheu einflößt gegen die Hindernisse, die sie abhalten ihn von allen ihren Kräften zu lieben. Die Selbstliebe und die Begierde, die sie aufhalten, sind ihm unerträglich. Dieser Gott macht ihr fühlbar, daß sie so viel von Selbstliebe hat und daß er allein sie davon heilen könne.

Das heißt Gott erkennen als Christ. Aber um ihn auf diese Weise zu erkennen, muß man zugleich kennen sein Elend, seine Armuth und das Bedürfniß eines Mittlers, das man hat, um sich Gott wieder zu nähern und um sich mit ihm zu vereinigen. Man muß diese Erkenntnisse nicht trennen, denn getrennt sind sie nicht nur unnütz, sondern schädlich. Die Erkenntniß von Gott ohne die von unserm Elend erzeugt den Stolz; die Erkenntniß von unserm Elend ohne die von Jesu Christo erzeugt die Verzweiflung; aber die Erkenntniß von Jesu Christo macht uns frei vom Stolz und von der Verzweiflung, denn wir finden darin Gott, unser Elend und den einzigen Weg es wieder gut zu machen.

Wir können Gott erkennen ohne unser Elend zu erkennen oder unser Elend ohne Gott zu erkennen oder gar Gott und unser Elend ohne das Mittel zu erkennen uns von dem Elend zu befreien, das uns niederdrückt. Aber wir können

nicht Jesum Christum erkennen ohne zu erkennen alles zusammen Gott und unser Elend und das Heilmittel für dasselbe, weil Jesus Christus nicht bloß Gott ist sondern ein Gott, der unser Elend wieder gut macht.

So finden alle, die Gott suchen, ohne Jesum Christum, kein Licht, das ihnen genüge oder das ihnen wahrhaft nützlich sei. Denn entweder sie kommen nicht dahin zu erkennen, daß es einen Gott giebt, oder wenn sie dahin kommen, ist es ihnen unnütz, weil sie sich einen Weg schaffen ohne Mittler zu verkehren mit dem Gott, den sie ohne Mittler erkannt haben, so daß sie entweder in den Atheismus oder in den Deismus verfallen, zwei Dinge, welche die christliche Religion fast gleich verabscheut.

Wir müssen also einzig streben Jesum Christum zu erkennen, weil wir durch ihn allein erwarten können Gott zu erkennen auf eine Art, die uns nützlich sei.

Er ist der wahre Gott der Menschen, d. h. der Elenden und der Sünder. Er ist der Mittelpunkt von allem und der Gegenstand von allem und wer ihn nicht erkennt, erkennt nichts in der Weltordnung noch in sich selbst; denn wir erkennen nicht bloß Gott sondern auch uns selbst nur durch Jesum Christum.

Ohne Jesum Christum muß der Mensch in der Sünde und im Elend sein, mit ihm ist der Mensch frei von Sünde und Elend. In ihm ist all unser Glück, unsre Tugend, unser Leben, unser Licht, unsre Hoffnung und außer ihm giebt es nur Sünde, Elend, Finsterniß, Verzweiflung und wir sehn nichts als Dunkelheit und Verwirrungen in der Natur Gottes und in unsrer eignen Natur.

Sechszehnter Abschnitt.

Gedanken über die Wunder. *)

1.

Man muß über die Lehre urtheilen nach den Wundern und über die Wunder nach der Lehre. Die Lehre unterscheidet die Wunder und die Wunder unterscheiden die Lehre. Alles das ist wahr und widerspricht sich nicht.

2.

Es giebt Wunder, die sichre Zeugen der Wahrheit sind, andre, die das nicht sind. Wir brauchen ein Kennzeichen sie zu erkennen, sonst wären sie unnütz. Nun sind sie aber nicht unnütz, sondern dienen im Gegentheil zur Grundlage. Die Regel, die man uns hierüber giebt, muß also von der Art sein, daß sie den Beweis, welchen die wahren Wunder für die Wahrheit abgeben (was ihr Hauptzweck ist), nicht wieder umstoße.

Gäbe es keine Wunder, mit der Lüge verbunden, so hätten wir hier Gewißheit. Gäbe es keine Regel die Wunder zu unterscheiden, so wären sie unnütz und es wäre kein Grund vorhanden zu glauben.

Moses hat eine Regel aufgestellt, nämlich: falsch ist ein Wunder, wenn es zur Abgötterei verführt (5 Mos. 13. 1—3.) und Jesus Christus giebt eine: „Es ist niemand, sagt er, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden." (Mark. 9. 39. **)) Daraus folgt: wer sich

*) Dieser ganze Abschnitt enthält vieles, was der Widerlegung, Berichtigung oder wenigstens Beschränkung bedarf; doch läßt sich das unmöglich in den engen Raum einzelner Noten einzwängen und so bleibt es am Besten es ganz auf sich beruhen zu lassen. — Das Nähere über den von §. 9 an berührten Streit der Jesuiten mit den Jansenisten und mit den Nonnen von Portroyal wird im zweiten und dritten Bande beigebracht werden.

**) Vgl. 1 Kor. 12. 3.

offen gegen Jesum Christum erklärt, der kann nicht Wunder thun in seinem Namen. Wenn er also welche thut, so ist das nicht im Namen Jesu Christi und man soll ihn nicht hören. Hiemit sind denn nun die Fälle bezeichnet, wo man den Wundern Glauben versagen soll. Wir dürfen nicht andre Fälle aufstellen im alten Testament, wenn man dich von Gott, im neuen, wenn man dich von Jesu Christo abwendig machen will.

Sobald man also ein Wunder sieht, muß man entweder sich unterwerfen oder ungewöhnliche Beweise vom Gegentheil haben; man muß sehen, ob der, welcher sie verrichtet, einen Gott leugnet oder Jesum Christum und die Kirche.

3.

Jede Religion ist falsch, die nicht in ihrer Glaubenslehre einen Gott verehrt als Urgrund aller Dinge und die nicht in ihrer Sittenlehre einen einzigen Gott liebt als Gegenstand aller Dinge. Jede Religion, die jetzt nicht Jesum Christum anerkennt, ist offenbar falsch und die Wunder können ihr zu nichts dienen.

Die Juden hatten eine Lehre von Gott, wie wir eine von Jesu Christo haben und diese Lehre war durch Wunder bestättigt, sie hatten ein Verbot keinem Wunderthäter zu glauben, der ihnen eine andre Lehre verkündigen würde, und noch mehr, sie hatten auch das Gebot sich an die Hohenpriester zu wenden und sich an sie zu halten. Und so hatten sie denn, scheint es, alle die Gründe, die wir gegen Wunderthäter haben ihnen den Glauben zu versagen, auch gegen Jesum und die Apostel.

Dennoch ist es gewiß, daß sie sehr strafbar waren, indem sie sich weigerten ihnen wegen ihrer Wunder zu glauben, weil Jesus sagt, daß sie nicht strafwürdig gewesen wären, wenn sie seine Wunder nicht gesehen hätten. „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein andrer

gethan hat, so hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie es gesehn und hassen doch beide mich und den Vater; doch daß erfüllt werde der Spruch in ihrem Gesetz geschrieben: Sie hassen mich ohne Ursache." (Joh. 15. 24, 25.)

Daraus folgt denn, er betrachtete seine Wunder als sichre Beweise für das, was er lehrte und die Juden hatten die Verpflichtung an ihn zu glauben. Und wirklich ins Besondere die Wunder machten die Juden strafbar in ihrer Ungläubigkeit. Denn die Beweise, die man während des Lebens Jesu aus der Schrift hätte ziehen können, wären nicht überführend gewesen. Man findet da z. B. daß Moses sagt: es werde ein Prophet kommen. Aber das würde nicht bewiesen haben, daß Jesus dieser Prophet war und darauf kam es eben an. Jene Stellen zeigten, daß er der Messias sein konnte und dies mit den Wundern zusammen sollte die Menschen bestimmen zu glauben, daß er es wirklich war.

4.

Die Prophezeiungen allein reichten nicht hin zum Beweise für Jesum Christum während seines Lebens und so wäre es nicht strafbar gewesen, nicht an ihn zu glauben vor seinem Tode, wenn nicht die Wunder entscheidend gewesen wären. Also sind die Wunder hinreichend, wenn man nicht die Lehre widersprechend findet, und man muß daran glauben.

Jesus Christus hat bewiesen, daß er der Messias war, indem er seine Lehre und seine Sendung mehr durch seine Wunder bewährte als durch die Schrift und die Weissagungen.

Durch die Wunder erkennt Nikodemus, daß seine Lehre von Gott ist. „Meister wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." (Joh. 3. 2.) Er

schließt nicht aus der Lehre auf die Wunder, sondern aus den Wundern auf die Lehre.

Also selbst wo die Lehre verdächtig wäre, wie das allerdings die Lehre Jesu dem Nikodemus sein konnte, weil sie die Ueberlieferungen der Pharisäer um zu stoßen schien, wenn es nur auf derselben Seite klare und augenscheinliche Wunder giebt, so muß die Augenscheinlichkeit des Wunders das, was von Seiten der Lehre etwa schwierig sein konnte, überwiegen. Das beruht auf dem unabänderlichen Grundsatz, daß Gott nicht irre führen kann.

Es giebt ein gegenseitiges Pflichtverhältniß zwischen Gott und den Menschen: „So kommt denn und laßt uns miteinander rechten, spricht der Herr" sagt Gott bei Jesaias (Jes. 1. 18.) und an einer anderen Stelle: „Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, daß ich nicht gethan habe an ihm?" (Jes. 5. 4.)

Die Menschen sind Gott schuldig die Religion, die er ihnen sendet, an zu nehmen; Gottes Pflicht gegen die Menschen ist sie nicht irre zu führen.

Nun wären sie aber irre geführt, wenn die Wunderthäter eine falsche Lehre verkündeten, die nicht deutlich dem gesunden Menschenverstande als falsch erschiene, und wenn nicht ein noch größerer Wunderthäter schon vorher gewarnt hätte ihnen nicht zu glauben. So wenn es in der Kirche Spaltung gab und die Arianer*) z. B., die auf der Schrift zu stehen behaupteten wie die Katholiken, hätten Wunder gethan und die Katholiken nicht, so würde man irre geführt worden sein. Denn wie ein Mensch, der uns die Geheimnisse Gottes verkündigt, nicht würdig ist, daß man ihm auf sein eignes Ansehn glaube, so verdient ein

*) Eine in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts von dem Priester Arius zu Alexandrien gestiftete Secte, welche leugnete, daß Christus gleiches Wesens mit dem Vater sei.

Mensch, der zum Zeichen seiner Gemeinschaft, in der er mit Gott steht, Todte auferweckt, die Zukunft voraussagt, die Berge versetzt, die Krankheiten heilt, der verdient, daß man ihm glaube und man versündigt sich, wenn man sich ihm nicht ergiebt, es wäre denn, daß er durch einen andern, der noch größere Wunder thäte, Lügen gestraft würde.

Aber heißt es nicht, daß Gott uns versucht? Und kann er uns also nicht durch Wunder versuchen, die zum Irrthum zu leiten scheinen?

Es ist ein großer Unterschied zwischen Versuchen und Irreführen. Gott versucht, aber er führt keineswegs irre. Versuchen heißt Gelegenheiten verschaffen, die aber keine Nothwendigkeit auferlegen. Irreführen heißt einen Menschen in die Nothwendigkeit versetzen, daß er etwas Falsches schließt und festhält. Das kann Gott nicht thun und das würde er doch thun, wenn er zuließe, daß in einer dunkeln Sache Wunder gethan würden von der Seite des Irrthums.

Man kann daraus schließen, wie unmöglich es ist, daß ein Mensch, der seine schlechte Lehre verbirgt und nur eine gute zum Schein vorgiebt und behauptet mit Gott und mit der Kirche eins zu sein, Wunder thue um unmerklich eine falsche und spitzfindige Lehre ein zu schwärzen. Das kann nicht sein, und noch viel weniger, daß Gott, der Herzenskündiger, zu Gunsten eines solchen Menschen Wunder thue.

5.

Es ist ein großer Unterschied: nicht für Christum sein, und es offen sagen oder nicht für Christum sein und sich stellen, als wäre man für ihn. Die ersten könnten vielleicht Wunder thun, nicht die letzten, denn von den einen ist es klar, daß sie gegen die Wahrheit sind nicht von den andern; so sind ihre Wunder deutlicher.

Die Wunder entscheiden also die zweifelhaften Dinge,

zwischen Juden und Heiden, Juden und Christen, Katholiken und Ketzern, Verläumdeten und Verläumdern, zwischen den drei Kreuzen. *)

Das hat man in allen Kämpfen der Wahrheit gegen den Irrthum gesehn, Abels gegen Kain, Moses gegen Pharaos Zauberer, Elia gegen die falschen Propheten, Jesu Christi gegen die Pharisäer, des heiligen Paulus gegen Barjesus, der Apostel gegen die Teufelbeschwörer, der Christen gegen die Ungläubigen, der Katholiken gegen die Ketzer; und das wird sich auch zeigen im Kampf Elia und Henoch gegen den Antichrist. Immer überwiegt in Wundern das Wahre.

Genug, niemals im Streit über den wahren Gott oder über die Wahrheit der Religion ist ein Wunder von der Seite des Irrthums geschehn, daß nicht auch ein viel größeres von der Seite der Wahrheit geschehn wäre.

Nach diesem Grundsatz ist es klar, daß die Juden verpflichtet waren an Jesum Christum zu glauben. Er war ihnen verdächtig, aber seine Wunder waren unendlich klarer als die Verdachtgründe, die man gegen ihn hatte. Daher mußten sie ihm glauben.

Zur Zeit Jesu glaubten einige an ihn, andre nicht, wegen der Weissagungen, nach denen der Messias zu Bethlehem geboren werden sollte statt daß man glaubte, Jesus wäre zu Nazareth geboren. Aber sie mußten besser Acht geben, ob er nicht zu Bethlehem geboren war. Denn da seine Wunder überzeugend waren, so konnten diese vermeintlichen Widersprüche seiner Lehre gegen die Schrift und diese Dunkelheit sie nicht entschuldigen, aber sie machten sie blind.

Jesus heilte den Blindgebornen und that viele Wunder am Sabbathtage. Dadurch machte er die Pharisäer blind,

*) Doch wohl auf Golgatha.

welche sagten: man müßte von den Wundern nach der Lehre urtheilen. *)

Aber nach demselben Grundsatz, nach welchem man Jesu Christo glauben sollte, wird man dem Antichrist nicht glauben dürfen.

Jesus Christus sprach weder gegen Gott noch gegen Moses. Der Antichrist und die falschen Propheten, von denen das alte und neue Testament weissagt, werden offen gegen Gott und gegen Christum sprechen. Einem versteckten Feinde würde Gott nicht gestatten offen Wunder zu thun.

Moses hat von Jesu Christo geweissagt und geboten ihm zu folgen; Jesus hat vom Antichrist geweissagt und verboten ihm zu folgen.

Die Wunder Jesu sind nicht vom Antichrist vorausgesagt, aber die Wunder des Antichrists sind vorausgesagt von Jesu. Also wenn Jesus nicht der Messias wäre, so hätte er recht irre geführt, aber man kann nicht mit Grund durch die Wunder des Antichrists irre geführt werden. Deswegen schaden auch die Wunder des Antichrists den Wundern Christi nicht. In der That wenn Jesus die Wunder des Antichrists vorausſagte, meinte er damit den Glauben an seine eignen Wunder zu zerstören?

Es giebt keinen Grund dem Antichrist zu glauben, der nicht ein Grund wäre an Jesum Christum zu glauben; aber es giebt Gründe an Christum zu glauben, die keine Gründe sind dem Antichrist zu glauben.

6.

Die Wunder haben gedient zur Gründung und werden dienen zum Fortbau der Kirche, bis auf den Antichrist, bis ans Ende.

Deswegen hat Gott, um der Kirche dieses Zeugniß zu erhalten, die falschen Wunder entweder zu Schanden gemacht

*) Joh. 9. 1 ff., besonders v. 14.

oder sie voraus verkündigt, und durch das eine wie durch das andere hat er sich über das erhoben, was für uns übernatürlich ist und hat uns selbst dahin erhoben.

Eben so wird es auch in Zukunft geschehn; Gott wird entweder nicht falsche Wunder zulassen oder noch größere hervorbringen.

Denn die Wunder haben eine solche Kraft, daß nothwendig Gott warnen mußte, man solle nicht daran glauben, wenn sie gegen ihn sind, so klar es auch sei, daß ein Gott ist; sonst wären sie doch im Stande irre zu machen.

So wenig also sprechen die Stellen des dreizehnten Capitels im fünften Buch Mosis, welche gebieten: man solle denen, die Wunder thun und vom Dienste Gottes abwendig machen, nicht glauben und nicht gehorchen und jene beim heiligen Markus: „Es werden sich erheben falsche Christi und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre“ (Mark. 13. 22) und einige andere ähnliche gegen das Ansehn der Wunder, daß im Gegentheil nichts mehr ihre Kraft bezeichnet.

7.

Was den Glauben an die wahren Wunder hindert, das ist der Mangel an Liebe. „Ihr glaubt nicht, sagt Jesus zu den Juden, denn ihr seid meine Schafe nicht.“ (Joh. 10. 26.) Was den Glauben an die falschen erweckt, ist auch der Mangel an Liebe. „Dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden, darum wird ihnen Gott kräftige Irrthümer senden, daß sie glauben der Lüge.“ (2 Thess. 2. 10, 11.)

Wenn ich bedenke, woher es kommt, daß man so vielen Betrügern, die Heilmittel zu besitzen vorgeben, so oft Glauben beimißt, selbst so weit, daß man sein Leben in ihre Hände giebt, so scheint mir das die wahre Ursache, daß es

wahre Heilmittel giebt; denn es wäre nicht möglich, daß es so viel falsche gäbe und man ihnen so viel Glauben schenkte, wenn es nicht auch wahre gäbe. Hätte es nie welche gegeben und wären alle Uebel von jeher unheilbar gewesen, so wäre es nicht möglich, daß die Menschen sich eingebildet hätten, welche geben zu können, und noch viel weniger, daß so viele andre denen Glauben geschenkt hätten, die sich rühmten welche zu haben. Gerade so als wenn ein Mensch sich rühmte vor dem Sterben bewahren zu können, so würde ihm niemand glauben, weil es davon kein Beispiel giebt. Aber da es eine Menge von Mitteln gegeben hat, die durch die Erkenntniß selbst der größten Männer als wahr befunden sind, so hat sich der Glauben der Menschen davor gebeugt; denn, da wegen der besondern Wirkungen, die wahr sind, die Sache im Allgemeinen nicht geleugnet werden kann und das Volk nicht im Stande ist zu unterscheiden, welche unter diesen besondern Wirkungen die wahren sind, glaubt es sie alle. Eben so ist der Grund, daß man an so viele falsche Wirkungen des Mondes glaubt, der, daß es wahre giebt, wie Ebbe und Fluth.

So scheint es mir denn auch einleuchtend, daß es nur darum so viel falsche Wunder, falsche Offenbarungen, Weissagungen u. s. w. giebt, weil es wahre giebt; desgleichen falsche Religionen nur, weil es eine wahre giebt. Denn wenn es nie etwas von alle dem gegeben hätte, so wäre es gleichsam nicht möglich, daß die Menschen es sich eingebildet und noch weniger, daß andre es geglaubt hätten. Aber weil es viele sehr große Dinge, die wahr waren, gegeben hat und weil sie daher von großen Männern geglaubt worden sind, so hat das einen falschen Eindruck gemacht, daß beinahe die ganze Welt fähig geworden ist auch die falschen Dinge zu glauben. Also statt zu schließen, daß es keine wahren Wunder gebe, weil es falsche giebt, muß man im Gegentheil

sagen: daß es wahre Wunder gebe, weil es so viel falsche giebt, daß es nur aus dem Grunde falsche gebe, weil es wahre giebt und daß es eben so nur darum falsche Religionen gebe, weil es eine wahre giebt. Das kommt davon her, daß der Geist des Menschen, der sich von jener Seite durch die Wahrheit bezwungen fühlt, dadurch auch fähig wird alles Falsche an zu nehmen.

8.

Es heißt: Glaubet der Kirche, *) nicht aber: Glaubet den Wundern; aus dem Grunde weil das letzte natürlich ist und nicht das erste; dieses bedurfte eines Gebotes, nicht jenes.

Es sind so wenige Menschen, denen sich Gott durch diese außerordentlichen Vorfälle sichtbar macht, daß man diese Gelegenheiten recht benutzen muß; weil er aus dem Geheimniß der Natur, das ihn deckt, nur heraustritt um unsern Glauben zu reizen, daß wir ihm mit um so mehr Eifer dienen, je mehr wir ihn mit Gewißheit erkennen.

Wenn Gott sich den Menschen unausgesetzt offenbarte, so wäre es kein Verdienst an ihn zu glauben, und wenn er sich nie offenbarte, so gäbe es wenig Glauben. Aber er verbirgt sich gewöhnlich und offenbart sich selten denen, die er zu seinem Dienste dingen will. **) Dieses wunderbare Geheimniß, in welches Gott sich zurückgezogen hat, undurchdringlich für ein menschliches Auge, ist eine große Lehre uns in die Einsamkeit zu treiben, fern von den Augen der Menschen. Er ist unter dem Schleier der Natur, der ihn uns deckt, verborgen geblieben bis zur Erscheinung im Fleisch, und als die Zeit erfüllt war, daß er erschien, hat er sich noch mehr verborgen, indem er sich in die Menschheit hüllte. Er war viel mehr zu erkennen, da er unsichtbar war, als

*) Der Verfasser sagt dreist: Il est dit, als wenn dieser Satz irgendwo in der Schrift stünde. Aber wo steht er? Es ist nur eine katholische Satzung.

**) Matth. 20. 1. ff.

da er sich sichtbar gemacht. Und endlich da er erfüllen wollte die Verheißung, die er seinen Aposteln gethan bei den Menschen zu bleiben bis zu seiner letzten Wiederkunft, *) da hat er erwählt zu bleiben in dem seltsamsten und dunkelsten Geheimniß von allen, nämlich unter den Gestalten des heiligen Abendmahls. Dieses Sacrament ist es, was der heilige Johannes in der Offenbarung „das verborgne Manna" nennt (Off. 2. 17.) und ich glaube, daß Jesaias es in dieser Weise sah, als er im Geist der Weissagung spricht: „Fürwahr du bist ein verborgner Gott." (Jes. 45. 15.) Das ist das letzte Geheimniß, worin er verborgen sein kann. Durch den Schleier der Natur, der Gott verhüllt, sind mehre Ungläubige hindurch gedrungen, die, wie der heilige Paulus sagt, Gottes unsichtbares Wesen ersehen haben an den sichtbaren Werken der Schöpfung. (Röm. 1. 20.) Viele ketzerische Christen haben ihn erkannt mitten durch seine Menschheit hindurchschauend und beten Jesum Christum an als Gott und Mensch. Wir aber müssen uns glücklich schätzen, daß Gott uns so weit erleuchtet ihn zu erkennen unter dem Brode und Wein.

Zu diesen Betrachtungen kann man noch hinzufügen das Geheimniß des Geistes Gottes, der auch in der Schrift verborgen ist. Denn es giebt zweierlei vollständigen Sinn, einen buchstäblichen und einen mystischen. Die Juden halten sich an den einen und ahnen nicht ein Mal, daß es noch einen andern giebt, und denken nicht daran ihn zu suchen. Ebenso die Gottlosen sehen die natürlichen Wirkungen und schreiben sie der Natur zu ohne zu ahnen, daß es noch einen andern Urheber giebt, wie die Juden, indem sie in Jesu einen vollkommenen Menschen sahen, nicht daran gedacht haben in ihm eine andere Natur zu suchen. —

*) Matth. 28, 20.

„Wir haben ihn nichts geachtet," sagt Jesaias (Jes. 53. 3.) *) — und wie desgleichen die Ketzer, die vollkommen äußere Erscheinung des Brodes im Abendmahl ansehend, nicht daran denken eine andere Substanz darin zu suchen.

Alle Dinge verhüllen ein Geheimniß, alle Dinge sind Schleier, die Gott verhüllen. Die Christen sollen ihn in allem erkennen. Die zeitlichen Trübsale verhüllen die ewigen Güter, zu denen sie führen; die zeitlichen Freuden verhüllen die ewigen Leiden, die sie verursachen. **)

Lasset uns Gott bitten, daß er uns verleihe in allem ihn zu erkennen und ihm zu dienen und lasset uns ihm Dank sagen, daß er, für so viele andre in allen Dingen verborgen, sich vor uns in allen Dingen und in so mancherlei Weise geoffenbaret hat.

9.

Die Schwestern von Portroyal erstaunten darüber, daß man sagt: sie seien auf einem Wege des Verderbens, ihre Beichtväter führen sie nach Genf und flößen ihnen ein, Jesus Christus sei nicht im Abendmahl noch zur Rechten des Vaters; da sie doch wußten, daß alles das falsch war, traten sie in dieser Lage vor Gott und sprachen zu ihm mit dem Propheten: „Siehe, ob ich auf bösen Wegen bin und leite mich auf ewigem Wege." (Psalm 139. 24.) Und was geschieht nun? Den Ort, den man den Tempel des Teufels nennt, macht Gott zu seinem Tempel. Man sagt: man müsse da die Kinder wegnehmen, das sei das „Zeughaus der Hölle." ***) Gott macht daraus das Heiligthum seiner Gnaden. Endlich bedroht man sie mit allem Schrecken und aller Rache des Himmels und Gott überhäuft sie mit

*) Pascal führt hier Jes. 53. 3. an und übersetzt: „Wir haben nicht gedacht, daß er es wäre."

**) Luk. 16. 25.

***) Doch wohl ein damals verbreitetes Scheltwort irgend eines Jesuiten.

seiner Huld. Man muß den Verstand verloren haben, daraus zu schließen, daß sie auf dem Wege des Verderbens sind.

Und doch haben die Jesuiten nicht verfehlt diesen Schluß daraus zu ziehn, denn sie schließen aus allem, daß ihre Widersacher Ketzer sind. Wenn die Gegner ihnen ihre Frevel vorwerfen, so sagen die Jesuiten: sie sprechen wie Ketzer. Wenn jene sagen, die Gnade Jesu unterscheide uns und unser Heil hange von Gott ab, so ist das die Sprache der Ketzer. Wenn jene sagen, daß sie dem Papst unterworfen sind, so sagen sie: das ist die Art wie Ketzer sich verbergen und verstellen. Wenn jene sagen: man müsse nicht tödten um eines Apfels willen, *) so sagen die Jesuiten: sie bestreiten die Moral der Katholiken. Endlich auch wenn Wunder unter jenen geschehen, so ist das kein Zeichen von Heiligkeit, sondern im Gegentheil ein Grund zum Verdacht der Ketzerei.

Das ist die seltsame Uebertreibung, wozu die Leidenschaft die Jesuiten gebracht hat und ihnen blieb nichts mehr als dies übrig um die Hauptfundamente der christlichen Religion zu zerstören. Denn die drei Kennzeichen der wahren Religion sind die feste Giltigkeit, der gute Wandel und die Wunder. Die feste Giltigkeit haben sie schon zernichtet durch die Wahrscheinlichkeitslehre, die neue Meinungen an die Stelle der alten Wahrheiten einführt, den guten Wandel haben sie durch ihre verdorbne Moral zernichtet und jetzt wollen sie noch die Wunder zernichten, indem sie entweder ihre Wahrheit oder ihre Wichtigkeit wegräumen.

Die Gegner der Kirche leugnen die Wunder selbst oder

*) Die Jesuiten lehrten: auf jede Abweichung von der rechten (Jesuitischen) Lehre stünde der Tod, hätte doch Gott selbst um eines Apfels willen den Tod über das ganze Menschengeschlecht verhängt. Dagegen sagten die Jansenisten: nicht um des Apfels willen sei der Tod in die Welt gekommen, sondern wegen der ganzen großen Bedeutung des ersten Sündenfalls.

deren Wichtigkeit, eben so die Jesuiten. Also um ihre Gegner zu schwächen, entwaffnen sie die Kirche und verbinden sich mit allen ihren Feinden, indem sie von ihnen alle die Gründe leihen, womit sie die Wunder bekämpfen. Denn die Kirche hat drei Arten von Feinden, die Juden, die nie zu ihr gehörten, die Ketzer, die sich von ihr zurückgezogen haben, und die schlechten Christen, die sie in ihrem Innern zerreißen.

Diese drei Arten verschiedner Widersacher bekämpfen sie gewöhnlich verschieden. Aber in diesem Punkt bekämpfen sie sie auf dieselbe Weise. Da sie alle ohne Wunder sind und die Kirche immer gegen sie Wunder gehabt hat, so haben sie alle immer dasselbe Interesse gehabt ihnen aus zu weichen und alle haben sich dieser Ausflucht bedient: man müsse nicht die Lehre beurtheilen nach den Wundern, sondern die Wunder nach der Lehre. Es gab zwei Parteien unter denen, die Jesum hörten; die einen nahmen seine Lehre an um der Wunder willen, die andern sagten: „Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. *) Es gab zwei Parteien zur Zeit Calvins, die Partei der Kirche und die der Sacramentirer, die sie bekämpften. Gegenwärtig sind die Jesuiten und die, welche sie Jansenisten nennen, die Streitenden. Aber da die Wunder auf der Seite der Jansenisten sind, so ergreifen die Jesuiten jene allgemeine Zuflucht der Juden und Ketzer: man müsse die Wunder beurtheilen nach der Lehre.

Hier ist nicht das Land der Wahrheit, sie ist unbekannt unter den Menschen. Gott hat sie mit einem Schleier verhüllt, so daß die, welche nicht ihre Stimme hören, sie nicht erkennen. Die Thür ist offen zur Lästerung, selbst über die gewissesten Wahrheiten der Moral. Wenn man die Wahrheiten des Evangeliums verkündigt, so verkündigt man auch entgegengesetzte Lehren und verdunkelt die Fragen, um

*) Luk. 11. 15.

die es sich handelt, so daß das Volk nicht entscheiden kann. Auch fragt man: „Was habt ihr, daß man euch mehr glauben soll als den andern? Was für ein Zeichen thut ihr? Ihr habt nur Worte, wir auch.“ Habt ihr keine Wunder, so sagt man: „die Lehre muß durch Wunder bekräftigt werden;“ das ist eine Wahrheit, die man mißbraucht, um die Lehre zu lästern. Und wenn die Wunder sich zeigen, sagt man: „die Wunder sind nicht hinreichend ohne die Lehre,“ und das ist eine zweite Wahrheit, die man mißbraucht um die Wunder zu lästern.

Wie seid ihr, Väter, doch so froh, die allgemeinen Regeln zu wissen und meinet damit Verwirrung an zu richten und alles vergeblich zu machen! Man wird euch das wehren, Väter, die Wahrheit ist eine und fest.

10.

Wenn der Teufel die Lehre, die ihn vernichtet, begünstigte, so wäre er mit sich selbst uneins. „Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste.“ (Luk, 11, 17.) Denn Jesus wirkte wider den Teufel und zerstörte sein Reich in den Herzen um das Reich Gottes zu gründen: wovon der Exorcismus das Symbol ist. Daher setzt er auch hinzu: „So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt je das Reich Gottes zu euch.“ (Luk. 11. 20.)

Es war unmöglich, daß die Menschen zur Zeit Mosis sich vorbehielten zu glauben an den Antichrist, der ihnen unbekannt war. Aber es läßt sich sehr wohl thun zur Zeit des Antichrists an Jesum Christum zu glauben, der dann schon bekannt ist.

Wenn die Schismatiker auch Wunder thäten, so würden sie doch nicht zum Irrthum verführen. Daher ist es nicht gewiß, daß sie keine Wunder thun können. Die Abweichung von der rechten Lehre ist sichtbar, desgleichen ist das Wun-

der sichtbar. Aber die Abweichung trägt mehr das Zeichen des Irrthums als das Wunder das Zeichen der Wahrheit. Deswegen kann das Wunder eines Schismatikers nicht zum Irrthum verführen. Aber außer dem Schisma fällt der Irrthum nicht so sichtbar in die Augen als das Wunder, dann würde also das Wunder zum Irrthum verleiten. Sonach ist ein Wunder unter den Schismatikern nicht so sehr zu fürchten, denn das Schisma, welches viel mehr in die Augen fällt als das Wunder, bezeichnet auch sichtlich den Irrthum. Aber wenn kein Schisma vorhanden ist und über den Irrthum gestritten wird, dann entscheidet das Wunder. Ebenso ist es mit den Ketzern. Die Wunder würden ihnen unnütz sein; denn die Kirche, durch jene Wunder, welche den Glauben vorweg in Anspruch genommen haben, beglaubiget, sagt uns, daß sie nicht den rechten Glauben haben. Es ist kein Zweifel, daß sie ihn nicht haben, denn die ersten Wunder der Kirche schließen den Glauben an die ihrigen aus, wenn sie auch welche haben. Dann würden Wunder gegen Wunder sein, aber die ersten und größten auf der Seite der Kirche. Also müßte man ihr immer doch glauben gegen die Wunder.

Laßt uns nun sehen, was man hieraus auf die Wunder von Portroyal schließen muß.

Die Pharisäer sagten: „Der Mensch ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbath nicht hält; die andern aber sprachen: Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen thun?“ (Joh. 9, 16.) Wer von ihnen hat am Klarsten Recht? In dem gegenwärtigen Streit sagen die einen: „Dies Haus ist nicht von Gott, denn man glaubt darin nicht, daß die fünf Sätze im Jansenius stehen.“ Die andern sprechen: „Dieses Haus ist von Gott, denn es geschehen da große Wunder.“ Wer hat am Klarsten Recht?

Also aus demselben Grunde warum die Juden straffällig

waren, da sie nicht an Jesum glaubten, sind auch die Jesuiten straffällig, indem sie fortfahren das Haus von Portroyal zu verfolgen.

Es war den Juden eben so gut als den Christen gesagt worden, daß sie den Propheten nicht immer glauben sollten. Dennoch machen die Pharisäer und Schriftgelehrten großes Wesen von den Wundern Jesu und versuchen zu zeigen, daß sie falsch sind oder durch den Teufel gethan; weil sie gezwungen waren überzeugt zu sein, wenn sie anerkannten, daß die Wunder von Gott waren.

Wir haben gegenwärtig nicht Noth jene Unterscheidung zu machen; sie ist aber sehr leicht. Diejenigen, welche weder Gott noch Christum leugnen, thun keine ändern Wunder als wahre. Aber wir haben nicht diese Unterscheidung zu machen. Hier ist eine heilige Reliquie. Hier ist ein Dorn von der Krone des Welterlösers, über den der Fürst dieser Welt keine Macht hat,*) ein Dorn, der Wunder thut durch die eigne Kraft jenes für uns vergossenen Blutes. Gott erwählte selbst dieses Haus um da seine Macht leuchten zu lassen.

Es sind hier nicht Menschen, die solche Wunder thun durch eine unbekannte und zweifelhafte Tugend, die uns zu einer schwierigen Unterscheidung zwänge. Es ist Gott selbst, es ist ein Werkzeug des Leidens seines einigen Sohnes, das, an mehren Orten vorhanden, diesen Ort hier vorzugsweise auszeichnet und von allen Seiten die Menschen herbeizieht, daß sie hier wunderbare Hilfe in ihren Leiden empfangen.

Die Verstocktheit der Jesuiten übertrifft also die der Juden. Diese weigerten sich Jesum für unschuldig zu halten doch nur aus dem Grunde, weil sie zweifelten, ob seine Wunder von Gott waren; wogegen die Jesuiten, obgleich sie nicht zweifeln können, daß die Wunder zu Portroyal von

*) Joh. 14. 30. Vgl. Leben S. 36. Anm.

Gott sind, doch nicht aufhören die Unschuld dieses Hauses zu bezweifeln.

Aber, sagen sie, die Wunder sind nicht mehr nöthig, da man dergleichen schon hat und deshalb sind sie nicht mehr Beweise für die Wahrheit der Lehre. Allerdings. Aber wenn man nicht mehr die Ueberlieferung hört, wenn man das Volk hintergangen hat, wenn man die wahre Quelle der Wahrheit d. i. die Ueberlieferung verschlossen und den Pabst, bei dem die Wahrheit niedergelegt ist, voraus eingenommen hat, und der Wahrheit auf diese Weise keine Freiheit mehr bleibt zu erscheinen, dann, wenn die Menschen nicht mehr von ihr sprechen, dann muß sie selbst zu den Menschen reden. Das geschah zur Zeit des Arius.

Diejenigen, welche sich Jesu wegen seiner Wunder hingeben, ehren seine Macht in allen Wundern, die sie hervorbringt; aber diejenigen, welche das Bekenntniß ablegen, daß sie ihm anhangen um seiner Wunder willen und ihm in Wahrheit doch nur anhangen, weil er sie tröstet und mit weltlichen Gütern sättiget, die lästern seine Wunder, wenn sie ihrer Behaglichkeit ungelegen sind.

Das thun die Jesuiten. Sie verwerfen die Wunder und bekämpfen diejenigen, welche sie überzeugen. Ungerechte Richter, macht nicht Gesetze für den Augenblick, richtet nach denen, die ihr selbst gemacht habet, ihr, „die ihr ungerechte Gesetze macht und unrechtes Urtheil schreibet.“ *)

Die Art, wie die Kirche fortbestanden, ist, daß die Wahrheit ohne Streit war oder wenn sie bestritten wurde, gab es einen Pabst und wenn nicht, **) gab es die Kirche.

Das Wunder ist ein Ereigniß, welches die natürliche Kraft der dazu angewendeten Mittel übersteigt. Die also,

*) Jes. 10. 1.

**) In diesem „wenn nicht“ liegt die ganze evangelische Lehre, daß es eine Kirche geben kann ohne Pabst und daß die rechte Kirche ohne Pabst ist.

welche durch Anrufung des Teufels heilen, verrichten kein Wunder; denn das übersteigt nicht die natürliche Kraft des Teufels.

Die Wunder beweisen die Macht, die Gott über die Herzen hat, durch die Macht, die er auf die Körper ausübt.

Es ist den Königen und Fürsten von Wichtigkeit im Ruhm der Frömmigkeit zu stehen, darum müssen sie euch beichten. (Das geht auf die Jesuiten.)

Die Jansenisten gleichen den Ketzern in der Verbesserung der Sitten; *) aber ihr gleicht ihnen im Bösen.

Siebzehnter Abschnitt.

Verschiedene Gedanken über die Religion.

1.

Der Pyrrhonismus **) hat der Religion genützt; denn am Ende von allem wußten die Menschen vor Jesu weder woran sie waren, noch ob sie sich für groß oder klein halten sollten. Und diejenigen, die das eine oder das andre behaupteten, wußten nichts davon und riethen herum ohne Grund und auf's Ungefähr und glaubten sogar immer daran, indem sie das eine oder das andere verwarfen.

2.

Wer will die Christen tadeln, daß sie nicht Rechenschaft von ihrem Glauben geben können, sie, die eben eine Religion bekennen, von der Rechenschaft zu geben nicht möglich ist? Sie erklären im Gegentheil, indem sie sie den Heiden vorlegen, daß jenes Verlangen der Rechenschaft eine Thor-

*) Welch ein merkwürdiges Zugeständniß!

**) S. 226. Anm.

heit sei, eine Thorheit u. s. w.,*) und dann beklagt ihr euch, daß sie die Religion nicht beweisen? Wenn sie sie bewiesen, so würden sie nicht Wort halten. Indem es ihnen an Beweisen fehlt, fehlt es ihnen eben nicht an Sinn. So sehr dies aber nun diejenigen, welche sie so darbieten, entschuldiget und sie des Vorwurfs überhebt, daß sie sie ohne Grund vorbringen, so entschuldigt es doch nicht diejenigen, welche in Folge der Auslegung, die sie sich von ihr machten, sich weigern an sie zu glauben.

3.

Glaubst du, es sei unmöglich, daß Gott unendlich sei ohne Theile? — Ja. — Ich will dir ein unendliches und untheilbares Ding zeigen, das ist ein Punkt, der sich überall mit einer unendlichen Geschwindigkeit bewegt.

Diese Erscheinung in der Natur, die dir zuvor unmöglich schien, lehre dich erkennen, daß es noch andre geben kann, von denen du noch nichts weißt. Ziehe aus dem ersten Versuch nicht gleich diese Folge, daß dir nichts zu wissen übrig bleibt, sondern daß dir noch unendlich viel übrig bleibt zu wissen.

4.

Es ist die Weise Gottes, der alles mit Milde ordnet, die Religion in den Geist durch die Gründe und in das Herz durch seine Gnade ein zu pflanzen.**) Sie in Herz und Geist einpflanzen mit Gewalt und Drohungen, das heißt nicht die Religion einpflanzen, sondern den Schrecken. Fange damit an die Ungläubigen zu beklagen, sie sind unglücklich

*) Pascal fängt hier, wie es scheint, einen Bibelspruch aus der Vulgata mit dem einen Wort **Stultitiam etc.** an und es findet sich keine andre Stelle, worin dieses Substantiv im Accusativ und im hierher passenden Sinne stünde als 1 Kor. 1. 23. **Stultitiam Graecis sc. praedicamus.** („Wir predigen den Griechen eine Thorheit.") Doch paßte hier eben so gut 1 Kor. 1. 18—25; 2. 14; 3. 18, 19; 4. 10; Jes. 44. 25 u. a. m. — Vgl. Th. 2. A. 5. §. 4. S. 268.

**) Jak. 1. 21.

genug. Schelten dürfte man sie nur, im Fall es dienlich wäre; aber das schadet ihnen.

Der ganze Glaube besteht in Jesu Christo und in Adam, und die ganze Moral in der Begierde und in der Gnade.

5.

Das Herz hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; man fühlt es auf tausenderlei Weise. Es liebt von Natur das höchste Wesen und sich selbst, je nachdem es sich jenen Gründen hingiebt, und es verhärtet sich gegen das eine und das andre, nach seiner Wahl. Du hast das eine verworfen und das andre behalten, ist das aus Gründen?

6.

Die Welt ist da, daß Barmherzigkeit und Gericht ausgeübt werde. Nicht als wenn die Menschen darin wären, wie sie aus Gottes Händen hervorgingen, sondern sie sind wie die Feinde Gottes, denen er aus Gnade genug Licht giebt, daß sie zurückkehren mögen, wenn sie ihn suchen und ihm folgen wollen, aber auch daß er sie strafe, wenn sie sich weigern ihn zu suchen und ihm zu folgen.

7.

Es ist vergeblich zu sagen: es müsse zugestanden werden, daß die christliche Religion etwas Erstaunliches an sich hat! „Das meinst du darum, wird man entgegnen, weil du darin geboren bist.“ Weit gefehlt. Ich sträube mich dagegen um eben dieses Grundes willen aus Furcht, daß dieses Vorurtheil mich verführe. Aber obgleich ich darin geboren bin, muß ich es doch so finden.*)

*) So kann man nicht abstrahiren und soll man es? Ist es nicht ein Glück in der christlichen Gemeine geboren zu sein? Wenn ein Mensch aufgewachsen ist unter der segensreichen Gnadenwirkung des heiligen Geistes in ihm selbst wie in der Gemeine um ihn herum, wenn er von Kindheit an gleichsam christliche Luft geathmet hat, darf er sich von dem beseligenden Vorurtheil für seinen Glauben auch nur um einer philosophischen Abstraction willen losmachen wollen, wenn er es auch könnte? Die Liebe zu

8.

Es giebt zwei Arten die Wahrheiten unsrer Religion zu beweisen, erstens durch die Kraft der Vernunft und dann durch die Autorität dessen, der spricht. Man bedient sich gewöhnlich nicht der letzten, sondern der ersten. Man sagt nicht: „das muß geglaubt werden, denn die Schrift, die es sagt, ist göttlich," sondern man sagt: es müsse geglaubt werden aus diesem und jenem Grunde. Das sind aber schwache Beweise, da die Vernunft sich in alles schmiegen kann.

Diejenigen, welche gegen die Ehre der Religion am meisten feindselig scheinen, sind dabei nicht unnütz für die andern. Wir nehmen sie zum ersten Beweise, daß etwas Uebernatürliches vorhanden ist, denn eine Blindheit der Art ist nichts Natürliches. Und wenn ihre Thorheit sie so feindlich gegen ihr eignes Wohl macht, so dient sie dazu die andern vor derselben zu behüten durch den Schrecken eines so kläglichen Beispiels und einer so mitleidswürdigen Thorheit.

9.

Ohne Jesum Christum würde die Welt nicht bestehen, denn sie müßte entweder zerstört worden sein oder einer Hölle gleichen.

Der Einzige, der die Natur erkennt, sollte er sie nur erkennen um elend zu sein? der Einzige, der sie erkennt, sollte er der einzige Unglückliche sein?

Es ist nicht nöthig, daß der Mensch gar nichts sehe; er braucht auch nicht viel zu sehen um zu glauben, daß er die Wahrheit besitzt. Aber er muß genug sehen um zu erkennen,

Andersdenkenden und Ungläubigen besteht nicht darin, daß wir unsern Glauben dem ihrigen so viel als möglich gleichstellen, wie in Lessings Nathan alles nivellirt wird, sondern darin, daß wir, uns an dem Besitze, den wir haben, im vollen Genusse erfreuend, auch die andern nicht ausschließen, sondern sie zum Mitgenuß fördern.

daß er sie verloren hat. Denn um zu erkennen, was man verloren hat, muß man sehen und nicht sehen und das ist gerade der Zustand, in welchem die Natur des Menschen ist. Die wahre Religion mußte die Größe und das Elend lehren und mußte bewegen zur Selbstachtung und Selbstverachtung, zur Liebe und zum Haß.

Ich sehe die christliche Religion auf einer vorhergehenden gegründet und das eben finde ich wirklich.

Ich spreche hier nicht von den Wundern Mosis, Jesu oder der Apostel, weil sie nicht sogleich überzeugend erscheinen und ich will hier nur alle diejenigen Grundlagen der christlichen Religion klar machen, die unzweifelhaft sind und von niemand in Zweifel gezogen werden können.

10.

Die Religion ist etwas so Großes, daß diejenigen, die sich nicht die Mühe nehmen mögen sie zu untersuchen, ob sie auch dunkel ist, mit Recht davon ausgeschlossen bleiben. Worüber denn beklagt man sich, wenn sie doch nur so ist, daß man sie durch Suchen finden kann?

Der Stolz hält allem Elend das Gleichgewicht und überwiegt es. Das ist ein seltsam Ungeheuer, eine recht augenfällige Verirrung des Menschen! Siehe er fällt von seiner Stelle herab und er sucht sie wieder mit Unruhe.

Nachdem das Verderben eingetreten ist, müssen von Rechts wegen alle, die in diesem Zustande sind, ihn kennen, sowohl die, welche sich darin gefallen, als auch die, welche sich nicht darin gefallen. Aber darum müssen nicht alle von Rechts wegen die Erlösung sehn. *)

Wenn du sagst: Jesus Christus ist nicht für alle gestorben, so mißbrauchst du einen Fehler der Menschen, die sofort diese Ausnahme auf sich anwenden. Das befördert die

*) Hier blickt die Jansenistische Prädestinationslehre durch, von welcher im folgenden Bande gesprochen werden soll.

Verzweiflung statt die Menschen von ihr ab zu halten und die Hoffnung zu befördern.

11.

Die Gottlosen, die sich blind ihren Leidenschaften ergeben ohne Gott zu kennen und ohne sich die Mühe zu geben, daß sie ihn suchen, bestättigen durch sich selbst jene Grundlage des Glaubens, den sie bekämpfen, nämlich die, daß die Natur der Menschen im Verderben ist. Und die Juden, die so hartnäckig die christliche Religion bekämpfen, bestättigen wiederum jene andre Grundlage desselben Glaubens, den sie angreifen, nämlich die, daß Jesus ist der wahre Messias und ist gekommen die Menschen zu erlösen und sie aus dem Verderben und Elend, worin sie waren, wieder heraus zu ziehen. Das bestättigen sie sowohl durch den Zustand, in welchem man sie heutiges Tages sieht und welcher sich in den Weissagungen vorausgesagt findet, als auch durch eben diese Weissagungen, die sie mit sich führen und unverletzlich bewahren als die Zeichen, an denen man den Messias erkennen soll. Die Beweise also für das Verderben der Menschen und für die Erlösung durch Jesum Christum (welches die beiden Hauptwahrheiten sind, die das Christenthum feststellt) liefern die Gottlosen, die in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion leben, und die Juden, welche die unversöhnlichen Feinde derselben sind.

12.

Die Würde des Menschen in seiner Unschuld bestand darin, daß er über die Geschöpfe herrschte und sie gebrauchte; aber jetzt besteht sie darin, daß er sich von ihnen scheidet und sich ihnen unterwirft.

13.

Viele irren um so gefährlicher, da sie ihrem Irrthum eine Wahrheit zu Grunde legen. Ihr Fehler ist nicht, daß sie

einen Irrthum verfolgen, sondern daß sie eine Wahrheit verfolgen, mit Ausschließung einer andern.

Es giebt eine Menge Wahrheiten des Glaubens und der Moral, die widerstreitend und entgegengesetzt scheinen und die alle in einer bewundernswürdigen Ordnung zusammen bestehn.

Die Quelle aller Ketzereien ist die Ausschließung einiger von diesen Wahrheiten und die Quelle aller Einwürfe, die uns die Ketzer machen, ist die Unkenntniß einiger von unsern Wahrheiten.

Und gewöhnlich da sie den Zusammenhang von zwei entgegengesetzten Wahrheiten nicht fassen können und nun meinen, daß das Bekenntniß der einen die Ausschließung der andern mit sich bringt, so hängen sie sich an eine, und schließen die andere aus.

Die Nestorianer behaupteten: es gäbe zwei Personen in Christo, weil es zwei Naturen giebt und die Eutychianer meinten im Gegentheil: er habe nur eine Natur, weil er nur eine Person ist. Die Katholiken sind rechtgläubig, weil sie beide Wahrheiten zusammen vereinigen, beide Naturen und eine Person. *)

Wir glauben, daß Christus, da die Substanz des Brodes in die Substanz seines Leibes verwandelt wird, auch wahrhaftig selbst im heiligen Sacramente gegenwärtig ist. Das ist die eine von den Wahrheiten. Eine zweite ist die, daß dieses Sacrament auch ein Symbol des Kreuzes und der Herrlichkeit Christi ist und eine Erinnerung an beides. Das ist der katholische Glaube, der diese beiden Wahrheiten, die entgegengesetzt scheinen, zusammenfaßt.

Die jetzige Ketzerei begreift nicht, daß dies Sacrament alles zusammen enthält, die Gegenwart Christi und sein

*) Nestorius, Patriarch von Konstantinopel und nachher Eutyches, Archimandrit eines Klosters daselbst, wurden in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts ihrer Lehre wegen abgesetzt und verfolgt.

Bild, daß es Opfer ist und Erinnerung an das Opfer, und meint: man könne die eine dieser Wahrheiten nicht zugeben ohne die andre aus zu schließen.

Aus diesem Grunde halten sie sich an den Punkt, daß das Sacrament Symbol ist und darin sind sie keine Ketzer. Sie meinen, wir schließen diese Wahrheit aus und so kommt es, daß sie uns so viele Einwürfe machen wegen der Stellen der Väter, die das sagen. Endlich leugnen sie die wahrhafte Gegenwart und darin sind sie Ketzer. *)

Deshalb ist der kürzeste Weg die Ketzereien zu verhindern, daß man alle Wahrheiten lehre und der sicherste Weg sie zu widerlegen, daß man alle klar mache.

Die Gnade wird immer in der Welt sein und so auch die Natur. Immer wird es Pelagianer **) geben und immer Katholiken, denn die erste Geburt macht jene, die zweite Geburt diese.

Die Kirche macht sich neben Jesu Christo, der von ihr unzertrennlich ist, verdient um die Bekehrung aller derer, die nicht in der wahren Religion sind, und darnach sind es wieder diese Bekehrten, welche der Mutter beistehn, die sie befreit hat.

Der Leib hat nicht mehr Leben ohne das Haupt als das Haupt ohne den Leib. Wer sich von einem von beiden lostrennt, ist nicht mehr am Leibe und gehört nicht mehr

*) Daß Pascal die eigentliche evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl nicht verstanden hat, ist klar; aber es kann hier nur angedeutet werden, daß es allerdings in der Mitte zwischen der Idee eines wirklichen Opfers und der bloßen Erinnerung an das Opfer noch ein drittes giebt, was uns eben das Abendmahl zum Sacrament macht. Luther leugnete nicht die wahrhafte Gegenwart und in gewisser Weise Calvin auch nicht.

**) Pelagius, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, lehrte, daß der Mensch ohne Erbsünde sei und aus eigner Kraft und Natur Gutes zu thun vermöge, indem die allerdings zur Seligkeit nothwendige Gnade nur in der Mittheilung der dem Menschen anerschaffenen und natürlichen Kräfte bestehe.

zu Jesu Christo. Alle Tugenden, das Märtyrerthum, die Kasteiungen und alle guten Werke sind unnütz außer der Kirche und außer der Gemeinschaft mit dem Haupt der Kirche, welches ist der Pabst. *)

Das wird eine von den Beschämungen der Verdammten sein zu sehen, daß sie verdammt werden durch ihre eigne Vernunft, mit welcher sie die christliche Religion zu verdammen meinten.

14.

Das hat das Leben der gewöhnlichen Menschen mit dem Leben der Heiligen gemein, daß sie alle nach Glückseligkeit verlangen, und sie unterscheiden sich nur in dem Gegenstand, worin sie sie setzen. Beide nennen diejenigen ihre Feinde, die sie hindern dahin zu gelangen.

Was gut oder böse ist, muß man beurtheilen nach dem Willen Gottes, der nicht ungerecht, nicht blind sein kann, nicht aber nach unserm eignen Willen, der immer voll Bosheit und Irrthum ist.

15.

Jesus hat im Evangelio das Zeichen angegeben, die zu erkennen, die den Glauben haben, nämlich daß sie eine neue Sprache reden werden. **) Und wahrlich die Erneuerung der Gedanken und Wünsche bewirkt die Erneuerung der Sprache. Denn dieses Neusein, das Gott nicht mißfallen kann, wie der alte Mensch ihm nicht gefallen kann, ist verschieden von dem irdischen Neusein darin, daß alle Dinge der Welt, wie neu sie seien, altern, indem sie fortdauern, statt daß dieser neue Geist sich um so viel mehr erneut, je länger er dauert. „Ob unser äußerlicher Mensch verwesete, sagt der heilige Paulus, so wird doch der innerliche von

*) „Lasset uns wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus." Eph. 4. 15. vgl. Kol. 1. 18.

**) Mark. 16. 17. vgl. 2 Kor. 5. 17.

Tage zu Tage erneuert." (2 Kor. 4. 16.) Und er wird vollkommen neu nur in der Ewigkeit, wo man ohne Aufhören jenes neue Lied singen wird, von dem David in seinen Psalmen redet [Psalm 33. 3.*)], das ist das Lied, das von dem neuen Geist der Liebe ausgeht.

16.

Wenn der heilige Petrus und die Apostel (Apost. 15.) über die Aufhebung der Beschneidung berathschlagten, wobei es sich darum handelte wider das Gesetz Gottes zu thun, so fragen sie nicht nach den Propheten, sondern allein nach der Aufnahme des heiligen Geistes in den Unbeschnittenen. Sie urtheilen, es sei viel sichrer, daß Gott die annimmt, die er mit seinem Geists füllt, als daß er die Beobachtung seines Gesetzes verlange. Sie wußten das Ende des Gesetzes war nur der heilige Geist und also, da man ihn ganz gut ohne Beschneidung hatte, war diese nicht nöthig.

17.

Zwei Gesetze reichen hin um den ganzen christlichen Staat zu ordnen, besser als alle politischen Gesetze, die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten.

Die Religion ist geeignet für alle Arten von Geistern. Der große Haufen bleibt bei dem Zustande und der Einrichtung stehen, worin sie eben ist, und diese Religion ist von der Art, daß ihre bloße Gründung allein hinreicht ihre Wahrheit zu beweisen. Andre gehn bis zu den Aposteln, die Gelehrtesten bis zum Anfang der Welt. Die Engel sehen sie noch besser und noch mehr von weitem, denn sie sehen sie in Gott selbst.

Welchen Gott die Religion durch das Gefühl des Herzens gegeben hat, die sind glückselig und wohl überzeugt. Aber was die anbetrifft, die sie nicht haben, denen können wir sie nicht anders beibringen als durch vernünftiges Reden

*) Psalm 96. 1; 98. 1.

in der Erwartung, daß Gott selbst sie ihnen ins Herz präge, da ohnedies der Glauben nichts nütze ist zum Heil.

Gott wollte sich allein das Recht uns zu belehren vorbehalten und uns die Schwierigkeit unseres Wesens unbegreiflich machen, darum hat er uns den Knoten davon so hoch verborgen oder vielmehr so niedrig, daß wir unfähig wären ihn zu erreichen, also daß wir nicht durch Anstrengungen unserer Vernunft, sondern durch einfache Unterwerfung derselben uns wahrhaft zu erkennen vermögen.

18.

Die Gottlosen, die sich dafür ausgeben der Vernunft zu folgen, müssen wunderlich stark sein an Vernunft. Was sagen sie denn? Sehen wir nicht, sagen sie, die Thiere wie die Menschen sterben und leben, die Türken wie die Christen? Sie haben ihre Ceremonien, ihre Propheten, ihre Gelehrten, ihre Heiligen, ihre Mönche, wie wir u. s. w. Ist denn aber das gegen die Schrift, sagt sie das nicht alles? Wenn du dich nicht viel darum kümmerst die Wahrheit zu wissen, so hast du daran genug, um in Ruhe zu bleiben. Verlangst du aber von ganzem Herzen sie zu kennen, so ist das nicht genug, so gehe ins Einzelne. Das möchte vielleicht genug sein für eine eitle Frage der Philosophie, aber hier, wo es sich um alles handelt .... Und doch nach einer leichten Betrachtung dieser Art, wird man seinen Vergnügungen nachgehn u. s. w.

Es ist etwas Erschreckliches, ohne Aufhören zu sehen, wie alles, was man besitzt, dahinschwindet, und sich daran hängen zu können ohne Verlangen zu suchen, ob es nicht etwas Bleibendes giebt!

Man muß in der Welt verschieden leben, nach folgenden verschiedenen Voraussetzungen: wenn man immer in der Welt sein könnte, wenn man sicher ist nicht lange darin zu sein

und wenn es ungewiß ist, ob man eine Stunde darin sein wird. Diese letzte Voraussetzung ist die unsre.

19.

Weil es gilt, auf welcher Seite der Gewinn im Spiel ist,*) mußt du dir Mühe geben die Wahrheit zu suchen. Denn wenn du stirbst ohne das wahre Princip verehrt zu haben, so bist du verloren.

Aber, sagst du, wenn er gewollt hätte, daß ich ihn anbete, so würde er mir Zeichen seines Willens gegeben haben. Das hat er auch gethan; du vernachlässigst sie nur. Suche sie wenigstens, das lohnt doch wohl.

Die Atheisten wollen vollkommen klare Dinge behaupten. Aber man muß den Verstand verloren haben, wenn man sagen will, es sei vollkommen klar, daß die Seele sterblich ist.**)

Ich habe nichts dagegen, daß man das System des Copernicus nicht ergründet;***) aber es ist doch für das ganze Leben wichtig zu wissen, ob die Seele sterblich ist oder unsterblich.

20.

Die Weissagungen, die Wunder selbst und die andern Beweise für unsre Religion sind nicht von der Art, daß man sagen kann: sie seien mathematisch beweisend. Aber es ist mir für jetzt genug, daß du mir zugiebst: es sei nicht eine Versündigung gegen die Vernunft sie zu glauben. Sie haben Klarheit und Dunkelheit um die einen auf zu klären, die andern zu verdunkeln. Indessen die Klarheit ist so groß, daß sie alles, was man als das Klarste dagegen aufstellen mag, übertrifft oder wenigstens dem gleich kommt. Auf diese Weise ist es also nicht die Vernunft, welche den Menschen bestim-

*) Th. 1. A. 8. §. 10. S. 166.
**) §. 119.
***) Th. 1. A. 4. §. 1. S. 119. Anm.

men könnte sie nicht an zu nehmen, sondern vielleicht nur die Begierde und Schlechtigkeit des Herzens.

So giebt es genug Klarheit um die, welche den Glauben verweigern, zu verdammen, und nicht genug um sie zu gewinnen, damit in die Augen falle, daß in denen, welche sie annehmen, die Gnade und nicht die Vernunft sie zur Annahme bringt und in denen, die sie fliehen, die Begierde und nicht die Vernunft sie zum Fliehen bewegt.

Wer muß nicht eine Religion bewundern und annehmen, die bis auf den Grund das kennt, was man desto mehr erkennt, je mehr Licht man hat?

Ein Mensch, der die Beweise für die christliche Religion entdeckt, ist wie ein Erbe, der die Besitztitel seines Hauses findet. Wird er sagen: sie sind falsch und wird er versäumen sie zu untersuchen?

21.

Zwei Arten von Menschen erkennen einen Gott an, die, welche ein demüthiges Herz haben und die Geringschätzung und Erniedrigung lieben, auf welcher Stufe des Verstandes sie auch stehen, niedrig oder hoch, und dann die, welche Geist genug besitzen um die Wahrheit zu sehen, wie sehr sie ihr auch widerstreben.

Die Weisen unter den Heiden, die da sagten: es gäbe nur einen Gott, wurden verfolgt, die Juden gehaßt, die Christen noch mehr.

22.

Ich sehe nicht ein, daß es mehr Schwierigkeit hat die Auferstehung des Fleisches und die (unbefleckte) Empfängniß der Jungfrau Maria zu glauben als die Schöpfung. Ist es schwieriger einen Menschen wieder zu erzeugen als ihn zu erzeugen? Und hätte man nicht gewußt, was Zeugung ist, würde man es wunderbarer finden, daß ein Kind von

einer Jungfrau allein kommt, als wenn es von einem Mann und einer Frau kommt?

23.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Ruhe und Sicherheit des Gewissens. Nichts soll Ruhe geben als die aufrichtige Forschung nach der Wahrheit und nichts kann Sicherheit geben als die Wahrheit.

Es giebt zwei gleich feste Wahrheiten des Glaubens, die eine, daß der Mensch im Stande der Unschuld oder im Stande der Gnade über die ganze Natur erhaben ist, Gott ähnlich gemacht und theilhaftig der göttlichen Natur,*) die andre, daß er im Stande des Verderbens und der Sünde von jenem (glücklichen) Stande herabgefallen und den Thieren ähnlich geworden ist.

Diese beiden Sätze sind gleich fest und gewiß. Die Schrift erklärt sie uns deutlich, wenn sie an einigen Stellen sagt: „Meine Lust ist bei den Menschenkindern." (Sprüch. 8. 31.) „Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch." (Joel 3. 1.) „Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten." (Psalm 82. 6.) Und an andern Stellen sagt sie: „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde." (Jes. 40. 6.) „Die Menschen können nicht bleiben in ihrer Würde, sondern müssen davon wie ein Vieh."**) (Psalm 49. 13.) „Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen der Menschen, darin Gott anzeiget und lässet es ansehen, als wären sie unter sich selbst als das Vieh; denn es gehet dem Menschen wie das Vieh. Wie dies stirbt, so stirbt er auch und haben alle einerlei Odem,

*) 2 Petri 1. 4.

**) Pascal citirt nach der Vulgata: Homo comparatus est jumentis insipientibus et similis factus est illis (der Mensch ist den unvernünftigen Thieren verglichen und ihnen ähnlich gemacht), was dem Urtext näher kommt, als Luthers Uebersetzung und was hier besser in den Zusammenhang paßt.

und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh; denn es ist alles eitel" u. s. w. (Pred. 3. 18. ff.)

24.

Die Beispiele von dem edelmüthigen Tode der Lacedämonier und anderer rühren uns wenig, denn was nützt uns das alles? Dagegen das Beispiel vom Tode der Märtyrer rührt uns, denn sie sind Glieder von uns; ein gemeinschaftliches Band verknüpft uns mit ihnen, ihre That kann die unsre bilden. Nichts von dem ist bei den Beispielen der Heiden, wir haben keine Verbindung mit ihnen. So macht der Reichthum eines Fremden uns nicht reich, aber wohl der Reichthum eines Vaters oder eines Gatten.

25.

Man sagt sich nie ohne Schmerz los. Man fühlt nicht sein Band, wenn man dem, der zieht, freiwillig folgt, sagt der heilige Augustin. Fängt man aber an zu widerstreben und rückwärts zu gehen, so leidet man erst, das Band dehnt sich aus und verträgt alle Gewalt. Und dieses Band ist unser Leib; es reißt nur im Tode. Unser Herr hat gesagt: „Von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher (d. h. seit seiner Ankunft in jedem Gläubigen) leidet das Himmelreich Gewalt und die Gewalt thun, die reißen es zu sich." (Matth. 11. 12.) Ehe man ergriffen ist (vom Glauben), hat man nur das Gewicht seiner Begierde, die zur Erde zieht. Wenn nun aber Gott nach oben zieht, so üben diese beiden entgegengesetzten Kräfte jene Gewalt, die Gott allein kann helfen überwinden. Aber wir vermögen alles, sagt der heilige Leo, mit dem, ohne welchen wir nichts vermögen. *)

So muß man sich denn entschließen diesen Krieg zu ertragen sein Leben lang, denn es giebt hier keinen Frieden. Jesus Christus ist gekommen nicht den Frieden zu senden sondern das Schwert. (Matth. 10. 34.) Aber dennoch muß

*) Phil. 4. 13. vgl. 2. 13.

man bekennen, gleichwie die Schrift sagt, daß dieser Welt Weisheit bei Gott Thorheit ist (1 Kor. 3. 19.), so kann man auch sagen, daß dieser Krieg, der den Menschen hart dünkt, ein Frieden ist vor Gott. Denn das ist der Frieden, den Jesus Christus auch gebracht hat. Freilich wird er nicht eher vollkommen werden, als wenn der Körper vernichtet sein wird und das ists, warum wir den Tod wünschen und zugleich mit Freuden das Leben ertragen aus Liebe zu dem, der für uns Leben und Tod ertragen hat und der uns, wie der heilige Paulus sagt, überschwänglich geben kann über alles, das wir bitten oder verstehen. (Ephes. 3. 20.)

26.

Man muß streben sich über nichts zu betrüben und alles, was geschieht, als das Beste an zu erkennen. Ich glaube, das ist eine Pflicht und man sündigt, wenn man es nicht thut. Denn der Grund, warum Sünden Sünden sind, ist doch allein der, daß sie wider den Willen Gottes laufen. So besteht denn das Wesen der Sünde darin, daß man einen Willen hat, der dem, welchen wir in Gott erkennen, zuwiderläuft und also scheint es mir klar, daß es, wenn er uns seinen Willen durch die Ereignisse entdeckt, Sünde wäre sich nicht darin zu fügen.

27.

Wenn die Wahrheit verlassen und verfolgt wird, ist das, wie es scheint, eine Zeit, wo es Gott vorzüglich angenehm ist, wenn man durch ihre Vertheidigung ihm dienet. Er will, daß wir die Gnade beurtheilen nach der Natur und so erlaubt er uns dies zu bedenken, daß, wie ein Fürst von seinen Unterthanen aus dem Lande vertrieben, eine besondere Zuneigung für diejenigen hat, die ihm in der allgemeinen Empörung treu bleiben, eben so auch Gott mit besonderer Gütigkeit, scheint es, diejenigen ansieht, welche die Reinheit der Religion vertheidigen, wenn sie angegriffen wird. Aber

es ist der Unterschied zwischen den Königen der Erde und dem Könige der Könige, daß die Fürsten ihre Unterthanen nicht treu machen, sondern sie so finden, wogegen Gott die Menschen nicht anders als untreu findet ohne seine Gnade und selbst sie treu macht, wenn sie es sind. Während also die Könige gewöhnlich sich denen, die in Pflicht und Gehorsam bleiben, zu Dank verbunden bekennen, so geschieht es im Gegentheil, daß diejenigen, welche im Dienst Gottes beharren, ihm selbst unendlich verpflichtet sind.

28.

Nicht die Kasteiungen des Leibes noch die Anstrengungen des Geistes, sondern die guten Regungen des Herzens sind es, was einen Werth hat und was die Leiden des Körpers und Geistes tragen hilft. Denn zur Heiligung gehören zwei Stücke, Leiden und Freuden. Der heilige Paulus sagt, daß wir durch viele Trübsal müssen in das Reich Gottes gehen. (Apost. Gesch. 14. 22.) Das muß die trösten, die Trübsal leiden, denn da sie hören, daß der Weg zum Himmel, den sie suchen, voll davon ist, so müssen sie sich freuen Zeichen zu finden, daß sie auf dem rechten Wege sind. Aber jene Leiden sind nicht ohne Freuden und werden nie anders überwunden als durch die Freude. Denn eben so wie diejenigen, welche Gott verlassen um zur Welt zurück zu kehren, es nur deshalb thun, weil sie in den irdischen Freuden mehr Süßigkeit finden als in der Vereinigung mit Gott und weil dieser mächtige Zauber sie fortzieht, sie ihre erste Wahl bereuen läßt und sie nach dem Ausdruck Tertullians zu Bußfertigen des Teufels macht, eben so würde man nie die Freuden der Welt verlassen um das Kreuz Christi auf sich zu nehmen, wenn man nicht in Verachtung, Armuth, Selbstverleugnung und Zurückweisung mehr Süßigkeit fände als in den Freuden der Sünde. Und daher muß man, wie Tertullian sagt, nicht glauben, daß das Leben der Christen ein Leben der

Traurigkeit sei. Man verläßt die Freuden nur um anderer größerer willen. „Seid allezeit fröhlich, sagt der heilige Paulus, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen.“ (1 Thess. 5. 16—18.)

Die Freude Gott gefunden zu haben ist der Grund der Traurigkeit*) darüber, daß man ihn beleidigt hat, und aller Aenderung des Lebens. „Der Mensch, welcher einen Schatz im Acker gefunden, ging hin, wie Jesus sagt, mit Freuden über denselbigen und verkaufte alles, was er hatte und kaufte den Acker.“ (Matth. 13. 44.) Die Weltmenschen haben ihre Traurigkeit, aber sie haben nicht jene Freude, welche die Welt nicht geben kann noch nehmen, sagt Christus selbst. (Joh. 14. 27 und 16. 22.) Die Seligen haben diese Freude ohne alle Traurigkeit und die Christen haben sie gemischt mit der Betrübniß, andern Freuden gefolgt zu sein und mit der Furcht sie durch die Lockung jener andern Freuden, die uns fortwährend versuchen, wieder zu verlieren.

So sollen wir denn ohne Aufhören arbeiten, sollen uns diese Furcht erhalten, die unsere Freude erhält und mäßigt, und sollen, je nachdem wir uns mehr nach der einen Seite zu gedrängt fühlen, uns gegen die andre neigen um stehn zu bleiben. „Wenn dirs wohl geht, so gedenke, daß es dir wieder übel gehen kann, und wenn dirs übel geht, so gedenke, daß dirs wieder wohl gehen kann,“ sagt die Schrift**) (Sir. 11. 26.) und das sollen wir thun, bis erfüllt sei die Verheißung, die Christus uns gegeben hat seine Freude vollkommen in uns zu machen.***) Wir wollen uns also nicht niederschlagen lassen zur Traurigkeit und nicht glauben, daß die Frömmigkeit nur in einer Trübsal ohne Trost bestehe.

*) „Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod“ (2 Kor. 7, 10.)

**) Die Apokryphen nennt Pascal nach katholischer Weise auch die Schrift.

***) Joh. 16. 24.

Die wahre Frömmigkeit, die sich vollkommen nur im Himmel findet, ist so reich an Freuden, daß sie damit die Seelen erfüllt bei ihrem Eintritt und beim Weitergehen und bei der Krönung. Sie ist ein so strahlendes Licht, daß sie wiederstrahlt auf allem, was ihr angehört. Ist einige Traurigkeit beigemischt und besonders am Anfang, so kommt die von uns, nicht von der Tugend, denn das ist nicht die Frömmigkeit, die anfängt in uns zu sein, sondern der Unfrömmigkeit, die noch in uns ist. Laßt uns die Unfrömmigkeit wegräumen, so wird die Freude ohne Mischung sein. Laßt uns denn nicht über die Frömmigkeit, sondern über uns selbst klagen und Linderung und Trost nur suchen in unserer Besserung.

29.

Die Vergangenheit darf uns nicht kümmern, weil wir nichts zu thun haben als unsre Fehler zu bereuen. Die Zukunft aber darf uns noch weniger quälen, weil sie für uns gar nicht ist und wir vielleicht noch gar nicht zu ihr gelangen. Die Gegenwart ist die einzige Zeit, die uns wahrhaft gehört und die wir nutzen sollen nach Gottes Willen. Auf sie hauptsächlich sollen unsere Gedanken gerichtet sein. Aber die Welt ist so unruhig, daß man fast immer nicht an das gegenwärtige Leben und an den Augenblick denkt, worin man lebt, sondern an den, worin man leben wird. So lebt man denn immer für die Zukunft und nie in der Gegenwart. *) Unser Herr wollte nicht, daß wir weiter hinaus sehen sollen als auf den Tag, wo wir sind. Diese Grenzen lehrt er uns beobachten zu unserm Heil und zu unserer eigenen Ruhe.

30.

Man bessert sich zuweilen mehr durch den Anblick des Bösen als durch das Beispiel des Guten und es ist gut sich

*) Th. 1. A. 6. §. 5. S. 136. vgl. Matth. 6. 34.

daran zu gewöhnen vom Bösen Vortheil zu ziehen, da es so gewöhnlich ist, das Gute hingegen ist so selten.

31.

Im dreizehnten Capitel des heiligen Markus spricht Jesus zu seinen Aposteln viel von seiner letzten Wiederkunft und da alles, was der Kirche begegnet, auch jedem einzelnen Christen ins Besondere begegnet, so ist gewiß, daß dieses ganze Capitel eben sowohl den Zustand jedes Menschen, der sich bekehrend den alten Menschen in sich tödtet, vorausverkündigt als auch den Zustand der ganzen Welt, die zerstört werden soll, um dem neuen Himmel und der neuen Erde Platz zu machen, wie die Schrift sagt. (2 Ptr. 3. 13.) Die darin enthaltene Weissagung auf den Untergang des verworfnen Tempels, welcher ein Bild ist von dem Untergange des verworfnen Menschen in jedem unter uns, und von welchem gesagt ist, daß kein Stein auf dem andern werde bleiben, diese Weissagung zeigt an, daß keine Leidenschaft des alten Menschen bleiben soll. Und jene furchtbaren Kriege der Bürger und Verwandten gegen einander stellen die innere Verwirrung und Unruhe, welche die fühlen, die sich Gott weihen, so deutlich dar, daß nichts besser geschildert sein kann u. s. w.

32.

Der heilige Geist ruht unsichtbar in den Ueberresten derer, die in der Gnade des Herrn gestorben sind, bis er darin sichtbar erscheine bei der Auferstehung und dieses macht die Reliquien der Heiligen der Verehrung so werth.*) Denn Gott verläßt die Seinen nie, selbst nicht im Grabe, wo ihre Leiber, obschon todt vor den Augen der Menschen, vor Gott mehr Leben haben, weil die Sünde nicht mehr in ihnen ist, statt daß sie in ihnen während dieses Lebens immer bleibt, wenigstens als Keim, denn die Früchte der Sünde zeigen

*) Th. 2. A. 18. §. 2.

sich nicht immer. Und dieser unselige Keim, der vom Leibe unzertrennlich ist, so lange das Leben währt, macht, daß es nicht erlaubt ist sie dann schon zu ehren, weil sie vielmehr gehaßt zu werden verdienen. Dies ist der Grund, warum der Tod nöthig ist, um jenen unseligen Keim ganz zu ertödten, und das macht den Tod wünschenswerth.

33.

Die Erwählten werden nichts wissen von ihren Tugenden und die Verworfnen nichts von ihren Freveln. „Herr, werden die einen wie die andern sagen, wann haben wir dich hungrig gesehn?" u. s. w. (Matth. 25. 37 ff.)

Jesus Christus wollte kein Zeugniß von den Teufeln noch von denen, die nicht berufen waren, sondern von Gott und von Johannes dem Täufer. *)

34.

Die Fehler Montaignes sind groß. Er ist voll schmutziger und unanständiger Worte. Das taugt nichts. Seine Meinungen über den Selbstmord und über den Tod sind gräßlich. Er flößt eine Gleichgiltigkeit gegen das Heil ein, ohne Furcht und ohne Reue. Da er sein Buch nicht schrieb um zur Frömmigkeit zu bewegen, so war er dazu auch nicht verpflichtet; aber man ist immer verpflichtet nicht von der Frömmigkeit abwendig zu machen. Was sich auch sagen läßt, um seine zu freien Meinungen über viele Dinge zu entschuldigen, so kann man auf keine Weise seine ganz heidnischen Meinungen über den Tod entschuldigen. Denn man muß auf alle Frömmigkeit verzichten, wenn man nicht wenigstens christlich sterben will. Er aber denkt sein ganzes Buch durch nur feige und weichlich zu sterben.

35.

Wenn wir das, was ehedem in der Kirche geschehen ist, mit dem vergleichen, was sich jetzt darin zeigt, so täuscht

*) Joh. 5. 32—39. Matth. 3. 17. Joh. 1. 7.

uns das, daß man gewöhnlich den heiligen Athanasius, die heilige Theresia und die andern Heiligen als mit Ehren gekrönt sich vorstellt. Gegenwärtig da die Zeit die Dinge aufgeklärt hat, erscheint das wirklich so. Aber zur Zeit, da man jenen großen Heiligen verfolgte, war das ein Mann, der Athanasius hieß und die heilige Theresia zu ihrer Zeit war eine Nonne wie die andern. „Elias war ein Mensch gleichwie wir, [denselben Leidenschaften unterworfen als wir*)], sagt der heilige Apostel Jakobus, (Jak. 5. 17.) um den Christen jene falsche Ansicht zu nehmen, wornach wir das Beispiel der Heiligen zurückweisen als für uns nicht geeignet. Das waren Heilige, sagen wir, das ist anders wie mit uns.

36.

Bei denen, die ein Widerstreben gegen die Religion haben, muß man damit anfangen, daß man ihnen zeigt: sie ist gar nicht gegen die Vernunft, darauf muß man ihnen darthun, daß sie ehrwürdig ist, und ihnen Achtung vor ihr einflößen, sodann sie ihnen liebenswerth machen und sie dahin bringen, daß sie wünschen, sie wäre wahr, darnach durch die unbestreitbaren Beweise zeigen, daß sie wahr ist, ihr Alter und ihre Heiligkeit durch ihre Größe und Erhabenheit nachweisen und endlich darthun, daß sie liebenswerth ist, weil sie das wahre Gut verheißt.

Ein Wort von David**) oder Moses wie dieses: „Der Herr dein Gott wird dein Herz beschneiden" (5 Mos. 30. 6.) läßt auf ihren Geist schließen. Wären alle andern Worte zweideutig und wäre es ungewiß, ob sie Philosophen sind

*) „Elias war ein Mensch wie wir" hat Luther, Pascal setzt hinzu „denselben Leidenschaften unterworfen", was allerdings mit dem ὁμοιοπαθὴς des Grundtextes und mit dem passibilis der Vulgata genauer stimmt.

**) Von David giebt es wohl keine Stelle, die geradezu dasselbe sagte, sondern nur verwandte Aussprüche wie Psalm 51. 19. Noch vergleiche man Hesek. 11. 19; 16. 30. Jer. 32. 39.

oder Christen, ein Wort dieser Art entscheidet über alles Uebrige. Bis dahin geht der Doppelsinn, aber nicht weiter.

Sich zu irren, indem man die christliche Religion für wahr hält, dabei ist nicht viel zu verlieren. *) Aber welch ein Unglück wäre es sich zu irren, indem man sie für falsch hält!

37.

Die Verhältnisse, welche die leichtesten sind zu leben nach dem Sinn der Welt, sind die schwierigsten zu leben nach Gott und umgekehrt, nichts ist so schwierig nach dem Sinn der Welt als das geistliche Leben, nichts ist leichter als es zu führen nach Gottes Sinn. Nach dem Sinn der Welt ist nichts leichter als in einem großen Amt und im Besitz großer Güter zu sein und nichts ist schwieriger als darin zu leben nach Gottes Sinn, ohne daran Theil zu nehmen und Geschmack daran zu finden. **)

38.

Das alte Testament enthält die Vorbilder der künftigen Freude und das neue die Wege dahin zu gelangen. Die Vorbilder waren Freude, die Wege sind Buße. Und doch wurde schon das Passahlamm mit wilden Kräutern, mit bittern Salzen gegessen (2 Mos. 12. 8.), um alle Zeit an zu zeigen, daß man zur Freude nicht gelangen könnte als durch das bittre Leid.

39.

Das Wort „Galiläer," zufällig von dem Haufen der Juden ausgesprochen (Luc. 23. 5.) als sie Jesum vor Pilatus anklagten, gab diesem Veranlassung Jesum zu Herodes zu schicken, wodurch die Weissagung in Erfüllung ging, daß er von den Juden und Heiden sollte gerichtet werden. Der

*) Th. 2. A. 3. S. 244. Anm.

**) Einem Reichen wird es schwer ins Himmelreich zu kommen. Matth. 19. 23.

scheinbare Zufall war die Ursache, daß das Geheimniß erfüllet ward.

40.

Ein Mann, der aus der Beichte kam, sagte mir eines Tages, daß er große Freude und Zuversicht hatte, ein andrer, daß er in Furcht war. Ich dachte dabei: von diesen beiden würde man einen Guten machen können und jedem fehlte nur das, daß er nicht das Gefühl des andern hatte.

41.

Es ist ein Vergnügen auf einem Schiff zu sein, das vom Sturm geschlagen wird, wenn man nämlich sicher ist, daß es nicht untergeht. Die Verfolgungen, welche die Kirche peinigen, sind von der Art.

Die Geschichte der Kirche muß eigentlich die Geschichte der Wahrheit genannt werden.

42.

Wie die beiden Quellen unsrer Sünden der Hochmuth und die Trägheit sind, so hat uns Gott auch in sich zwei Eigenschaften sie zu heilen geoffenbart, seine Barmherzigkeit und seine Gerechtigkeit. Das Werk der Gerechtigkeit ist den Hochmuth nieder zu schlagen und das Werk der Barmherzigkeit die Trägheit zu bekämpfen und sie zu guten Werken zu leiten, nach dem Ausspruch: „Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" (Röm. 2. 4.) Und von den Niniviten heißt es: „Ein jeglicher bekehre sich von seinem bösen Wege und von dem Frevel seiner Hände; wer weiß, Gott möchte sich kehren und ihn reuen und sich wenden von seinem grimmigen Zorn, daß wir nicht verderben. (Jon. 3. 8. 9.)

Also ist die Barmherzigkeit Gottes so weit davon entfernt die Trägheit zu bestärken, daß diese im Gegentheil von nichts so sehr bekämpft wird als von ihr und statt zu sagen: „Wenn in Gott keine Barmherzigkeit wäre, so müßte

man alle möglichen Anstrengungen machen um seine Gebote zu erfüllen," muß man im Gegentheil sagen: „Weil in Gott Barmherzigkeit ist, muß man alles Mögliche thun um die Gebote zu erfüllen."

43.

„Alles was in der Welt ist, ist des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben." (1 Joh. 2. 16.) Libido sentiendi, libido sciendi, libido dominandi (Begierde zu genießen, zu wissen, zu herrschen). Unglücklich das Land des Fluchs, welches diese drei Feuerströme mehr entzünden als bewässern! Glücklich die, welche auf diesen Strömen sich befindend, nicht untergetaucht, nicht mitgerissen, sondern unbeweglich festgehalten werden, die nicht stehen, sondern sitzen auf einer niedrigen und sichern Lagerstelle, von der sie sich nie erheben vor dem Licht, aber die endlich, nachdem sie dort in Frieden ausgeruht haben, die Hände ausstrecken zu dem, der sie erheben soll um sie aufrecht fest zu halten in den Hallen des heiligen Jerusalems, wo sie nicht mehr die Angriffe der Hoffart zu fürchten haben, und die dennoch weinen, nicht weil sie alle vergänglichen Dinge schwinden sehen, sondern weil sie gedenken ihres theuren Vaterlandes, des himmlischen Jerusalems, nach welchem sie unaufhörlich seufzen in ihrem langen Exil! *)

44.

Ein Wunder, sagt man, würde meinen Glauben bestärken. Man spricht so, wenn man es nicht sieht. Die Gründe, die von weitem gesehen, unsern Blick zu begränzen scheinen, begränzen ihn nicht mehr, wenn man dort angekommen ist. Man fängt an darüber hinaus zu sehn.

Nichts hält die Beweglichkeit unseres Geistes an. Es giebt, sagt man, keine Regel ohne Ausnahme, und keine so allgemeine Wahrheit, die nicht eine Seite hätte, von der sie

*) Psalm 137.

fehlte. Es ist genug, daß die Wahrheit nicht unbedingt allgemein ist um uns Vorwand zu geben, die Ausnahme auf den vorliegenden Fall an zu wenden und zu sagen: Das ist nicht immer wahr, also giebt es Fälle, wo das nicht ist. Es bleibt nur noch übrig zu zeigen, daß dieser Fall ein solcher sei und man müßte sehr ungeschickt sein, wenn man nicht hier einiges Licht fände.

45.

Die Liebe ist nicht ein vorbildliches Gebot. Zu behaupten, daß Jesus Christus, der gekommen ist die Bilder weg zu nehmen um die Wahrheit auf zu stellen, nur gekommen sei um das Bild der Liebe auf zu stellen und ihr wahres Wesen, das vorher da war, weg zu nehmen; das ist abscheulich.

46.

Wie viel Weltkörper haben uns nicht die Ferngläser entdeckt, die für die Philosophen ehedem nicht da waren? Man griff dreist die Schrift an wegen dessen, was man darin an so vielen Stellen über die große Zahl von Sternen findet. *) Es giebt deren, sagte man, nur ein tausend und zwei und zwanzig, das wissen wir.

47.

Der Mensch ist so eingerichtet, wenn man ihm nur oft sagt, daß er ein Thor ist, so glaubt er es und wenn man es sich selbst nur oft sagt, macht man es sich glauben. Denn der Mensch hält ganz allein mit sich eine innere Unterredung und es ist sehr wichtig diese gut zu ordnen. „Böse Geschwätze verderben gute Sitten." (1 Kor. 15. 33.)

Man muß, so viel als möglich im Schweigen bleiben und sich nur von Gott unterhalten und so überzeugt man sich selbst von ihm. **)

*) 1 Mose 15. 5. Psalm 33. 6; 147. 4.

**) Jak. 1. 19, 26.

48.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Soldaten und einem Karthäuser in Betreff des Gehorsams? Sie sind gleich gehorsam und abhängig und haben gleich peinliche Uebungen. Aber der Soldat hofft immer Herr zu werden und wird es nie (denn die Hauptleute und die Fürsten selbst sind immer Sklaven und abhängig); aber er hofft doch immer auf Unabhängigkeit und strebt dahin zu gelangen, während der Karthäuser das Gelübde thut nie unabhängig zu sein. Sie sind nicht verschieden in der beständigen Knechtschaft, die alle beide immer haben, sondern in der Hoffnung, die der eine immer hat und der andre nicht hat.

49.

Die Selbsucht würde nie zufrieden sein, wenn sie alles hätte, was sie begehrt; aber man ist zufrieden von dem Augenblick an, da man darauf Verzicht leistet. Mit ihr kann man nur unzufrieden sein, ohne sie nur zufrieden.

Die wahre und einzige Tugend ist sich zu hassen, denn man ist hassenswerth durch seine Begierde, und ein wahrhaft liebenswerthes Wesen zu suchen, um es zu lieben. Da wir aber nicht lieben können was außer uns ist, so müssen wir ein Wesen lieben, das in uns und doch nicht wir ist. Nun giebt es nichts als das höchste Wesen, was so ist. Das Reich Gottes ist inwendig in uns (Luc. 17. 21.), das höchste Gut ist in uns und ist doch nicht wir selbst.

Es ist unrecht, *) wenn man sich an uns hängt, ob

*) Dieser Grundsatz ist uns schon im Leben Pascals vorgekommen S. 59. Daß die Forderung übertrieben, ja überspannt ist, können wir nicht leugnen und müssen auch gestehn, daß damit der christlichen Liebe ein Abbruch geschieht. Unser Herr hatte einen Jünger, den er besonders lieb hatte, und er wollte, daß die Seinen ihm anhingen und daß er auch die zärtlichere Neigung ehrte und wohlgefällig ansah, sogar beförderte, das sieht man aus dem Vermächtniß am Kreuz, da er der Mutter einen Sohn und dem zartfühlenden Johannes eine Mutter gab. Von der andern Seite aber dürfen wir auch nicht den Zusammenhang verkennen, in welchem dieser

man auch es mit Freuden und freiwillig thue. Wir betrügen die, in welchen wir das Verlangen darnach rege machen; denn wir sind keines Menschen Ziel und haben nichts sie zu befriedigen. Sind wir nicht immer gewärtig zu sterben? Und so würde der Gegenstand ihrer Neigung sterben.

So wie wir strafbar sein würden, wenn wir jemand eine Unwahrheit glauben machten, ob wir auch noch so leise dazu beredeten, ob man sie auch mit Vergnügen glauben und uns damit Vergnügen machen möchte, eben so sind wir strafbar, wenn wir machen, daß man uns liebt und die Menschen anziehn, daß sie sich an uns hängen. Diejenigen, welche bereit sein möchten der Lüge Glauben zu schenken, sollen wir warnen, daß sie sie nicht glauben, welcher Vortheil uns auch daraus erwüchse. Eben so sollen wir sie warnen sich nicht an uns zu hängen. Denn sie sollen ihr Leben weihen Gott zu gefallen oder ihn zu suchen.

50.

Das ist Aberglauben seine Hoffnung auf äußerliche Formen und Gebräuche zu setzen; aber es ist Hochmuth sich denselben nicht unterwerfen zu wollen.

51.

Alle Religionen und alle Secten der Welt haben die natürliche Vernunft zum Führer gehabt. Die Christen allein sind gezwungen worden ihre Lehren außer sich zu suchen und sich nach denen zu erkundigen, die Jesus Christus den Alten gelassen hat, daß sie uns überliefert würden.

Gedanke bei Pascal steht. Ein schönes wahrhaft christliches Gefühl, das tiefste Bewußtsein des eignen Unwerths und eine große Scheu vor der Sünde die Ehre für sich selbst zu nehmen und sie Gott zu entziehn, liegt zu Grunde und die Folgerungen, die er daraus zieht und allerdings schroff ausspricht, würden auch wohl bei weiterer Ausführung des Werks vielfach gemildert worden sein. Daß Pascal im Leben bei aller Zurückgezogenheit doch viel Anhänglichkeit an die Seinen hatte, das erzählt seine Schwester selbst und das bezeugt die große Anhänglichkeit, welche die Seinen für ihn hatten.

Es giebt Leute, welchen dieser Zwang lästig ist. Sie wollen wie die andern Völker die Freiheit haben ihren Einbildungen zu folgen. Vergebens rufen wir ihnen zu, wie einst die Propheten den Juden: „Tretet mitten in die Kirche, erkundigt euch nach den Gesetzen, welche die Alten ihr gelassen haben und folget ihren Pfaden.“ Sie antworten wie die Juden: „Da gehen wir nicht, wir wollen den Gedanken unsers Herzens folgen und den andern Völkern gleich sein.“ *)

52.

Es giebt drei Wege zum Glauben, die Vernunft, die Gewohnheit und die Offenbarung. Die christliche Religion, die allein die Vernunft hat, nimmt diejenigen, welche ohne Inspiration glauben, nicht als ihre rechten Kinder an. Nicht daß sie die Vernunft und die Gewohnheit ausschlösse, im Gegentheil, man muß seinen Geist den Vernunftbeweisen aufthun und sich darin befestigen durch die Gewohnheit, aber sie will, daß man sich in Demuth den Offenbarungen hingebe, die allein die wahre und heilsame Wirkung machen können, auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde. (1 Kor. 1. 17.)

53.

Nie thut man das Böse so vollkommen und so freudig, als wenn man es aus einem falschen Grundsatz des Gewissens thut.

54.

Die Juden, die berufen waren die Nationen und Könige zu überwältigen, waren Sklaven der Sünde und die Christen, deren Beruf war zu dienen und unterthan zu sein, sind die freien Kinder. **)

*) Vgl. Jes. 55. 1. Psalm 95. 1 ff. Jes. 65. 2. und 1 Sam. 8. 20. Hesek. 20. 23.

**) Gal. 4. 21—31.

55.

Ist das Muth bei einem Sterbenden, in der Schwäche und im Todeskampf einen Gott zu lästern, der allmächtig und ewig ist?

56.

Ich glaube gern die Geschichten, deren Zeugen sich erwürgen lassen. *)

57.

Die rechte Furcht kommt aus dem Glauben, die falsche Furcht kommt aus dem Zweifel. Die rechte Furcht führt zur Hoffnung, weil sie vom Glauben erzeugt wird und man hofft auf den Gott, den man glaubt. Die falsche Furcht führt zur Verzweiflung, weil man den Gott fürchtet, an den man keinen Glauben hat. Die einen fürchten ihn zu verlieren und die andern ihn zu finden.

58.

Salomo und Hiob haben am Besten das Elend des Menschen erkannt und am Besten davon gesprochen, der eine der glücklichste und der andre der unglücklichste unter den Menschen; der eine aus Erfahrung die Eitelkeit der Freuden, der andre die Wirklichkeit der Leiden kennend.

59.

Die Heiden sagten Böses von Israel und der Prophet auch. Aber so wenig hatten die Israeliten Recht zu ihm zu sagen: „Du sprichst wie die Heiden," daß er vielmehr seine größte Stärke darin setzt, daß die Heiden sprechen wie er [Hesekiel **)].

*) Dieser Gedanke ist auch nur hingeworfen und bedarf der nähern Bestimmung. Unmöglich konnte Pascal vergessen, wie viele Schwärmer schon für ihren falschen Glauben sich haben erwürgen lassen; nur freilich liegt dem wohl meistens im Innersten der Seele ein wahrer Glauben zum Grunde.

**) Ausdrücklich steht das wohl nicht im Hesekiel; doch darauf hindeuten möchten folgende Stellen: 22. 16; 25. 3, 6, 8; 26. 2; 36. 1—15.

60.

Gott meint nicht, daß wir unsern Glauben ihm unterwerfen sollen ohne Grund, noch will er uns mit Gewalt unterthänig machen. Aber er ist auch nicht gesonnen uns Grund von allem an zu geben. Und um diese Widersprüche in Uebereinstimmung zu bringen, hat er die Absicht uns göttliche Zeichen von sich, die uns von seinem Dasein überzeugen, klar sehen zu lassen und sich durch Wunder und Beweise, die wir nicht ablehnen können, Ansehn zu verschaffen, und will, daß wir sodann das, was er uns lehrt, ohne Anstand glauben, wenn wir darin keinen andern Grund es von uns zu weisen finden als den, daß wir nicht aus uns selbst zu erkennen vermögen, ob es ist oder nicht.

61.

Es giebt nur drei Arten von Menschen: die einen dienen Gott, da sie ihn gefunden haben, die andern bemühen sich ihn zu suchen, da sie ihn noch nicht gefunden, die dritten endlich leben ohne ihn zu suchen und ohne ihn gefunden zu haben. Die ersten sind vernünftig und glücklich, die letzten sind thöricht und unglücklich, die in der Mitte sind unglücklich und vernünftig.

62.

Die Menschen nehmen oft ihre Einbildungskraft für ihr Herz und halten sich schon für bekehrt, wenn sie nur noch erst daran denken sich zu bekehren.

Die Vernunft handelt mit Langsamkeit, und nach so viel Rücksichten und verschiedenen Principien, die sie immer gegenwärtig haben muß, daß sie alle Augenblicke ermüdet oder abirrt, weil sie nicht alle auf ein Mal sieht. Mit dem Gefühl ist es anders, es handelt in einem Augenblick und ist immer bereit zu handeln.

Wir müssen also suchen die Wahrheit, nachdem wir sie durch die Vernunft erkannt, zu fühlen und unsern Glauben

in das Gefühl des Herzens zu setzen, sonst wird er immer ungewiß und schwankend sein.

Das Herz hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt, man fühlt es in tausend Dingen. Das Herz fühlt Gott, nicht die Vernunft. Das ist der vollkommene Glaube: Gott dem Herzen fühlbar. *)

63.

Es gehört zum Wesen Gottes, daß seine Gerechtigkeit unendlich ist eben so gut als seine Barmherzigkeit. Aber seine Gerechtigkeit und Strenge gegen die Verdammten ist noch weniger auffallend als seine Barmherzigkeit gegen die Erwählten.

64.

Offenbar ist der Mensch zum Denken gemacht, das ist seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst. Seine ganze Pflicht besteht darin zu denken, wie es sein soll und die Ordnung des Denkens ist an zu fangen mit sich, mit seinem Urheber und mit seinem Zweck. Aber woran denkt man in der Welt? Hieran nie, sondern sich zu vergnügen, reich zu werden, einen Ruf zu erlangen, sich zum König zu machen, ohne zu denken was das ist König sein und Mensch sein.

Das menschliche Denken ist bewundernswerth seinem Wesen nach. Es muß seltsame Mängel haben, um verächtlich zu sein, aber es hat so große, daß nichts lächerlicher ist. Wie ist es groß seinem Wesen nach und wie klein durch seine Mängel!

65.

Giebt es einen Gott, so müssen wir nur ihn lieben und nicht die Geschöpfe. Das Raisonnement der Gottlosen in dem Buch der Weisheit **) ist nur darauf gegründet, daß

*) „Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns." (Apost. Gesch. 17. 27.)

**) Cap. 2. vgl. Psalm 14. 1.

sie sich überreden: es gebe keinen Gott. Wenn das ist, sagen sie, so laßt uns die Geschöpfe genießen. Hätten sie aber gewußt, daß es einen Gott giebt, so hätten sie ganz das Gegentheil geschlossen. Und das ist der Schluß der Weisen: es giebt einen Gott, so laßt uns nicht die Geschöpfe genießen.

Daher alles, was uns reizt uns an das Geschöpf zu hängen, ist schlecht, weil uns das hindert Gott zu dienen, wenn wir ihn kennen, oder ihn zu suchen, wenn wir ihn nicht kennen. Nun sind wir voll Begierde, also sind wir voll vom Bösen, also müssen wir uns selbst hassen und alles, was uns an ein andres Ding knüpft als an Gott allein.

66.

Wenn wir an Gott denken wollen, wie vieles fühlen wir in uns, was uns von ihm abwendet und uns in Versuchung führt an etwas anderes zu denken? Alles das ist schlecht und sogar mit uns geboren.

67.

Es ist nicht wahr, daß wir würdig sind von den andern geliebt zu werden, es ist ungerecht, daß wirs wollen. Wenn wir mit Vernunft und mit einiger Kenntniß unsrer selbst und der andern geboren würden, so würden wir diese Neigung nicht haben. Dennoch werden wir mit dieser Neigung geboren, mithin sind wir von Natur ungerecht. Denn jeder bedenkt nur sich. Das ist gegen alle Ordnung, man muß das Allgemeine bedenken, und der selbstsüchtige Hang ist der Anfang aller Unordnung in Krieg, in Staats- und Hauswirthschaft u. s. w.

Wenn die Glieder der natürlichen und bürgerlichen Gemeinheiten das Wohl des Ganzen bedenken, so können diese Gemeinheiten selbst wiederum ein allgemeineres Ganzes bedenken.

Wer diese Eigenliebe und diesen Trieb sich über alles zu stellen nicht in sich haßt, ist sehr blind, denn nichts wider-

streitet mehr dem Recht und der Wahrheit. Denn es ist nicht wahr, daß wir das verdienen, und es ist ungerecht und unmöglich es zu erreichen, weil alle dasselbe verlangen. Wir sind also von Geburt an in einer offenbaren Ungerechtigkeit befangen, von der wir uns nicht losmachen können und doch losmachen sollen.

Keine andre Religion als die christliche hat uns gezeigt, daß das eine Sünde ist, daß wir darin geboren und ihr zu widerstehen verpflichtet sind, noch hat eine andre daran gedacht uns die Mittel dazu zu geben.

68.

Im Menschen ist ein innerer Krieg zwischen der Vernunft und den Leidenschaften. Er könnte einigen Frieden genießen, wenn er nur die Vernunft ohne die Leidenschaften oder nur diese oder jene hätte. Aber da er beide hat, kann er nicht ohne Krieg sein, denn er kann nicht Frieden haben mit dem einen ohne im Krieg zu sein mit dem andern. So ist er immer getheilt und mit sich selbst im Streit. *)

Wenn es eine unnatürliche Verblendung ist zu leben ohne zu forschen was man ist, so ist es eine noch viel schrecklichere an Gott zu glauben und schlecht zu leben. Beinahe alle Menschen sind in der einen oder der andern Verblendung.

69.

Es ist unzweifelhaft, daß die Seele entweder sterblich oder unsterblich ist. Das muß einen völligen Unterschied machen in der Moral und doch haben die Philosophen unabhängig davon die Moral durchgeführt. Welche seltsame Verblendung!

Der letzte Akt ist immer blutig, wie sanft auch das Stück in allem übrigen sei. Man wirft zuletzt Erde auf das Haupt und damit aus für immer.

*) Gal. 5. 17.

70.

Nachdem Gott den Himmel und die Erde gemacht, die das Glück ihres Daseins nicht fühlen, hat er beschlossen Wesen zu machen, die ihn erkennen und zusammen ein Ganzes denkender Glieder bilden sollten. Alle Menschen sind Glieder dieses Ganzen und um glücklich zu sein, müssen sie ihren besondern Willen in den allgemeinen Willen fügen, der das Ganze regiert. Indessen geschieht es oft, daß man ein Ganzes zu sein meint, nämlich daß man kein Ganzes sieht, von dem man abhängt, und nun glaubt nur von sich ab zu hängen und sich selbst zum Mittelpunkt und Ganzen machen will. Aber in diesem Zustande befindet man sich wie ein Glied, das, von seinem Leibe getrennt, in sich kein Princip des Lebens hat und in der Ungewißheit seines Wesens sich nur verwirrt und verwundert. Wenn man nun aber anfängt sich selbst zu erkennen, so kommt man gleichsam zu sich selbst zurück, man fühlt, daß man nicht das Ganze ist, man begreift, daß man nur ein Glied des allgemeinen Ganzen ist, daß Glied sein heißt Leben, Sein und Bewegung nur von dem Geist des Leibes und für den Leib haben; daß ein Glied, vom Leibe, zu dem es gehört, abgetrennt, nur noch untergehendes und sterbendes Sein hat, daß man also sich selbst nur um dieses Ganzen willen lieben dürfe oder vielmehr daß man nichts als das Ganze lieben solle, denn indem man das liebt, liebt man sich selbst, da man ja kein Sein hat als in demselben, durch und für dasselbe.

Um die Liebe, die man sich selbst schuldig ist, zu regeln, muß man sich einen Körper vorstellen, aus denkenden Gliedern zusammengesetzt — denn wir sind Glieder des Alls — und muß sehen, wie jedes Glied sich lieben sollte. *)

*) „Gleicher Weise als wir in einem Leibe viel Glieder haben, aber nicht alle Glieder einerlei Geschäfte haben, also sind wir viele ein Leib in

Der Leib liebt die Hand und die Hand, wenn ſie einen Willen hätte, dürfte ſich nur ſo lieben wie der Leib ſie liebt. Alle Liebe, die darüber hinausginge, wäre ungerecht.

Wenn die Füße und Hände einen beſondern Willen hätten, ſo würden ſie nie anders in Ordnung ſein, als wenn ſie ihn dem Willen des Leibes unterwürfen. Wo nicht, ſo ſind ſie in Unordnung und Unglück. Wollen ſie aber nur das Wohl des Leibes, ſo machen ſie ihr eignes Glück.

Die Glieder unſers Leibes fühlen nicht das Glück ihrer Vereinigung, ihres bewundernswürdigen Einverſtändniſſes und der Sorgfalt der Natur ihnen Leben ein zu flößen und ſie wachſen und fortbeſtehen zu laſſen. Wären ſie im Stande es zu erkennen und bedienten ſie ſich dieſer Einſicht um die Nahrung, welche ſie empfangen, in ſich zurück zu behalten ohne ſie zu den andern Gliedern weiter gehn zu laſſen, ſo würden ſie nicht allein ungerecht ſein, ſondern auch elend und würden ſich mehr haſſen als lieben, denn ihr Wohlſein wie ihre Pflicht beſteht darin ein zu ſtimmen in die Leitung der allgemeinen Seele, zu der ſie gehören und die ſie mehr liebt als ſie ſich ſelbſt.

„Wer dem Herrn anhanget, der iſt ein Geiſt mit ihm.“ (1 Kor. 6. 17.) Man liebt ſich, weil man ein Glied Chriſti iſt. Man liebt Chriſtum, weil er das Haupt iſt des Leibes, deſſen Glied man iſt. Alles iſt eins, eins im andern.

Begierde und Zwang ſind die Quellen aller bloß menſchlichen Handlungen, die Begierde erzeugt die freiwilligen, der Zwang die unfreiwilligen.

71.

Die Platoniker und ſelbſt Epiktet und ſeine Anhänger glauben, daß Gott allein würdig ſei geliebt und bewundert

Chriſto, aber unter einander iſt einer des andern Glied.“ Römer 12. 4, 5. Vgl. Eph. 4. 12—16, 28. Kol. 1. 18. u. a. m. Die Darſtellung Pascals erinnert an die Fabel des Menenius Agrippa.

zu sein und doch wünschten sie geliebt und bewundert zu werden von den Menschen. Sie kennen nicht ihre Verderbtheit. Fühlen sie sich gedrungen ihn zu lieben und an zu beten und finden sie dabei ihre Hauptfreude darin, daß sie sich für gut halten, so mag es sein. Aber wenn sie dabei Widerstreben fühlen, wenn sie keine andre Neigung haben als sich bei den Menschen in Achtung zu setzen und streben statt aller Vollkommenheit allein darnach sie ohne Zwang dahin zu bringen, daß sie ihr Glück darin finden sie zu lieben, so muß ich sagen: diese Vollkommenheit ist schauderhaft!

Wie? sie erkannten Gott und begehrten nicht einzig und allein, daß die Menschen ihn liebten? sie wollten, daß die Menschen bei ihnen verweilten, sie wollten, daß die Menschen freiwillig in sie ihr Glück setzten?

72.

Allerdings ist Pein bei Ausübung der Frömmigkeit. Aber diese Pein kommt nicht von der Frömmigkeit, die in uns anfängt, sondern von der Unfrömmigkeit, die noch in uns ist. Wenn unsre Sinne sich nicht der Buße widersetzten und unsre Verderbtheit nicht der Reinheit Gottes, so würde darin nichts Peinigendes für uns sein. Wir leiden nur im Verhältniß wie das Böse, das uns natürlich ist, der übernatürlichen Gnade widersteht. Unser Herz wird zerrissen zwischen so entgegengesetzten Kräften; aber es wäre ungerecht diese Gewalt, die wir leiden, Gott zu zu rechnen, der uns anzieht, statt sie der Welt zu zu schreiben, die uns zurückhält. Wir gleichen einem Kinde, das seine Mutter den Händen der Räuber entreißt und das in der Pein, die es leidet, die liebevolle und rechtmäßige Gewalt von der, die ihm die Freiheit verschafft, lieben und nur die ungestüme und tyrannische Gewalt von denen, die es ungerechter Weise

festhalten, verabscheuen soll. Der grausamste Krieg, den Gott den Menschen in diesem Leben bereiten könnte, wäre, wenn er sie ließe ohne diesen Krieg, den er bringt. „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert," sagt er, und um diesen Krieg ein zu leiten, „bin ich gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden." (Matth. 10. 34. Luk. 12. 49.) Vor ihm lebte die Welt in einem falschen Frieden.

73.

Gott sieht nur das Innere, die Kirche urtheilt nur nach dem Aeußern. Gott spricht los, sobald er die Buße im Herzen sieht; die Kirche, wenn sie sie in den Werken sieht. Gott bildet demnach eine Kirche, die, rein im Innern, durch ihre innerliche und ganz geistliche Heiligkeit die äußerliche Gottlosigkeit der hochmüthigen Weisen und der Pharisäer zu nichte macht und die Kirche bildet eine Gemeinschaft von Menschen, deren äußerliche Sitten so rein sein sollen, daß sie die Sitten der Heiden zu nichte machen. Giebt es Heuchler, die sich so gut verstellen, daß sie ihr Gift nicht kennt, so duldet sie sie. Denn ob sie auch von Gott, den sie nicht betrügen können, nicht angenommen werden, so nehmen doch die Menschen sie an, die sie betrügen. Die Kirche wird nicht entehrt durch ihr Betragen, das heilig erscheint.

74.

Das Gesetz hat nicht die Natur vernichtet, sondern hat sie gebildet. Die Gnade hat nicht das Gesetz vernichtet, sondern gemacht, daß es ausgeübt werde.

Man macht sich einen Abgott von der Wahrheit selbst. Die Wahrheit ohne die Liebe ist nicht Gott, sie ist ein Bild und ein Götze, den man nicht lieben noch anbeten soll. Noch viel weniger aber darf man lieben und anbeten ihr Gegentheil, das ist die Lüge.

75.

Alle großen Zerstreuungen sind für das christliche Leben gefährlich; aber unter allen, welche die Welt erfunden hat, ist keine mehr zu fürchten als das Schauspiel. Dies ist eine so natürliche und feine Darstellung der Leidenschaften, daß es sie aufregt und in unserm Herzen erzeugt, und vor allen die Leidenschaft der Liebe, hauptsächlich wenn man sie recht keusch und edel vorstellt. Denn je mehr sie den unschuldigen Seelen unschuldig erscheint, desto eher sind sie fähig von ihr ergriffen zu werden. Ihre Heftigkeit gefällt unsrer Eigenliebe, welche sogleich das Verlangen erregt die nämlichen Wirkungen, die man so gut dargestellt sieht, auch hervor zu bringen und man bildet sich zu gleicher Zeit ein eignes Gewissen, gegründet auf das Edle der Gesinnungen, die man da sieht, ein Gewissen, welches die Furcht der reinen Seelen auslöscht, die sich einbilden, das heißt nicht die Reinheit verletzen zu lieben mit einer Liebe, die ihnen so weise scheint. So geht man denn aus dem Theater, das Herz von all den Schönheiten und Süßigkeiten der Liebe so erfüllt, die Seele und den Geist von ihrer Unschuld so überzeugt, daß man ganz vorbereitet ist ihre ersten Eindrücke zu empfangen oder vielmehr die Gelegenheit zu suchen, um sie im Herzen irgend eines Menschen zu erzeugen, damit man dieselben Freuden und dieselben Opfer empfange, die man so gut im Schauspiel hat schildern sehn.

76.

Die schlaffen Grundsätze gefallen so sehr dem natürlichen Menschen, daß es auffällt, wenn sie ihm mißfallen. Das kommt daher, weil er alle Schranken überschreitet. Und noch mehr, es giebt viele Menschen, welche das Wahre sehen und es nicht zu erreichen vermögen; aber es giebt wenige, die nicht wüßten, daß die Reinheit der Religion den zu schlaffen

Grundsätzen entgegen ist und daß es lächerlich wäre zu sagen, es gäbe einen ewigen Lohn für zügellose Sitten.

77.

Ich fürchtete schlecht geschrieben zu haben, da ich mich verdammt sah; aber das Beispiel so vieler frommen Schriften hat mich wieder das Gegentheil glauben gemacht. Es ist nicht mehr erlaubt gut zu schreiben.

Die ganze Inquisition ist entweder bestochen oder unwissend. Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen. *) Ich fürchte nichts und hoffe nichts. Portroyal fürchtet und das ist eine schlechte Politik sie zu trennen; denn wenn sie nicht mehr fürchten werden, werden sie mehr gefürchtet werden.

Stillschweigen ist die größte Verfolgung. Nie haben die Heiligen geschwiegen. Freilich gehört dazu Beruf; aber ob man berufen ist, braucht man nicht erst aus den Beschlüssen des Raths zu lernen, sondern aus der Nothwendigkeit zu reden.

Wenn auch meine Briefe zu Rom verdammt sind, was ich darin verdamme, ist im Himmel verdammt.

Die Inquisition und die Gesellschaft Jesu sind die beiden Geißeln der Wahrheit.

78.

Man hat mich gefragt erstlich, ob ich nicht bereue die Briefe in die Provinz geschrieben zu haben. Ich antworte: weit entfernt es zu bereuen, würde ich sie, wenn ich sie jetzt schriebe, noch schärfer machen.

Zum Zweiten hat man mich gefragt, warum ich die Namen der Schriftsteller genannt habe, aus denen ich alle

*) Ap. Gesch. 5. 29; 4. 19. Ueber Portroyal und die Provinzialbriefe, wovon §. 77 und 78 die Rede ist, s. den zweiten Band. Ein Jahr vor Pascals Tode hatten einige Freunde ihm wohlmeinend die hier aufgeführten Vorwürfe gemacht und diese §§. sind die Antwort Pascals.

jene scheußlichen Sätze dort citire. Ich antworte: wenn ich mich in einer Stadt befände, wo es zwölf Brunnen gäbe und ich wüßte gewiß, daß einer davon vergiftet wäre, so würde ich verpflichtet sein alle Welt davor zu warnen, daß sie ja nicht Wasser aus diesem Brunnen schöpften und da man glauben könnte, daß dies eine reine Einbildung von mir wäre, so würde ich verpflichtet sein eher den zu nennen, der ihn vergiftet hat, als eine ganze Stadt dem aus zu setzen sich zu vergiften.

Zum Dritten hat man mich gefragt, warum ich mich einer leichten, spottenden und unterhaltenden Sprache bedient habe. Ich antworte: wenn ich in einer dogmatischen Sprache geschrieben hätte, so würde niemand mich gelesen haben als die Gelehrten und die hatten das nicht nöthig, denn sie wissen darüber zum Wenigsten eben so viel als ich. Daher glaubte ich schreiben zu müssen auf eine Art, die geeignet wäre meine Briefe den Frauen und den Leuten von Welt lesbar zu machen, damit sie erkennen möchten die Gefahr aller jener Grundsätze und aller jener Lehren, die sich damals verbreiteten und von denen man sich leicht überreden ließ.

Zuletzt hat man mich gefragt, ob ich selbst alle die Bücher gelesen, die ich citirt habe. Ich antworte: nein. Wahrhaftig, ich hätte müssen einen großen Theil meines Lebens damit verbringen schlechte Bücher zu lesen. Aber ich habe Escobar zwei Mal ganz gelesen und die andern habe ich freilich durch einige meiner Freunde lesen lassen, aber ich habe daraus nicht eine einzige Stelle benutzt ohne sie selbst in dem citirten Buche nachgesehen, ohne den Gegenstand, worüber sie handelt, untersucht und ohne das Vorhergehende und Nachfolgende durchgelesen zu haben um ja nicht einen Einwurf als eine Antwort zu citiren; was tadelnswerth und ungerecht gewesen wäre.

79.

Die Rechenmaschine *) hat Wirkungen, die dem Gedanken näher kommen als alles, was die Thiere thun; aber sie thut nichts, was zu der Behauptung führte: sie habe Willen wie die Thiere.

80.

Manche Schriftsteller, wenn sie von ihren Werken sprechen, sagen: Mein Buch, mein Commentar, meine Geschichte u. s. w. Sie wissen, daß sie Bürger sind, die ihr eigen Haus haben und führen immer das Wort im Munde: „bei mir im Hause." Sie thäten besser zu sagen: Unser Buch, unser Commentar, unsre Geschichte u. s. w. in Betracht dessen, daß darin mehr vom Gut andrer ist als von ihrem eignen.

81.

Die christliche Frömmigkeit demüthigt das menschliche Ich und die menschliche Höflichkeit verbirgt und unterdrückt es.

82. **)

Wenn mein Herz eben so arm wäre, wie der Geist, so würde ich selig sein, denn ich bin mächtig überzeugt, daß die Armuth ein großes Mittel ist sein Heil zu schaffen.

83.

Eins habe ich bemerkt: wie arm man auch sei, so läßt man doch immer etwas zurück, wenn man stirbt.

84.

Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie geliebt hat. ***) Ich liebe den Reichthum, weil er Mittel giebt

*) Vgl. Leben S. 25.

**) Zu §§. 82 und 83 vgl. Leben S. 44.

***) Jesus Christus liebte die Armuth, er pries sie selig (Matth. 5. 3.), predigte ihr das Evangelium (Matth. 11. 5.), begehrte sie von seinen Jüngern (Matth. 19. 20—22.) und drohte den Reichen (Matth. 11. 23. 24. Luk. 16. 25.). — Dieser ganze Ausspruch Pascals muß aber durchaus nicht so angesehn werden, als hätte er sich hochmüthig selbst damit gelobt,

den Unglücklichen bei zu stehn. Ich halte Treue aller Welt. Ich thue nichts Böses denen, die es mir thun; sondern ich wünsche ihnen eine gleiche Stellung wie die meinige, in welcher man von der Mehrzahl der Menschen weder Böses noch Gutes empfängt. Ich bestrebe mich immer wahrhaft, aufrichtig und treu zu sein gegen alle Menschen. Ich habe eine herzliche Zärtlichkeit gegen die, welche Gott enger mit mir verbunden hat. Wenn ich allein bin oder vor den Augen der Menschen, ich habe in allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der sie richten soll und dem ich sie alle geweiht habe.

Das sind meine Gesinnungen und ich segne alle Tage meines Lebens meinen Erlöser, der sie mir gegeben und der aus einem Menschen voll Schwäche, Elend, Begierde, Stolz und Ehrgeiz einen Menschen gemacht hat, der von allen diesen Uebeln frei ist durch die Kraft der Gnade, der ich alles das verdanke; denn von mir hatte ich nichts als Elend und Schrecken.

85.

Die Krankheit ist der natürliche Zustand der Christen, denn man ist durch sie wie man immer sein sollte; man leidet Uebel, entbehrt alle Güter und alle Freuden der Sinne, ist frei von allen Leidenschaften, die während des ganzen Lebens uns quälen, fühlt sich ohne Ehrgeiz, ohne Habsucht und steht in beständiger Erwartung des Todes. *) Sollten

sondern er wollte nur zusammenstellen die Grundsätze, nach welchen er zu handeln strebte und welche er auch gern andern eingeprägt hätte; das sagt auch seine Schwester, welche in der Biographie diesen Ausspruch anführt, ganz ausdrücklich. Vgl. Leben S. 53.

*) Bei diesem §. denke man an Pascals zwanzigjähriges Kranksein und vergleiche Th. 2. A. 19. S. 420. Freilich sagt er wohl zu viel, wenn er im Allgemeinen behauptet: man wäre in der Krankheit ohne Leidenschaft. Man sollte so sein, hat auch da mehr als in gesunden Tagen Gelegenheit sich aus der Welt heraus zu ziehn, aber es geschieht dennoch selten. Man denke an die Wuth, mit welcher Soliman, schon im Sterben, noch

die Christen nicht so ihr Leben zubringen? Und ist es nicht ein großes Glück, wenn man sich durch die Nothwendigkeit in den Zustand versetzt sieht, in welchem man aus Pflicht sein sollte, und nichts weiter zu thun hat als sich demüthig und ruhig zu unterwerfen? Deswegen verlange ich nichts mehr als Gott zu bitten, daß er mir diese Gnade gewähre.

86.

Es ist sonderbar, daß die Menschen den Urgrund der Dinge haben begreifen und es dahin bringen wollen alles zu erkennen! Denn das ist keinem Zweifel unterworfen, man kann diese Absicht nicht haben ohne eine Anmaßung oder ohne eine Fassungskraft, die so groß wäre wie die Natur.

87.

Die Natur hat Vollkommenheiten, um zu zeigen, daß sie das Bild Gottes ist und Mängel, um zu zeigen, daß sie nur sein Bild ist.

88.

Die Menschen sind so nothwendig Thoren, daß kein Thor sein hieße ein Thor auf eine andre Art sein.

89.

Nimm die Wahrscheinlichkeit*) weg, so kann man der Welt nicht mehr gefallen, setze die Wahrscheinlichkeit, so kann man der Welt nicht mehr mißfallen.

90.

Der Eifer der Heiligen das Gute zu suchen und zu üben war unnütz, wenn die Wahrscheinlichkeit zuverlässig ist.

91.

Um aus einem Menschen einen Heiligen zu machen dazu

befahl Sigeth zu stürmen und eine Unzahl von Beispielen aller Aufgeregtheit der Leidenschaft bei Kranken und sogar Sterbenden liefert uns die tägliche Erfahrung.

*) Ueber die Jesuitische Wahrscheinlichkeitslehre s. Bd. 2.

gehört die Gnade und wer daran zweifelt, weiß weder was ein Heiliger noch was ein Mensch ist.

92.

Man liebt die Sicherheit. Man hat es gern, daß der Papst unfehlbar sei im Glauben und die gewichtigen Doctoren unfehlbar in ihren Sitten, damit man seine Sicherheit habe.

93.

Was der Papst ist, darüber muß man nicht nach einigen Worten der Kirchenväter urtheilen, wie die Griechen in einem Concilium sagten (eine wichtige Regel!), sondern nach den Handlungen der Kirche und der Väter und nach den Canonen.

94.

Der Papst ist der Erste. Welcher andre ist von allen gekannt, von allen erkannt? Denn er hat Macht auf den ganzen Körper der Kirche ein zu wirken, weil er den Hauptast hält, der überall einwirkt.

95.

Es ist Ketzerei das Wort πάντες (alle) immer mit „alle" zu erklären und Ketzerei es nicht bisweilen mit „alle" zu erklären. Πίετε ἐξ αὐτοῦ πάντες („trinket alle daraus"), die Huguenotten sind Ketzer, weil sie das von „allen" erklären; ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον („dieweil alle gesündigt haben"), die Huguenotten sind Ketzer, indem sie die Kinder der Gläubigen ausnehmen. *) Man muß daher den Vätern und der Ueberlieferung folgen, um zu wissen, wann es so und wann es wieder so zu erklären ist, weil von der einen wie von der andern Seite Ketzerei zu befürchten steht.

96.

Die geringste Bewegung hat einen Einfluß auf die ganze Natur, das ganze Meer ändert sich um eines Steines willen.

*) Matth. 26. 27. Röm. 5. 12. Pascal hat hier nach der Vulgata: in quo omnes peccaverunt (in welchem alle gesündigt haben).

So hat im Reich der Gnade die geringste Handlung Einfluß auf ihre Folgen in allem. Also ist alles von Einfluß.

97.

Alle Menschen hassen sich von Natur. Man hat sich, so viel man konnte, der Begierde bedient um sie dem öffentlichen Wohl dienstbar zu machen. Aber das ist nur Trug und ein falscher Schein von Liebe; in Wirklichkeit ist es nichts als Haß. Dieser schlechte Grund des Menschen, figmentum malum (das schlechte Bild), ist nur bedeckt, nicht fortgeschafft.

98.

Wenn man sagen will, der Mensch sei zu gering, um die Gemeinschaft mit Gott zu verdienen, so muß man sehr hoch stehen um darüber zu urtheilen. *)

99.

Es ist Gottes unwürdig sich mit dem elenden Menschen zu vereinigen, nicht aber Gottes unwürdig ihn aus dem Elend zu ziehn.

100.

Wer hat es je begriffen! Welche Abgeschmacktheit!.... Sünder gereinigt ohne Buße, Gerechte geheiligt ohne die Gnade Jesu Christi, Gott ohne Macht über den Willen der Menschen, eine Gnadenwahl ohne Geheimniß, ein Erlöser ohne Gewißheit.

101.

Einheit, Vielheit. Betrachtet man die Kirche als Einheit, so ist der Papst ihr Haupt, als alles; betrachtet man sie als Vielheit, so ist der Papst nur ein Theil von ihr.

Die Vielheit, die sich nicht auf die Einheit zurückführt, ist Verwirrung. Die Einheit, die nicht Vielheit ist, ist Tyrannei. **)

*) Die Schrift darf es und thut es, vgl. Psalm 8. 5; 144. 3. Hiob 7. 17. Hebr. 2. 6, 7.

**) §. 114. S. 405.

102.

Gott thut keine Wunder in der gewöhnlichen Leitung seiner Kirche. Das wäre ein auffallendes Wunder, wenn die Unfehlbarkeit in einem Einzelnen wäre. Aber daß sie in der Vielheit ist, das erscheint so natürlich, daß hier wieder die Leitung Gottes unter der Natur verborgen ist, wie in allen seinen Werken.

103.

Daß die christliche Religion nicht die einzige ist, giebt keinen Grund sie nicht für die wahre zu halten. Im Gegentheil, das gerade macht sichtbar, daß sie es ist.

104.

In einem bestehenden republikanischen Staat, wie Venedig, wäre es ein großes Uebel, wenn man dazu beitrüge einen König ein zu setzen und die Freiheit der Völker, denen Gott sie gegeben hat, zu unterdrücken. Aber in einem Staat, wo die königliche Gewalt besteht, könnte man die Ehrfurcht, die man ihr schuldig ist, nicht verletzen ohne eine Art von Entweihung des Heiligen; denn die Gewalt, die Gott mit ihr verbunden hat, ist nicht bloß ein Bild sondern ein Theil von der Gewalt Gottes und so kann man sich ihr nicht widersetzen ohne offenbar Gottes Ordnung zu widerstreben. *) Noch mehr, der Bürgerkrieg, der davon die Folge wäre, ist eine der größten Versündigungen, die man an der Liebe des Nächsten begehen mag, und deswegen kann man die Größe dieses Vergehens nicht genug hervorheben. Die ersten Christen haben uns nicht die Empörung gelehrt, sondern die Geduld, wenn die Fürsten nicht recht ihre Pflicht thun.

(Pascal setzte hinzu: Ich bin so entfernt von dieser Sünde als von Mord, oder Straßenraub, nichts ist mehr meiner Natur zuwider und zu nichts fühle ich weniger Versuchung.)

*) Röm. 13. 1, 2. — Diesen §. s. Leben S. 51.

105.

Die Beredsamkeit ist eine Kunst die Dinge in der Art zu sagen, 1) daß die, zu denen man spricht, sie ohne Mühe und mit Vergnügen auffassen, 2) daß sie sich dabei interessirt fühlen und ihre Eigenliebe sie treibe williger darüber nach zu denken. Sie besteht also darin, daß man eine Verbindung zwischen dem Geist und Herzen derer, zu denen man spricht, einerseits und den Gedanken und Ausdrücken, deren man sich bedient, andrerseits her zu stellen versucht.

Das setzt voraus, daß man das menschliche Herz wohl erforscht habe um alle seine Triebfedern zu kennen und darnach die geeigneten Verhältnisse der Rede zu finden, die man für dasselbe recht passend machen will. Man muß sich an die Stelle derer, die uns hören sollen, versetzen und mit der Wendung, die man seiner Rede giebt, einen Versuch an seinem eignen Herzen machen um zu sehn, ob eins für das andre gemacht ist und ob man gewiß sein kann, daß der Zuhörer gleichsam gezwungen sein wird sich zu ergeben.

Man muß sich, so viel als möglich, auf das einfach Natürliche beschränken, nicht groß machen was klein, nicht klein was groß ist. Es genügt nicht, daß eine Rede wohlklingend ist, sie muß auch dem Gegenstand angemessen sein; nichts zu viel, nichts zu wenig.

Die Beredsamkeit ist ein Abbild des Gedankens und diejenigen, welche, nachdem sie gemalt, noch etwas hinzufügen, machen ein Gemälde statt eines Abbildes.

106.

Die heilige Schrift ist nicht eine Wissenschaft des Geistes sondern des Herzens. Sie ist nur denen verständlich, die aufrichtiges Herzens sind. Der Schleier, der über der Schrift liegt für die Juden, ist auch für die Christen da. Die Liebe ist nicht allein der Gegenstand der heiligen Schrift, sondern auch der Eingang zu ihr.

107.

Dürfte man nie etwas thun als aufs Gewisse, so müßte man nichts für die Religion thun, denn sie ist nicht gewiß. Aber wie vieles thut man aufs Ungewisse, die Seereisen, die Schlachten! *) Ja, ich behaupte: man müßte überhaupt gar nichts thun, denn nichts ist gewiß. Und es ist mehr Gewißheit an der Religion als an der Hoffnung, daß wir den morgenden Tag sehen. Denn es ist zwar nicht gewiß, daß wir morgen sehen, aber es ist gewiß möglich, daß wir es nicht sehen. Das kann man aber nicht von der Religion sagen. Es ist zwar nicht gewiß, daß sie ist, aber wer will wagen zu behaupten, daß es gewiß möglich wäre, daß sie nicht ist? Und doch handelt man vernünftig, wenn man für morgen und für das Ungewisse arbeitet.

108.

Die Erfindungen der Menschen gehen vorwärts von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Güte und Schlechtigkeit der Welt bleibt im Allgemeinen dieselbe.

109.

Man muß einen Gedanken im Rückhalt haben und darnach alles beurtheilen; indem man jedoch spricht wie das Volk.

110.

Die Gewalt ist die Königinn der Welt und nicht die Meinung; aber die Meinung bedient sich der Gewalt.

111.

Der Zufall giebt die Gedanken, der Zufall nimmt sie. Es giebt keine Kunst sie zu bewahren oder zu erwerben.

112.

Du willst: die Kirche soll nicht urtheilen weder über das Innere, weil es nur Gott gehört, noch über das Aeußere, weil Gott sich nur um das Innere kümmert, und indem

*) Th. 1. A. 8. §. 10. S. 166.

du der Kirche so alle Auswahl der Menschen nimmst, behältst du in ihr die zügellosesten und diejenigen, welche ihr so große Unehre machen, daß die Schulen der Juden und die Secten der Philosophen sie als unwürdig verbannt und verabscheut haben würden.

113.

Jetzt wird zum Priester gemacht, wer es sein will, wie zur Zeit Jerobeams. *)

114.

Die Vielheit, die sich nicht auf die Einheit zurückführt, ist Verwirrung — Die Einheit, die nicht von der Vielheit abhängt, ist Tyrannei. **)

115.

Man fragt nur das Ohr um Rath, weil man kein Herz hat.

116.

In jedem Gespräch und in jeder Rede muß man zu denen, die sich daran stoßen, sagen können: Worüber beklagt ihr euch?

117.

Die Kinder, welche sich vor dem Gesicht erschrecken, das sie besudelt haben, sind Kinder.

Aber auf welchem Wege soll der, der so schwach ist als Kind, im höhern Alter recht stark werden? Man wechselt nur in der Schwäche.

118.

Es ist unbegreiflich, daß Gott ist und unbegreiflich, daß er nicht ist, daß die Seele im Körper ist und daß wir keine Seele haben, daß die Welt geschaffen ist und daß sie nicht

*) 1 Kön. 12. 31.

**) §. 101. S. 401 ist hier nach neuern Untersuchungen des Manuscripts berichtigt.

geschaffen ist u. s. w., daß die Erbsünde ist und daß sie nicht ist. *)

119.

Die Atheisten wollen vollkommen klare Dinge behaupten. Aber es ist keineswegs vollkommen klar, daß die Seele materiell ist. **)

120.

Ungläubige sind die Leichtgläubigsten. Sie glauben die Wunder Vespasians, ***) um nicht Mosis Wunder zu glauben.

Ueber die Philosophie des Descartes.

Man muß im Ganzen sagen: das geschieht durch Gestalt und Bewegung; denn das ist wahr. Aber zu sagen, durch welche Gestalt und Bewegung und die Maschine zusammen zu setzen, das ist lächerlich; denn es ist unnütz, ungewiß und mühselig. Und wenn das wahr wäre, so achten wir die ganze Philosophie nicht werth sich eine Stunde Mühe zu machen.

Achtzehnter Abschnitt.

Gedanken über den Tod.

(Aus einem Briefe Pascals, den Tod seines Vaters betreffend.)

1.

Wenn uns der Tod eines geliebten Menschen oder irgend ein andres Unglück, das uns begegnet, mit Kummer füllt, sollen wir Trost nicht bei uns selbst suchen noch bei den

*) Im Manuscript findet man hier Spuren einer Fortsetzung; aber das Blatt ist abgerissen.

**) §. 19. S. 367.

***) Die Wunder Vespasians im Gegensatz von Mosis Wundern, welche die Juden glauben sollten, sind keine andre als die zu Vespasians Zeit während des Jüdischen Krieges erzählten und von so vielen Juden geglaubten Wunder. Vgl. Th. 2. A. 8. §. 3. S. 284 f.

Menschen noch bei allem, was geschaffen ist, sondern bei Gott allein. Und der Grund davon ist der, daß kein Geschöpf die erste Ursache der Ereignisse ist, die wir Leiden nennen; sondern daß die Vorsehung Gottes ihre einzige und wahre Ursache, die entscheidende und frei herrschende ist. Daher ist es ohne Zweifel nöthig geradezu an die Quelle zu gehen und bis an den Ursprung zurück zu steigen um eine wahrhafte Linderung zu finden. Wenn wir diese Vorschrift befolgen und den Tod, der uns betrübt, nicht als ein Werk der Zufalls ansehen, noch als eine verhängnißvolle Nothwendigkeit der Natur, noch als ein Spiel der Stoffe und Theile, aus denen der Mensch besteht (denn Gott hat nicht seine Auserwählten der Laune des Zufalls überlassen), sondern als eine unerläßliche, unvermeidliche, gerechte und heilige Folge eines Rathschlusses der göttlichen Vorsehung, der in der Erfüllung seiner Zeit ausgeführt wird und wenn wir endlich bedenken, daß alles, was geschehen, von Ewigkeit her gegenwärtig und vorausgeordnet ist in Gott, wenn wir, sage ich, durch eine Bewegung der Gnade dieses Ereigniß nicht mit Hinsicht auf dasselbe für sich und abgesehen von Gott betrachten, sondern abgesehen vom Ereigniß und mit Hinsicht auf den Willen Gottes selbst, auf die Gerechtigkeit seines Rathschlusses, auf die Ordnung seiner Vorsehung, die doch die wahre Ursache des Ereignisses ist, ohne die es nicht geschehen wäre, durch die allein es geschehen ist und gerade so geschehen ist; so werden wir mit demüthigem Schweigen vor der undurchdringlichen Höhe seiner Geheimnisse anbeten, werden die Heiligkeit seiner Rathschlüsse verehren, werden das Verfahren seiner Vorsehung segnen und unsern Willen mit dem Willen Gottes selbst vereinigend, werden wir mit ihm und in ihm und für ihn wollen eben das, was er in uns und für uns gewollt hat von aller Ewigkeit her. *)

*) Röm. 11, 33—36.

2.

Es giebt keinen Troſt als in der Wahrheit allein. So viel iſt gewiß, Sokrates und Seneca haben nichts, was uns überzeugen und tröſten kann in dieſen Fällen. Sie waren befangen im Irrthum, der alle Menſchen im erſten Zeitalter blind machte. Sie betrachteten alle den Tod als natürlich für den Menſchen und alle Forſchungen, die ſie auf dieſen falſchen Grundſatz gegründet haben, ſind ſo eitel und ſo wenig ſicher, daß ſie nur dazu dienen, durch ihre Fruchtloſigkeit zu zeigen, wie ſchwach der Menſch im Allgemeinen iſt, weil die höchſten Geiſteserzeugniſſe der größten unter den Menſchen ſo niedrig und kindiſch ſind.

Anders iſt es mit Jeſu Chriſto und mit den kanoniſchen Büchern. Die Wahrheit iſt darin enthüllt und der Troſt iſt eben ſo unfehlbar damit verknüpft als der Irrthum unfehlbar davon geſchieden iſt.

Laßt uns denn den Tod im Lichte der Wahrheit betrachten, die uns die heilige Schrift gelehrt hat. Wir haben den köſtlichen Vortheil zu wiſſen, daß wahrhaft und wirklich der Tod eine Strafe der Sünde iſt, dem Menſchen auferlegt zur Sühne ſeiner Schuld, für ihn nothwendig zur Reinigung von der Sünde, daß der Tod allein im Stande iſt die Seele zu erlöſen von den ſündlichen Lüſten, die in unſern Gliedern kräftig ſind und ohne welche die Heiligen in dieſer Welt nicht leben. *) Wir wiſſen, daß das Leben und beſonders das Leben der Chriſten, ein beſtändig fortgeſetztes Opfer iſt, das nur durch den Tod vollendet werden kann. Wir wiſſen, daß Jeſus Chriſtus, da er in die Welt kam, ſich als ein wahrhaftes Opfer anſah und ſich als ein ſolches Gott darbrachte, daß ſeine Geburt, ſein Leben, ſein Tod, ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, ſein ewiges Sitzen zur Rechten des Vaters und ſeine Gegenwart im Abendmahl

*) Röm. 7. 5, 23, 24; 8. 23.

nichts ist als ein einziges Opfer. Wir wissen, daß das, was in Jesu Christo geschehen ist, in allen seinen Gliedern geschehen soll.

Laßt uns denn das Leben als ein Opfer betrachten und die Ereignisse des Lebens mögen keinen Eindruck weiter auf den Geist des Christen machen, als nur in so weit sie dieses Opfer unterbrechen oder fördern. Laßt uns nichts böse nennen, als was das Opfer Gottes zu einem Opfer des Teufels macht; aber laßt uns gut nennen, was das Opfer des Teufels in Adam zum Opfer Gottes macht. Nach diesem Grundsatz wollen wir die Natur des Todes untersuchen.

Dazu muß man auf die Person Jesu Christi zurückgehn, denn wie Gott die Menschen nur durch den Mittler Jesum Christum ansieht, so sollten auch die Menschen die andern und sich selbst nur mittelbar durch Jesum Christum betrachten.

Wenn wir nicht durch diesen Mittelpunkt durchgehn, so finden wir in uns nur wirkliche Leiden oder verabscheuungswürdige Freuden; aber wenn wir alle diese Dinge in Christo betrachten, so finden wir allen Trost, alle Befriedigung, alle Erbauung.

So wollen wir denn den Tod in Christo betrachten und nicht ohne ihn. Ohne Christum ist er furchtbar, entsetzlich, der Schrecken der Natur. In Christo ist er ganz anders, er ist liebenswürdig, heilig, die Freude des Gläubigen. Alles ist in Christo süß, selbst der Tod. Darum hat er gelitten und ist gestorben, um Tod und Leiden zu heiligen und als Gott und Mensch ist er alles gewesen, was groß und was niedrig ist, um in sich alles zu heiligen, ausgenommen die Sünde, und um das Muster für alle Verhältnisse zu sein. *)

Um zu begreifen was der Tod ist und zwar der Tod in Christo, muß man sehen, welche Bedeutung derselbe in seinem fortwährenden und ununterbrochnen Opfer einnimmt

*) Hebr. 2. 17; 4. 15. Phil. 2. 5. 1 Petri 2. 21.

und dazu bedenken, daß in allen Opfern der Tod des Opferthiers die Hauptsache ist. Die Darbringung und Heiligung, die vorangehn, sind Vorbereitungen; aber die Vollendung ist der Tod, in welchem das Geschöpf durch Vernichtung des Lebens Gott alle Ehrfurcht bezeugt, deren es fähig ist, indem es sich vor den Augen seiner Hoheit demüthiget und sein allmächtiges Wesen, das allein wahrhaft existirt, anbetet. Allerdings gehört noch ein andres Stück nach dem Tode des Opfers hinzu, ohne welches der Tod unnütz ist, nämlich daß Gott das Opfer annimmt. Dies ists, was die Schrift sagt: „Und der Herr roch den lieblichen Geruch.“ (1 Mos. 8. 21.) Diese Annahme freilich ist es eigentlich, was die Darbringung krönt. Aber sie ist mehr ein Thun Gottes gegen das Geschöpf als umgekehrt, und hebt also nicht auf, daß nicht das letzte Thun des Geschöpfes der Tod sei.

Alle diese Dinge haben in Jesu Christo ihre Vollendung gefunden. Indem er in die Welt kam, hat er sich zum Opfer dargebracht. „Er hat sich selbst durch den heiligen Geist Gott geopfert.“ (Hebr. 9. 14.) „Da er in die Welt kommt, spricht er: Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast du mir zubereitet. Da sprach ich: Siehe, ich komme; im Buch steht vornehmlich von mir geschrieben, daß ich thun soll, Gott, deinen Willen; deinen Willen, mein Gott, thue ich gern und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.“ (Hebr. 10. 5, 7. Psalm 40. 7—9.) Das ist seine Darbringung und unmittelbar darauf ist seine Heiligung gefolgt.

Dieses Opfer dauerte sein ganzes Leben und ist vollendet durch seinen Tod. „Christus mußte solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn.“ (Luc. 24. 26.) „Er hat am Tage seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode konnte aushelfen und ist auch erhöret, darum daß er Gott in Ehren

hatte und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litte, Gehorsam gelernet." (Hebr. 5. 7, 8.) Und Gott hat ihn auferweckt und ihm seine Herrlichkeit gesandt (die ehemals durch das Feuer des Himmels, das auf die Opfer fiel, vorgebildet wurde) um gleichsam seinen Leib zu verbrennen und zu verzehren und ihm das Leben der Herrlichkeit zu geben. Das ists, was Jesus Christus erlangt hat und was durch seine Auferstehung vollendet worden ist.

Dieses Opfer war durch den Tod Jesu Christi vollbracht und sogar in seinem Leibe vollendet durch seine Auferstehung, wo das Bild des Fleisches der Sünde durch die Herrlichkeit verschlungen worden ist, und so hatte Jesus von seiner Seite alles vollendet und es blieb nichts mehr übrig als nur, daß Gott das Opfer annahm und daß, wie der Rauch sich erhob und den Geruch zum Throne Gottes trug, so auch Jesus Christus in diesem Zustand der vollkommenen Opferung dargeboten, gebracht und empfangen würde am Throne Gottes selbst. Und das ist erfüllt in seiner Himmelfahrt, da er auffuhr aus eigner Kraft und aus Kraft seines heiligen Geistes, der ihn von allen Seiten umgab. *) Er ist in die Höhe gestiegen wie der Rauch von den Opfern, der das Bild Jesu Christi ist, empor getragen ward durch die Luft, die das Bild des heiligen Geistes ist, und die Apostelgeschichte sagt uns ausdrücklich, daß er in den Himmel aufgenommen ward um uns gewiß zu machen, dieses heilige Opfer, auf Erden vollendet, sei auch von Gott angenommen und empfangen.

So ist die Sache bei unserm Herrn. Betrachten wir jetzt, wie sie bei uns ist. Wir treten in die Kirche ein,

*) Par la force de son Saint Esprit qui l'environnait de toutes parts, ein immer gleich seltsamer Ausdruck, man mag qui auf force oder auf Saint Esprit beziehn, immer soll ihn das umgeben, was in ihm ist. Ganz anders klingt es im Worte Gottes, wenn es von Christo heißt: „In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." (Kol. 2. 9.)

und dazu bedenken, daß in allen Opfern der Tod des Opferthiers die Hauptsache ist. Die Darbringung und Heiligung, die vorangehn, sind Vorbereitungen; aber die Vollendung ist der Tod, in welchem das Geschöpf durch Vernichtung des Lebens Gott alle Ehrfurcht bezeugt, deren es fähig ist, indem es sich vor den Augen seiner Hoheit demüthiget und sein allmächtiges Wesen, das allein wahrhaft existirt, anbetet. Allerdings gehört noch ein andres Stück nach dem Tode des Opfers hinzu, ohne welches der Tod unnütz ist, nämlich daß Gott das Opfer annimmt. Dies ists, was die Schrift sagt: „Und der Herr roch den lieblichen Geruch.“ (1 Mos. 8. 21.) Diese Annahme freilich ist es eigentlich, was die Darbringung krönt. Aber sie ist mehr ein Thun Gottes gegen das Geschöpf als umgekehrt, und hebt also nicht auf, daß nicht das letzte Thun des Geschöpfes der Tod sei.

Alle diese Dinge haben in Jesu Christo ihre Vollendung gefunden. Indem er in die Welt kam, hat er sich zum Opfer dargebracht. „Er hat sich selbst durch den heiligen Geist Gott geopfert.“ (Hebr. 9. 14.) „Da er in die Welt kommt, spricht er: Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast du mir zubereitet. Da sprach ich: Siehe, ich komme; im Buch steht vornehmlich von mir geschrieben, daß ich thun soll, Gott, deinen Willen; deinen Willen, mein Gott, thue ich gern und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.“ (Hebr. 10. 5, 7. Psalm 40. 7—9.) Das ist seine Darbringung und unmittelbar darauf ist seine Heiligung gefolgt.

Dieses Opfer dauerte sein ganzes Leben und ist vollendet durch seinen Tod. „Christus mußte solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn.“ (Luc. 24. 26.) „Er hat am Tage seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode konnte aushelfen und ist auch erhöret, darum daß er Gott in Ehren

hatte und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litte, Gehorsam gelernet." (Hebr. 5. 7, 8.) Und Gott hat ihn auferweckt und ihm seine Herrlichkeit gesandt (die ehemals durch das Feuer des Himmels, das auf die Opfer fiel, vorgebildet wurde) um gleichsam seinen Leib zu verbrennen und zu verzehren und ihm das Leben der Herrlichkeit zu geben. Das ist's, was Jesus Christus erlangt hat und was durch seine Auferstehung vollendet worden ist.

Dieses Opfer war durch den Tod Jesu Christi vollbracht und sogar in seinem Leibe vollendet durch seine Auferstehung, wo das Bild des Fleisches der Sünde durch die Herrlichkeit verschlungen worden ist, und so hatte Jesus von seiner Seite alles vollendet und es blieb nichts mehr übrig als nur, daß Gott das Opfer annahm und daß, wie der Rauch sich erhob und den Geruch zum Throne Gottes trug, so auch Jesus Christus in diesem Zustand der vollkommenen Opferung dargeboten, gebracht und empfangen würde am Throne Gottes selbst. Und das ist erfüllt in seiner Himmelfahrt, da er auffuhr aus eigner Kraft und aus Kraft seines heiligen Geistes, der ihn von allen Seiten umgab. *) Er ist in die Höhe gestiegen wie der Rauch von den Opfern, der das Bild Jesu Christi ist, empor getragen ward durch die Luft, die das Bild des heiligen Geistes ist, und die Apostelgeschichte sagt uns ausdrücklich, daß er in den Himmel aufgenommen ward um uns gewiß zu machen, dieses heilige Opfer, auf Erden vollendet, sei auch von Gott angenommen und empfangen.

So ist die Sache bei unserm Herrn. Betrachten wir jetzt, wie sie bei uns ist. Wir treten in die Kirche ein,

*) Par la force de son Saint Esprit qui l'environnait de toutes parts, ein immer gleich seltsamer Ausdruck, man mag qui auf force oder auf Saint Esprit beziehn, immer soll ihn das umgeben, was in ihm ist. Ganz anders klingt es im Worte Gottes, wenn es von Christo heißt: „In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." (Kol. 2. 9.)

8.

Gott hat den Menschen mit einer doppelten Liebe geschaffen, mit der Liebe zu Gott und mit der Liebe zu sich selbst, aber mit dem Gesetz, daß die Liebe zu Gott unendlich sein sollte, d. h. ohne ein andres Ende als Gott, die Liebe zu uns selbst aber sollte endlich sein und immer bezüglich auf Gott.

In diesem Zustand liebte der Mensch sich nicht nur ohne Sünde, sondern mußte sich auch lieben, wenn er sich nicht versündigen wollte.

Seitdem ist die Sünde geschehn und der Mensch hat die erste Liebe verloren und nun ist in dieser großen, weiten Seele, die einer unbegränzten Liebe fähig ist, die Selbstliebe allein übrig geblieben und hat sich ausgebreitet und ergossen in dem leeren Raum, welchen die Liebe zu Gott zurückgelassen hat und so hat er nur sich allein geliebt und alles andre nur um seinetwillen, d. h. unendlich.

Das ist der Ursprung der Selbstliebe. Sie war Adam natürlich und gerecht in seiner Unschuld, sie ist aber strafbar und unmäßig geworden in Folge seiner Sünde. Das ist die Quelle dieser Liebe und die Ursache ihrer Gebrechen und ihres Uebermaßes.

Eben so ist es mit der Herrschsucht, der Trägheit und den andern Lastern. Es ist leicht davon die Anwendung zu machen auf die Furcht, die wir vor dem Tode haben. Diese Furcht war natürlich und gerecht in Adam, da er noch unschuldig war, weil sein Leben, Gott sehr angenehm, auch dem Menschen lieb sein mußte und sein Tod wäre furchtbar gewesen, weil er ein Leben nach dem Willen Gottes geendet hätte. Darnach, als der Mensch gesündigt, ist sein Leib verderbt, sein Leib und seine Seele sind Feinde geworden einer gegen den andern und alle beide gegen Gott. Diese Veränderung hat wohl ein so heiliges Leben vergiftet, aber die

Liebe zum Leben ist doch geblieben und die Furcht vor dem Tode ist noch dieselbe. Was aber in Adam gerecht war, ist ungerecht in uns.

Das ist der Ursprung des Todesfurcht und der Grund, warum sie ein Gebrechen ist. Den Irrthum der Natur wollen wir aufklären durch das Licht des Glaubens.

Die Furcht vor dem Tode ist natürlich, aber dies ist sie nur im Stande der Unschuld, weil er in das Paradies nicht anders hätte dringen können, als indem er ein ganz reines Leben endete. Es war gerecht ihn zu hassen, als er nicht anders hätte eintreten können, als indem er eine heilige Seele von einem heiligen Körper trennte; aber es ist gerecht ihn zu lieben, da er eine heilige Seele von einem unreinen Leibe trennt. Es war gerecht ihn zu fliehen, wenn er den Frieden zwischen Seele und Leib gestört hätte, nicht aber da er den unversöhnlichen Zwiespalt beider stillt. Genug, wenn er einen unschuldigen Leib verletzt, wenn er dem Leibe die Freiheit Gott zu dienen genommen, wenn er von der Seele einen ihr unterwürfigen und ihrem Willen dienstbaren Leib getrennt, wenn er alles Glück, dessen der Mensch fähig ist, geendiget hätte, so wäre es gerecht ihn zu fürchten; aber da er ein unreines Leben schließt, da er dem Leibe die Freiheit nimmt zu sündigen, da er die Seele befreit von einem sehr mächtigen Empörer, der allen Antrieben zu ihrem Heil widersteht, so ist es sehr ungerecht dieselben Gesinnungen gegen ihn zu hegen.

Die Liebe zum Leben, welche die Natur uns eingepflanzt hat, sollen wir also nicht aufgeben, weil wir sie von Gott empfangen haben, aber sie gehe auf dasselbe Leben, für welches Gott sie uns gegeben hat und nicht auf etwas dem entgegengesetztes. Laßt uns denn einstimmen in die Liebe, die Adam für sein unschuldiges Leben hatte, und die selbst Jesus für das seinige gehabt hat und laßt uns anfangen zu hassen

ein Leben, das dem entgegengesetzt ist, welches Jesus geliebt hat, und zu fürchten nur den Tod, den Jesus gefürchtet, *) der einen Gott wohlgefälligen Leib traf, nicht aber zu fürchten einen Tod, der einen strafbaren Leib straft und einen sündigen Leib reinigt und uns gerade die entgegengesetzte Empfindung erwecken muß, wenn wir nur ein wenig Glauben, Hoffnung, Liebe haben.

Es ist eine der großen Grundlehren des Christenthums, daß alles was Jesu Christo begegnet ist, auch in der Seele und in dem Leibe jedes Christen vorgehen soll. **) Wie Jesus Christus während seines sterblichen Lebens gelitten hat, für dieses sterbliche Leben gestorben, mit einem neuen Leben auferstanden und gen Himmel gefahren ist, wo er sitzet zur Rechten des Vaters, sollen auch Leib und Seele leiden, sterben, auferstehn und gen Himmel fahren.

Alles dieses erfüllt sich in der Seele während dieses Lebens, aber nicht im Leibe.

Die Seele leidet und stirbt der Sünde in der Buße und in der Taufe, sie stehet auf zu einem neuen Leben ***) in diesen Sakramenten und endlich verläßt sie die Erde und fährt gen Himmel, indem sie ein himmlisch Leben führt,

*) Matth. 26. 38 f. Luk. 22. 44.

**) Hierher gehören alle die Stellen von dem Zusammenhange der einzelnen mit Christo, als der Glieder des einen Leibes mit dem Haupte, vgl. Th. 2. A. 17. §. 70. S. 390 Anm. Sonst aber sagt noch Johannes ausdrücklich: „Gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt.“ (1 Joh. 4. 17.) Wir tragen das Maalzeichen des Herrn Jesu an unserm Leibe. (Gal. 6. 17. vgl. 2 Kor. 4. 10.) Unser Leib soll verklärt werden gleich seinem Leibe. (Phil. 3. 21. vgl. 1 Thess. 4. 14.) In unsrer Seele lebet er (Gal. 2. 20. u. a.) und wir als seine Knechte tragen gleich wie er den Kampf mit der Welt (Joh. 15. 18—20. u. a.), sollen mit ihm leben und sterben (Röm. 6. 4.) und er will, daß wir nach dem Tode bei ihm seien. (Joh. 17. 24. wie denn überhaupt das ganze hoheprieſterliche Gebet Joh. 17. hieher gehört.)

***) Röm. 6. 3 f.

weshalb auch der heilige Paulus sagt: „Unser Wandel ist im Himmel.“ (Phil. 3. 20.)

Nichts von dem begegnet dem Leibe während dieses Lebens, aber dasselbe geschieht mit ihm in der Folge. Denn im Tode stirbt der Leib für das sterbliche Leben, beim Gericht steht er zu einem neuen Leben auf, nach dem Gericht fährt er gen Himmel und wohnt dort ewiglich.

So widerfährt dasselbe dem Leibe wie der Seele, nur zu verschiednen Zeiten und die Veränderungen des Leibes geschehen erst, wenn die der Seele bereits erfüllt sind, d. h. nach dem Tode, so daß der Tod die Seligkeit der Seele krönt und die Seligkeit des Leibes beginnt.

Das ist das bewundernswürdige Verfahren der Weisheit Gottes in Betreff des Heiles der Seelen und der heilige Augustin lehrt uns über diesen Gegenstand, daß Gott das so geordnet habe, damit der Mensch nicht, wenn sein Leib für immer in der Taufe gestorben und auferstanden wäre, sich nur aus Liebe zum Leben in den Gehorsam gegen das Evangelium begeben hätte, wogegen die Größe des Glaubens weit mehr in die Augen leuchtet, wenn man zur Unsterblichkeit strebt durch die Schatten des Todes.

4.

Es ist unrecht, wenn wir bei den Trübsalen und traurigen Ereignissen, die uns begegnen, gefühllos und ohne Schmerz sind, wie die Engel, die kein Gefühl der Natur haben; eben so unrecht ist es auch, wenn wir ohne Trost sind wie Heiden, die kein Gefühl der Gnade haben; recht aber ist es, daß wir betrübet und getröstet sind als Christen und daß der Trost der Gnade den Sieg über die Gefühle der Natur davonträgt, damit die Gnade nicht bloß in uns sei, sondern sich auch siegreich in uns beweise, damit so, indem wir den Namen unsers Vaters heiligen, sein Wille der unsrige werde, damit seine Gnade herrsche und regiere über

die Natur, damit unsre Trübsale gleichsam der Stoff eines Opfers seien, das seine Gnade zur Ehre Gottes verzehrt und vernichtet und damit diese besondern Opfer das allgemeine Opfer ehren und vorbereiten, bei welchem die ganze Natur durch die Kraft Christi aufgezehrt werden soll. *)

So werden wir aus unsern eignen Unvollkommenheiten Nutzen ziehen, indem sie diesem Opfer den Stoff geben, denn das ist der Zweck der wahren Christen von ihren eignen Unvollkommenheiten Gewinn zu ziehen, weil alle Dinge denen zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind. **)

Wenn wir genauer darauf Acht geben, so werden wir große Vortheile für unsre Erbauung finden, indem wir die Sache der Wahrheit gemäß betrachten. Denn da es wahr ist, daß der Tod des Leibes nur das Bild vom Tode der Seele ist und weil wir auf diesen Grund bauen, daß wir hoffen dürfen für das Heil derer, deren Tod wir beweinen, so sollen wir gewiß, wenn wir unsre Traurigkeit und unser Mißbehagen nicht hemmen können, den Gewinn daraus ziehen, zu erkennen, daß, wenn der Tod des Leibes so schrecklich ist, daß er uns solche Bewegungen verursacht, der Tod der Seele uns noch untröstlichere verursachen muß. Gott hat den ersten zu denen gesandt, die wir beweinen, aber wir hoffen, daß er den zweiten abgewendet hat. Laßt uns denn die Größe unsrer Güter abmessen an der Größe unsrer Leiden und das Uebermaß unsres Schmerzes sei das Maß unsrer Freude.

*) Die Trübsale sind die sichtbare Masse eines Opfers, das die Gnade Gottes von jedem einzelnen zu seiner Ehre annimmt und verzehrt und diese besondern Opfer, die der einzelne Christ in solcher irdischen Trübsal darbringt, verklären und bereiten vor das allgemeine Opfer, bei welchem unsere ganze Natur durch die Kraft Christi aufgezehrt, geläutert und in sein Wesen aufgenommen werden soll. (Phil. 3, 21.)

**) Röm. 8, 28.

Nichts kann sie beschränken als die Furcht, daß ihre Seelen einige Zeit in den Qualen schmachten, die bestimmt sind den Rest der Sünden dieses Lebens zu reinigen *) und daher müssen wir uns sorgfältig bemühen den Zorn Gottes über sie zu besänftigen.

Das Gebet und die Opfer sind ein Hauptmittel für ihre Qualen. Aber eine der sichersten und nützlichsten Lieberweisungen gegen die Todten ist zu thun, was sie uns gebieten würden, wenn sie noch auf der Welt wären, und uns für sie in den Zustand zu versetzen, in welchem sie uns gegenwärtig gern sähen.

Auf diese Weise machen wir sie in gewisser Art wieder lebend in uns, weil ihre Gesinnungen wieder in uns leben und handeln und wie die Stifter von Ketzereien im andern Leben gestraft werden wegen der Sünden, zu denen sie ihre Anhänger verleitet haben, in denen ihr Gift fortlebt, so werden die Todten noch über ihr eignes Verdienst belohnt für diejenigen, die sie durch ihren Rath und ihr Beispiel zur Nachfolge bewogen haben. **)

5.

Der Mensch ist sicherlich zu schwach um über den Verlauf der Zukunft verständig urtheilen zu können. Laßt uns denn auf Gott hoffen und uns nicht abquälen mit unbescheidenem und vermessenem Vorausfehen. Gott wollen wir die Führung unsers Lebens überlassen und das Mißbehagen sei nicht herrschend in uns.

Der heilige Augustin lehrt uns, daß in jedem Menschen eine Schlange, eine Eva und ein Adam ist. Die Schlange das sind die Sinne und unsre Natur, die Eva ist die böse Lust und der Adam ist die Vernunft.

*) Fegefeuer.

**) 2 Mose 20. 5 f.; 34. 7. 5 Mose 7. 9 f. Die katholische Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke ist bekannt.

Die Natur versucht uns fortwährend, die böse Lust begehrt oft; aber die Sünde wird nicht vollführt, wenn die Vernunft nicht einwilligt. *)

Lassen wir denn diese Schlange und diese Eva ihr Werk treiben, wenn wir es nicht hindern können; aber wir wollen Gott bitten, daß seine Gnade unsern Adam also stärke, daß er siegreich bleibe, daß Jesus Christus wieder über ihn Sieger sei und ewig in uns herrsche.

Neunzehnter Abschnitt.

Gebet zu Gott um den rechten Gebrauch der Krankheiten.

1.

Herr, dessen Geist so gut ist und so liebevoll in allen Dingen, der du so barmherzig bist, daß nicht allein die Freuden, sondern selbst die Trübsale, die deine Erwählten treffen, Thaten deiner Barmherzigkeit sind, gieb mir die Gnade nicht wie ein Heide zu thun in der Lage, in die mich deine Gerechtigkeit versetzt hat, daß ich als ein wahrer Christ dich für meinen Vater und für meinen Gott anerkenne, in welcher Lage ich mich auch befinde. Denn die Veränderung meines Zustandes bringt keine Veränderung in dem deinigen hervor, du bist immer derselbe, obgleich ich dem Wechsel unterworfen bin, du bist nicht weniger Gott, wenn du betrübest und strafest, als wenn du tröstest und Geduld hegst.

2.

Du hattest mir die Gesundheit gegeben um dir zu dienen und ich habe davon einen rein weltlichen Gebrauch gemacht. Jetzt schickest du mir die Krankheit, um mich zu bessern,

*) Jak. 1. 14.

gieb nicht zu, daß ich sie anwende dich zu reizen durch meine Ungeduld. Ich habe meine Gesundheit schlecht benutzt und du hast mich dafür gerechter Weise bestraft, lasse nicht zu, daß ich deine Strafe schlecht benutze, und weil das Verderben meiner Natur so groß ist, daß es mir deine Gunstbezeugungen verderblich macht, gieb, o Gott, daß deine allmächtige Gnade mir deine Züchtigungen heilsam mache. Wenn mein Herz voll von Liebe zur Welt gewesen ist, so lange es noch einige Kraft hatte, so vernichte diese Kraft zu meinem Heil und mache mich unfähig die Welt zu genießen, sei es durch Schwachheit des Leibes oder durch Eifer der Liebe, daß ich nichts genieße als dich allein.

3.

O Gott, vor dem ich eine genaue Rechenschaft von allen meinen Handlungen ablegen soll am Ende des Lebens und am Ende der Welt, o Gott, der du die Welt und alle Dinge der Welt nur bestehen lässest um deine Erwählten zu üben und die Sünder zu strafen, o Gott, der du die verstockten Sünder in dem ergötzlichen und frevelhaften Genuß der Welt duldest, o Gott, der du unsre Leiber sterben lässest und in der Stunde des Todes unsre Seele von allem, was sie in der Welt liebte, entrückest, o Gott, der du in jenem letzten Augenblick meines Lebens mich von allem, woran ich hing, woran ich mein Herz heftete, losreißen wirst, o Gott, der du am jüngsten Tage den Himmel und die Erde und alle Geschöpfe, die sie enthalten, zerstören wirst um allen Menschen zu zeigen, daß nichts ist als du und daß also nichts Liebe verdient als du und nichts bleibet als du, o Gott, der du alle die eiteln Götzen und die unseligen Gegenstände unsrer Leidenschaften vernichten wirst, ich lobe dich, mein Gott, und werde dich alle Tage meines Lebens segnen, daß es dir gefallen hat mir zu Liebe jenem erschrecklichen Tage zuvor zu kommen, indem du für mich alles zer-

trümmerteſt durch die Schwachheit, in welche du mich verſetzet haſt. Ich lobe dich und werde dich alle Tage meines Lebens ſegnen, daß du mich in die Unfähigkeit verſetzet haſt die Reize der Geſundheit und die Freuden der Welt zu genießen und daß du zu meinem Beſten in gewiſſer Art die trügeriſchen Götzen zerſtöret haſt, die du am Tage deines Zorns *) zur Beſchämung der Böſen in Wahrheit zerſtören wirſt. Gieb Herr, daß ich nach dieſer Zerſtörung, die du hinſichts meiner angerichtet haſt, mich nun ſelbſt richte, damit nicht du ſelbſt mich richteſt einſt nach der gänzlichen Zerſtörung meines Lebens und der Welt. Wie ich einſt, o Herr, im Augenblick meines Todes von der Welt getrennt ſein werde, entblößt von allem, allein in deiner Gegenwart, um deiner Gerechtigkeit Rechenſchaft zu geben von allen Regungen meines Herzens, ſo gieb, daß ich mich jetzt in dieſer Krankheit betrachte, als wäre ich in einer Art von Tod, getrennt von der Welt, entblößt von allen Gegenſtänden meiner Anhänglichkeit, allein in deiner Gegenwart um von deiner Barmherzigkeit die Bekehrung meines Herzens zu erflehen und daß ich ſo einen großen Troſt darin habe, daß du mir jetzt eine Art von Tod ſendeſt um deine Barmherzigkeit aus zu üben, ehe du mir wahrhaft den Tod ſchickeſt um dein Gericht zu halten. Gieb denn alſo, o mein Gott, daß, wie du meinem Tode zuvorgekommen biſt, ſo auch ich der Strenge deines Urtheilſpruches zuvorkomme und mich ſelbſt richte vor deinem Gericht um einſt in deiner Gegenwart Barmherzigkeit zu finden. **)

4.

Gieb, o mein Gott, daß ich ſtill deine anbetungswürdige Vorſehung in der Leitung meines Lebens anbete, laß deine

*) Röm. 2. 5.

**) „So wir uns ſelbſt richteten, ſo würden wir nicht gerichtet." (1 Kor. 11. 31.)

Züchtigung mich trösten und wie ich während der Tage des Friedens in der Bitterkeit meiner Sünden gelebt habe, so gieb, daß ich jetzt die himmlische Süßigkeit deiner Gnade schmecke während der heilsamen Leiden, mit denen du mich heimsuchest. Aber ich erkenne, mein Gott, wie mein Herz so verhärtet ist und so voll von weltlichen Gedanken, Sorgen, Unruhen und Neigungen, daß weder die Krankheit noch die Gesundheit, weder die Gespräche noch die Bücher, weder deine heilige Schrift und dein Evangelium noch deine heiligsten Geheimnisse, weder die Almosen, die Fasten und die Kasteiungen noch die Wunder, der Gebrauch der Sacramente und das Opfer deines Leibes, weder meine Anstrengungen noch die der ganzen Welt zusammen irgend etwas vermögen um meine Bekehrung an zu fangen, wenn du nicht alles das mit dem ganz außerordentlichen Beistande deiner Gnade begleitest. Daher, mein Gott, wende ich mich an dich, du allmächtiger Gott, um von dir ein Gut zu erflehen, was alle Creaturen zusammen mir nicht gewähren können. Ich würde nicht die Dreistigkeit haben mein Geschrei vor dich zu bringen, wenn irgend wer anders es zu erhören vermöchte. Aber die Bekehrung meines Herzens, die ich von dir, mein Gott, erflehe, ist ein Werk, das alle Anstrengungen der Natur übersteigt und so kann ich mich nur an den allmächtigen Urheber und Herrn der Natur und meines Herzens wenden. Zu wem sollte ich rufen, Herr, zu wem meine Zuflucht nehmen, wenn nicht zu dir? Alles, was nicht Gott ist, kann meine Hoffnung nicht erfüllen.*) Gott selbst ist es, was ich begehre und was ich suche und an dich allein, mein Gott, wende ich mich um dich zu erlangen. Oeffne mein Herz, dringe ein in diesen aufrührischen Platz, den die Laster besetzt haben. Sie halten ihn in Unterwürfigkeit. Dringe ein als in das Haus des Starken,

*) Psalm 73. 25, 26. Hierher gehören alle Psalmen.

aber binde zuvor den ſtarken und mächtigen Feind, der es beherrſcht und nimm dann die Schätze, die darinnen ſind.*) Herr, nimm meine Liebe, welche die Welt geraubt hat, raube du ſelbſt dieſen Schatz oder vielmehr nimm ihn zurück; denn dir gehört er als eine Abgabe, die ich dir ſchuldig bin, weil dein Bild darauf eingeprägt iſt.**) Du hatteſt es ihm aufgedrückt, Herr, im Augenblick meiner Taufe, meiner zweiten Geburt; aber es iſt ganz ausgelöſcht. Das Bild der Welt iſt ſo darauf eingegraben, daß das deine nicht mehr kenntlich iſt. Du allein konnteſt meine Seele ſchaffen, du allein kannſt ſie von neuem ſchaffen; du allein konnteſt dein Bild ihr einprägen, du allein kannſt es wieder auffriſchen und das ausgelöſchte ihr wieder neu eindrücken, nämlich Jeſum Chriſtum meinen Heiland, der dein Ebenbild und der Abglanz deines Weſens iſt.

5.

O mein Gott, wie glücklich iſt ein Herz, das einen ſo entzückenden Gegenſtand lieben kann, der es nicht entehrt und dem an zu hängen ihr ſo heilſam iſt! Ich fühle, daß ich die Welt nicht lieben kann ohne dir zu mißfallen, ohne mir zu ſchaden und mich zu entehren und dennoch iſt die Welt noch Gegenſtand meiner Freude. Ach! mein Gott, wie glücklich iſt eine Seele, deren Freude du biſt, weil ſie ſich der Liebe zu dir überlaſſen darf nicht nur ohne Gewiſſenszweifel, ſondern noch mit Verdienſt! Wie iſt ihr Glück feſt und dauerhaft, weil ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden wird; denn du wirſt nie untergehen, und weder Leben noch Tod mag ſie ſcheiden von dem Gegenſtand ihrer Liebe***) und derſelbe Augenblick, der die Gottloſen mit ihren Götzen in einen gemeinſchaftlichen Untergang

*) Matth. 12. 29.

**) Matth. 22. 21.

***) Pſalm 25. 3; 34. 6. Röm. 5. 5; 8. 38 f.

reißt, wird die Gerechten mit dir in einer gemeinschaftlichen Herrlichkeit vereinigen und wie die ersten mit den vergänglichen Dingen, an die sie sich gehängt, vergehen werden, so werden die andern ewig bestehen bleiben in dem ewigen und durch sich selbst bestehenden Gegenstand, mit dem sie sich enge vereinigt haben. O! wie glücklich sind die, welche mit voller Freiheit und mit einer unbezwinglichen Neigung ihres Willens vollkommen und frei lieben, was sie mit Nothwendigkeit verpflichtet sind zu lieben!

6.

Vollende, o Gott, die guten Regungen, die du mir giebst. *) Sei ihr Ziel, wie du ihr Anfang bist. Krône deine eignen Gaben, denn ich erkenne es an, daß es deine Gaben sind. Ja, mein Gott, und weit davon entfernt mir ein zu bilden, daß meine Gebete ein Verdienst hätten, welches dich zwänge sie mir nothwendig zu gewähren, erkenne ich demüthig, daß ich den Geschöpfen mein Herz ergeben habe, welches du nur für dich gebildet hast und nicht für die Welt noch für mich selbst und daß ich so keine Gunst hoffen kann als nur von deiner Barmherzigkeit, denn ich habe nichts in mir, was dich dazu verpflichten könnte und alle natürlichen Regungen meines Herzens wenden sich auf die Geschöpfe oder auf mich und können dich nur erzürnen. **) Daher sage ich dir Dank, mein Gott, für die guten Regungen, die du mir giebst und selbst dafür, daß ich dir danke.

7.

Rühre mein Herz zur Reue über meine Fehler, denn ohne diesen innern Schmerz würden die äußerlichen Leiden, mit welchen du meinen Leib rührest, mir eine neue Gelegenheit zur Sünde sein. Laß mich recht erkennen, daß die Lei-

*) Phil. 1. 6.

**) 1 Mose 8. 21.

den des Leibes nichts anders sind als die Strafe und zugleich das Bild der Seelenleiden. Aber gieb auch, mein Gott, daß sie für diese Seelenleiden das Heilmittel seien und laß mich in den Schmerzen, die ich fühle, den Schmerz bedenken, den ich nicht fühlte in meiner Seele, ob sie gleich ganz krank und voller Schwären war. Denn, Herr, ihre größte Krankheit ist jene Fühllosigkeit und jene große Schwäche, die ihr alle Empfindung ihres eignen Elends benommen hatte. Gieb, daß ich es lebhaft fühle und der Rest meines Lebens sei eine fortwährende Buße um ab zu waschen die Sünden, die ich begangen habe.

8.

Herr, mein vergangnes Leben war wohl frei von groben Schanden und Lastern, zu denen du mir die Gelegenheit ferne gehalten hast, dennoch ist es dir sehr mißfällig gewesen durch die anhaltende Nachläßigkeit, durch den schlechten Gebrauch deiner heiligsten Sakramente, durch die Verachtung deines Worts und deiner Eingebungen, durch die gänzliche Trägheit und Nutzlosigkeit meiner Thaten und Gedanken, durch den völligen Verlust der Zeit, die du mir gegeben hattest um dich an zu beten, um in allen meinen Beschäftigungen die Mittel zu suchen, daß ich dir gefiele, und um Buße zu thun für die Fehler, die alle Tage begangen werden und die selbst bei den Gerechtesten so gewöhnlich sind, daß ihr Leben eine fortgesetzte Buße sein soll, ohne welche sie in Gefahr sind wieder aus ihrer Gerechtigkeit zu fallen. So, mein Gott, bin ich dir immer entgegen gewesen.

9.

Ja, Herr, bis hieher bin ich immer taub gewesen für deine Stimme und habe verachtet deine Worte, ich habe anders geurtheilet, als du urtheilst, ich habe widersprochen den heiligen Lehren, welche du der Welt von deinem ewigen Vater gebracht hast und nach welcher du die Welt richten

mirst. Du sagst: *) „Selig sind die hier weinen und wehe denen, die getröstet sind.“ Und ich habe gesagt: Elend sind die seufzen, und selig die, welche getröstet sind. Ich habe gesagt: Glücklich sind die, welche eines großen Vermögens genießen und eines ehrenvollen Ansehns und einer festen Gesundheit. Und warum habe ich sie glücklich genannt als nur darum, weil alle diese Vortheile ihnen eine treffliche Gelegenheit boten der Creaturen zu genießen, d. h. dich zu beleidigen! Ja, Herr, ich bekenne, daß ich die Gesundheit für ein Gut geachtet habe, nicht weil sie ein leichtes Mittel ist um dir mit Nutzen zu dienen, um mehr Sorgen und Nachtwachen in deinem Dienst zu ertragen, und um dem Nächsten bei zu stehn, sondern weil ich durch sie begünstigt mit weniger Zurückhaltung dem Ueberfluß der Annehmlichkeiten des Lebens mich hingeben und besser ihre traurigen Freuden schmecken konnte. Gieb mir die Gnade, Herr, daß du meine verderbte Vernunft wieder herstellest und meine Gesinnungen den deinen gemäß machest. Gieb, daß ich in der Trübsal mich glücklich schätze und in dem Unvermögen mich außen zu handeln, reinige du so meine Gesinnungen, daß sie nicht mehr den deinigen widerstreben und so laß mich dich in mir selbst suchen, weil ich dich nicht außerhalb suchen kann wegen meiner Schwäche. Denn, Herr, dein Reich ist in deinen Gläubigen und ich werde es in mir selber finden, wenn ich in mir finde deinen Geist und deinen Sinn.

10.

Aber, Herr, was soll ich thun, daß ich dich bewege deinen Geist über diese arme Erde aus zu gießen? Alles was ich bin ist dir mißfällig und ich finde nichts in mir, was dir gefallen könnte. Ich sehe nichts in mir, Herr, als allein meine Schmerzen, die einige Aehnlichkeit mit den deinen

*) Luk. 6. 21, 25. Matth. 5. 4.

haben. Siehe denn an die Leiden, die ich erdulde und die, welche mir drohen. Schaue mit einem Auge der Barmherzigkeit auf die Wunden, die deine Hand mir geschlagen, du mein Heiland, der du deine Leiden geliebt hast im Tode! O Gott, der du nur Mensch geworden bist um für das Heil der Menschen mehr zu leiden als kein andrer Mensch! Gott, der du nur darum nach dem Sündenfall der Menschen ins Fleisch gekommen bist und nur darum einen Leib angenommen hast, daß du darin alle Leiden trügest, die unsre Sünden verdient haben! Gott, der du die Leiber, welche leiden, so liebest, daß du für dich den Leib wähltest, der je unter allen auf der Welt am Meisten mit Leiden geplagt war, habe lieb meinen Leib nicht um seinetwillen, auch nicht um deß willen, was er enthält, denn alles darin verdient deinen Zorn, sondern um der Leiden willen, die er erduldet, die allein deiner Liebe würdig sein können. Liebe meine Leiden, Herr, und durch meine Schmerzen laß dich einladen mich zu besuchen. Aber um deine Wohnung in mir vollends zu zu bereiten, gieb, o Heiland, daß wenn mein Leib das mit dem deinigen gemein hat, daß er für meine Uebertretungen leidet, meine Seele auch das mit der deinigen gemein habe, daß sie traurig sei über eben diese Uebertretungen und daß ich so, mit dir und wie du, an meinem Leibe und an meiner Seele leide für die Sünden, die ich begangen habe. *)

11.

Erweise mir, Herr, die Gnade zu meinen Leiden noch deine Tröstungen hinzu zu fügen, daß ich leide als Christ. Ich begehre nicht frei zu sein von Schmerz, denn das ist

*) Jesus Christus hat für dieselben Uebertretungen gelitten, für die der Mensch auch leidet, für die des Menschen, nicht für seine eignen (1 Petr. 2. 24; 3. 18.); aber wir treten durch unser Leiden in die Gemeinschaft seines Leidens. (Phil. 3. 10. 1 Petri 4. 13.)

der Lohn der Heiligen; aber ich bitte dich mich nicht den Schmerzen der Natur zu überlassen ohne die Tröstungen deines Geistes, denn das ist der Fluch der Juden und Heiden. *) Ich begehre nicht eine Fülle von Trost zu haben ohne ein Leiden, denn das ist das Leben der Herrlichkeit; aber ich begehre auch nicht in einer Fülle von Uebeln zu sein ohne Tröstung, denn das ist ein Zustand des Judenthums, sondern ich begehre, Herr, beides zusammen zu fühlen, die Schmerzen der Natur für meine Sünden und die Tröstungen deines Geistes durch deine Gnade, denn das ist der wahre Zustand des Christenthums. Laß mich nicht Schmerzen fühlen ohne Tröstung, sondern beides zusammen, Schmerzen und Tröstung, auf daß ich endlich dahin gelange nur deine Tröstungen zu fühlen ohne einen Schmerz. Denn, Herr, du hast die Welt schmachten lassen in den natürlichen Leiden ohne Trost, ehe dein einiger Sohn kam, jetzt tröstest du und linderst die Leiden deiner Gläubigen durch die Gnade deines einigen Sohnes und du erfüllest mit einer ganz reinen Seligkeit deine Heiligen in der Herrlichkeit deines einigen Sohnes. Das sind die bewundernswürdigen Stufen, auf denen du deine Werke führest. Du hast mich der ersten entzogen, hilf mir über die zweite um auf die dritte zu gelangen. Herr, das ist die Gnade, um die ich dich bitte.

12.

Laß mich nicht in einer solchen Entfernung von dir sein, daß ich deine Seele betrübt bis in den Tod und deinen Leib gemartert vom Tode um meiner eignen Sünde willen ansehen könne, ohne mich zu freuen, daß ich leide an meinem Körper und an meiner Seele. Denn was ist schändlicher und doch zugleich gewöhnlicher unter den Christen und in mir selbst, als daß wir, während du Blut schwitzest zur Sühne für unsre Uebertretungen, herrlich und in Freuden

*) Röm. 8. 15.

leben! Christen, die sich dein nennen, die durch die Taufe der Welt entsagt haben um dir zu folgen, die feierlich im Angesicht der Kirche geschworen haben mit dir zu leben und zu sterben, die bekennen zu glauben, daß die Welt dich verfolgt und gekreuzigt hat, die glauben, daß du dich dem Zorn Gottes und der Grausamkeit der Menschen preisgegeben hast um sie von ihren Sünden zu erlösen, die, sage ich, alle diese Wahrheiten glauben, die deinen Leib für das Opfer ansehn, das sich zu ihrem Heil dargebracht hat, die die Freuden und die Sünden der Welt als den einzigen Grund deiner Leiden und die Welt als deinen Henker betrachten, eben die suchen ihren Leib zu schmeicheln mit denselben Freuden, in derselben Welt. Nicht ohne zu schaudern könnte man einen Menschen den Mörder seines Vaters, der sich für sein Leben würde aufgeopfert haben, küssen und lieben sehen, und doch kann man leben, wie ich gethan habe, mit voller Freude mitten in der Welt, die, wie ich gewiß weiß, wahrhaftig gemordet hat den, welchen ich für meinen Gott und für meinen Vater erkenne, der sich für mein eignes Heil geopfert hat und auf sich alle meine Ungerechtigkeit geladen hat? Es ist gerecht, Herr, daß du eine so frevelhafte Freude unterbrochen hast, wie die, mit welcher ich ruhig war im Schatten des Todes!

13.

Nimm denn von mir, Herr, die Traurigkeit, *) welche meine Selbstliebe in mir über meine eignen Leiden und über die Dinge der Welt, die nicht nach den Wünschen meines Herzens gelingen und die nicht zu deiner Ehre sind, erregen könnte, und flöße mir eine Traurigkeit ein, die der deinigen ähnlich sei. Möchten meine Leiden dazu dienen deinen Zorn zu mildern. Mache daraus eine Gelegenheit zu meinem Heil und zu meiner Bekehrung. Möge ich fortan nicht Ge-

*) 2 Kor. 7. 10.

sundheit und Leben wünschen als nur um es an zu wenden und zu beschließen für dich, mit dir und in dir. Ich bitte dich weder um Gesundheit noch um Krankheit, weder um Leben noch um Tod, sondern daß du über meine Gesundheit und über meine Krankheit, über mein Leben und über meinen Tod gebietest zu deiner Ehre, zu meinem Heil und zum Nutzen der Kirche und deiner Heiligen, zu denen ich durch deine Gnade zu gehören hoffe. Du allein weißt, was mir dienlich ist; du bist der alleinige Herr, thu was du willst. Gieb mir, nimm mir, aber bilde meinen Willen nach dem deinen, daß ich in demüthiger und vollkommener Unterwerfung und in heiliger Zuversicht mich anschicke die Gebote deiner ewigen Vorsehung zu empfangen und alles, was mir von dir kommt, immer gleich verehre.

14.

Gieb, o Gott, daß ich mit immer gleichem Sinn alle Begegnisse hinnehme, weil wir nicht wissen, was wir bitten sollen und ich weder das eine noch das andre wünschen kann ohne Anmaßung und ohne mich zum Richter auf zu werfen und mich für die Folgen verantwortlich zu machen, die deine Weisheit mir billig verbergen wollte. Herr, ich weiß, daß ich nur eines weiß, nämlich daß es gut ist dir zu folgen und daß es übel ist dich zu erzürnen. Außer dem weiß ich nicht, was das Beste oder das Schlechteste ist in allen Dingen. Ich weiß nicht, was mir nützlich ist, Gesundheit oder Krankheit, Reichthum oder Armuth noch sonst was in der Welt. Dies ist ein Erkenntniß, das die Kraft der Menschen und Engel übersteigt, und das verborgen ist in den Geheimnissen deiner Vorsehung, die ich anbete und nicht ergründen soll.

15.

Gieb denn, Herr, daß ich, wie ich auch sei, mich deinem Willen füge und krank, wie ich bin, dich preise in meinen Leiden. Ohne sie kann ich nicht zur Herrlichkeit gelangen

und du selbst, mein Heiland, hast nicht anders zu ihr eingehen wollen als durch sie. An deinen Leiden bist du von deinen Jüngern erkannt worden *) und an den Leiden erkennest du auch die, welche deine Jünger sind. Erkenne denn mich als deinen Jünger in den Leiden, die ich an Leib und Seele dulde für meine begangnen Sünden, und da nichts vor Gott angenehm ist, wenn es nicht von dir ihm dargebracht wird, so vereinige meinen Willen mit dem deinen und meine Schmerzen mit denen, die du gelitten hast. Mache, daß die meinen dein werden **), vereinige mich mit dir, erfülle mich mit dir und mit deinem heiligen Geiste. Ziehe ein in mein Herz und in meine Seele, daß du da tragest meine Leiden und fortfahrest in mir zu erdulden, was dir noch übrig ist von dem Leiden, welches du in deinen Gliedern vollendest, bis dein Leib vollkommen erbaut werde ***), auf daß, von dir erfüllt, ich es nicht mehr sei, der lebt und leidet, sondern daß du, o mein Heiland, es seist, der in mir lebe und leide †) und daß du so einen kleinen Theil an deinen Leiden mir gebend, mich ganz erfüllest mit der Herrlichkeit, zu der du durch sie eingegangen, und in der du lebest mit dem Vater und dem heiligen Geist von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Zwanzigster Abschnitt.

Vergleichung der alten Christen mit den heutigen.

In der ersten Zeit der Kirche sah man nur Christen, die vollkommen in allen zum Heil nothwendigen Stücken unterrichtet waren, wogegen man heut zu Tage eine so große Unwissenheit findet, daß darüber alle seufzen, die Liebe für

*) 1 Joh. 3. 16. **) 2 Kor. 4. 10. Gal. 6. 17.
***) Epheſ. 4. 12. †) Gal. 2. 20.

die Kirche haben. Man trat damals in die Kirche nicht eher als nach großen Arbeiten und langer Sehnsucht, und jetzt befindet man sich darin ohne eine Mühe, ohne Sorge und Arbeit. Man wurde nur nach einer genauen Prüfung zugelassen; jetzt ist man darin aufgenommen, ehe man im Stande ist geprüft zu werden. Man wurde nicht eher aufgenommen, als bis man sein vergangnes Leben abgeschworen und der Welt, dem Fleisch und dem Teufel abgesagt hatte; jetzt tritt man hinein, ehe man im Stande ist das Geringste von alle dem zu thun. Endlich mußte man sonst von der Welt ausscheiden um in die Kirche aufgenommen zu werden; dagegen heute tritt man in die Kirche zu gleicher Zeit, wenn man in die Welt tritt.

Bei diesem Verfahren kannte man damals einen wesentlichen Unterschied zwischen der Welt und der Kirche, man betrachtete sie als zwei Gegensätze, als zwei unversöhnliche Feinde, die einander ohne Unterbrechung verfolgen und von denen der eine, dem Anschein nach der schwächste, einst über den stärkern den Sieg davon tragen soll. Von diesen beiden feindlichen Parteien verließ man die eine um zu der andern zu gehen, man verließ die Grundsätze der einen um denen der andern zu folgen, man entschlug sich der Gesinnungen der einen um die der andern an zu nehmen, kurz, man verließ, entsagte, schwor ab der Welt, worin man zum ersten Mal geboren war, um sich ganz der Kirche zu weihen, worin man zum zweiten Mal geboren wurde und so dachte man sich einen sehr großen Unterschied zwischen beiden. Heutiges Tages befindet man sich beinahe zu gleicher Zeit in beiden und derselbe Zeitpunkt, in welchem wir für die Welt geboren werden, bringt auch unsre Wiedergeburt in der Kirche herbei, so daß die Vernunft, wenn sie hinzukommt, keine Unterscheidung mehr zwischen diesen beiden so entgegengesetzten Gebieten macht; sie wächst heran und bildet

sich zugleich in beiden. Wiederholt benutzt man die Sacramente und genießt die Freuden dieser Welt und so, statt daß man sonst eine wesentliche Unterscheidung zwischen beiden bemerkte, sieht man sie jetzt durch einander geworfen und vermischt, so daß man sie fast gar nicht mehr unterscheidet.

Daher kommt es, daß man ehedem unter den Christen nur sehr unterrichtete Menschen sah, statt daß sie jetzt in einer Unwissenheit sind, die Schauder erregt. Daher kommt es, daß ehedem diejenigen, die durch die Taufe Christen geworden waren und die Laster der Welt verlassen hatten um in die Frömmigkeit der Kirche ein zu treten, so selten wieder von der Kirche ab zur Welt zurückfielen, wogegen man jetzt nichts gewöhnlicher sieht als die Laster der Welt im Herzen der Christen.

Die Kirche der Heiligen ist ganz verunreinigt durch die Beimischung der Bösen und ihre Kinder, die sie von der Kindheit an *) empfangen und unter ihrem Herzen getragen hat, sind eben die, welche in ihr Herz, d. h. bis zur Theilnahme an ihren heiligsten Geheimnissen, den größten ihrer Feinde bringen, den Geist der Welt, den Geist des Ehrgeizes, der Rache, der Unreinigkeit, der bösen Lust, und die Liebe, die sie für ihre Kinder hat, bewegt sie den grausamsten ihrer Verfolger bis in ihr Innerstes zu zu lassen.

Aber nicht der Kirche darf man das Unglück zurechnen, welches die Folge einer so traurigen Veränderung gewesen ist. Denn da sie sah, daß durch das Aufschieben der Taufe eine große Menge von Kindern unter dem Fluche Adams blieb, so wollte sie diese von jenem Haufen des Verderbens befreien und beeilte darum den Beistand, den sie ihnen giebt, und diese gute Mutter sieht nur mit großer Betrübniß, daß nun das, was sie zum Heil ihrer Kinder bereitet hat, die Gelegenheit zum Verderben ihrer Erwachsenen wird.

*) Seit der Taufe, welche ist das Bad der Wiedergeburt. (Tit. 3. 5.)

Ihr wahrer Sinn ist, daß die, welche sie in einem so zarten Alter der Ansteckung der Welt entzieht, sich recht weit von den Gesinnungen der Welt entfernen sollen. Sie kommt dem Gebrauch der Vernunft zuvor um den Lastern zuvor zu kommen, in welche die verderbte Vernunft sie hineinziehn würde, und ehe der Kinder Geist handeln kann, erfüllt sie sie mit ihrem Geist, damit sie in der Unbekanntschaft mit der Welt leben in einem Zustande, der um so mehr entfernt vom Laster wäre, als sie es nie gekannt.

Das ersieht man aus den Gebräuchen der Taufe. Die Kirche gewährt den Kindern die Taufe nicht eher, als bis sie durch den Mund der Zeugen erklärt haben, daß sie sie wünschen, daß sie glauben und der Welt und dem Teufel entsagen und da sie will, daß sie diese Gesinnungen in der ganzen Folge ihres Lebens sich erhalten, so gebietet sie ihnen ausdrücklich dieselben unverletzlich zu bewahren und macht es den Taufzeugen mit einem unerläßlichen Gebot zur Pflicht die Kinder von allen diesen Dingen zu unterrichten; denn sie will nicht, daß die, welche sie an ihrem Busen genährt von Kindheit an, heut zu Tage weniger unterrichtet und weniger eifrig sein sollen als die, welche sie sonst zur Zahl ihrer Kinder zuzählte; sie verlangt keine geringere Vollkommenheit in denen, die sie nährt, als in denen, die sie aufnimmt.

Indessen man wendet das auf eine Weise an, die der Absicht der Kirche so entgegen ist, daß man nicht ohne Schauder daran denken kann. Ueber eine so große Wohlthat stellt man beinahe keine Betrachtung mehr an, weil man sie nie verlangt hat, weil man sich selbst nicht erinnert sie empfangen zu haben. Da es aber klar ist, daß die Kirche von denen, die als Knechte des Glaubens auferzogen sind, nicht weniger Eifer fordert als von denen, die Knechte zu werden verlangen, so muß man sich das Beispiel der

Katechumenen vor Augen stellen und ihre Gluth, ihre Andacht, ihre Scheu vor der Welt, ihre edelmüthige Verleugnung der Welt anschauen. Und wenn man jene damals nicht für würdig achtete ohne diese Gesinnungen die Taufe zu empfangen, so müssen denn jetzt diejenigen, die dergleichen nicht in sich fühlen, sich dem unterwerfen die Belehrung zu empfangen, die sie erhalten haben würden, wenn sie anfingen in die Gemeinschaft der Kirche zu treten; ja, sie müssen sich einer solchen Buße unterwerfen, daß sie nicht mehr Lust haben sie zurück zu weisen und weniger Abneigung vor der Strenge der Sinnenertödtung haben, als sie Reiz finden im Genuß der schändlichsten Lüste der Sünde.

Um sie zur Belehrung geneigt zu machen, muß man ihnen den Unterschied der Gewohnheiten, die in der Kirche nach der Verschiedenheit der Zeiten in Gebrauch gewesen sind, begreiflich machen. In der ersten Kirche unterrichtete man die Katechumenen, d. h. diejenigen, welche die Taufe begehrten, ehe man sie ihnen ertheilte und man ließ sie zu derselben erst nach einer vollen Belehrung über die Geheimnisse der Religion, nach einer Buße wegen ihres vergangnen Lebens, nach einer tiefen Erkenntniß der Größe und Vorzüglichkeit des Glaubensbekenntnisses und der christlichen Grundlehren, zu denen sie für immer hinzu zu treten wünschten, nach deutlichen Zeichen einer wahrhaften Bekehrung des Herzens und nach einem mächtigen Begehren der Taufe. Wenn dieses alles der ganzen Kirche bekannt geworden war, so ertheilte man ihnen das Sacrament der Einverleibung,*) wodurch sie erst Glieder der Kirche wurden. In jetziger Zeit, da die Taufe den Kindern, ehe sie ihre Vernunft gebrauchen können, aus sehr wichtigen Gründen gewähret wird, geschieht es, daß die Nachlässigkeit der Eltern die

*) Die Taufe, die damals oft bis ins späte Alter und bis gegen den Tod verschoben wurde.

Christen ohne irgend eine Kenntniß unsrer Religion alt werden läßt.

Als die Belehrung der Taufe vorausging, waren alle belehrt; aber jetzt, da die Taufe der Belehrung vorausgeht, ist der Unterricht, der für das Sacrament nöthig war, freiwillig geworden und darnach vernachlässigt und endlich beinahe abgeschafft. Die Vernunft überzeugte von der Nothwendigkeit der Belehrung und als die Belehrung der Taufe voranging, machte die Nothwendigkeit der einen, daß man auch nothwendig zu der andern Zuflucht nahm. Dagegen weil jetzt die Taufe der Belehrung vorausgeht, und man zum Christen gemacht wird ohne belehrt zu sein, so meint man auch Christ bleiben zu können ohne sich belehren zu lassen und anstatt daß die ersten Christen so viel Erkenntlichkeit bewiesen für eine Gnade, welche die Kirche ihnen nur nach langen Bitten gewährte, so beweisen die heutigen Christen nur Undankbarkeit für dieselbe Gnade, die sie ihnen gewährt, selbst ehe sie im Stande waren sie zu verlangen. Wenn sie den freilich seltenen Abfall der ersten Christen so stark verabscheute, wie muß sie einen Gräuel haben vor dem Abfall und beständig wiederholten Abfall der letzten Christen, da sie ihr doch noch viel mehr verpflichtet sind, indem sie sie viel früher und viel freigebiger aus der Verdammniß gezogen hat, der sie durch ihre erste Geburt anheimgefallen waren! Sie kann nicht ohne Seufzen sehen, wie die größte ihrer Gnaden gemißbraucht wird und wie eben das, was sie gethan hat ihnen ihr Heil zu sichern, ihnen fast die sichre Gelegenheit zu ihrem Verderben wird; denn sie hat nicht den Sinn gewechselt, obgleich sie den Gebrauch verändert hat.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Bruchstück einer Schrift über die Bekehrung des Sünders.

Wenn Gott eine Seele aus Gnaden würdigt sie wahrhaft zu rühren, so ist das erste, was er ihr einflößt, eine ganz außerordentliche Kenntniß und Einsicht, durch welche sie die Dinge und sich selbst auf eine ganz neue Art betrachtet.

Dieses neue Licht erweckt in ihr Furcht und erregt ihr eine Unruhe, welche die Ruhe stört, die sie bisher in den Dingen fand, die ihre Freuden ausmachten.

Sie kann die Gegenstände, die sie erfreuten, nicht mehr mit Ruhe genießen. Ein fortwährender Zweifel sieht sie bei diesem Genusse an und diese innere Einsicht läßt sie nicht mehr jene gewohnte Süßigkeit finden mitten unter den Dingen, denen sie sich mit voller Herzensergießung ergab.

Aber sie findet noch mehr Bitterkeit in den Uebungen der Frömmigkeit als in den Eitelkeiten der Welt. Von der einen Seite zieht die Eitelkeit der sichtbaren Gegenstände sie mehr an als die Hoffnung der unsichtbaren; und von der andern zieht die Beständigkeit der unsichtbaren sie mehr an als die Eitelkeit der sichtbaren. Und so erregt die Gegenwart der einen und die Abwesenheit der andern ihren Widerwillen dergestalt, daß in ihr eine Unordnung und Verwirrung entsteht, die ihr schwer fällt zu entwirren, die aber die Folge ist von alten lange empfundenen Eindrücken und von den neuen, die sie erfährt. Sie betrachtet die vergänglichen Dinge als vergehend und selbst schon vergangen und bei der gewissen Aussicht auf die Vernichtung alles dessen, was sie liebt, erschrickt sie in dieser Betrachtung, da sie sieht, daß jeder Augenblick ihr den Genuß ihres Guts entreißt und daß das, was ihr das Theuerste ist, mit jedem Moment

hinschwindet, und daß endlich gewiß ein Tag kommen wird, an dem sie sich entblößt sehn wird von allen den Dingen, auf welche sie ihre Hoffnung gesetzt hatte. So begreift sie vollkommen, daß, wenn das Herz sich nur an vergängliche und eitle Dinge gehängt hat, die Seele sich am Ausgange aus diesem Leben allein und verlassen finden muß, weil sie nicht darauf bedacht gewesen ist sich an zu schließen an ein wahrhaftes und selbstständiges Gut, welches sie sicher stellen könnte während und nach diesem Leben.

Daher kommt es, daß sie anfängt als ein Nichts zu betrachten alles, was zurückkehren muß ins Nichts, den Himmel, die Erde, ihren Leib, ihre Verwandte, ihre Freunde, ihre Feinde, die Güter, die Armuth, das Unglück, das Glück, die Ehre, die Schande, die Achtung, die Verachtung, das Ansehn, die Dürftigkeit, die Gesundheit, die Krankheit und das Leben selbst. Genug alles, was kürzer dauern soll als die Seele, ist unfähig zu befriedigen das Verlangen der Seele, die ernstlich sucht sich in einer Glückseligkeit fest zu stellen, die eben so dauerhaft wäre als sie selbst.

Sie beginnt zu erstaunen über die Blindheit, in die sie versenkt war und wenn sie von der einen Seite erwägt die lange Zeit, da sie gelebt hat ohne diese Betrachtungen an zu stellen und die große Zahl von Menschen, die eben so leben, und von der andern, wie sehr es ausgemacht ist, daß die Seele unsterblich, wie sie ist, ihre Glückseligkeit nicht finden kann unter Dingen, die vergänglich sind und die ihr wenigstens beim Tode werden genommen werden, so geräth sie in eine heilige Verwirrung und in ein Erstaunen, welches ihr eine sehr heilsame Unruhe erregt.

Denn sie bedenkt: wie groß auch die Zahl derer sei, die in den Grundsätzen der Welt alt werden und welches Ansehn auch die Menge von Beispielen derer, die ihre Glückseligkeit auf die Welt gründen, haben möge, so ist doch

nichts 'deſto weniger ausgemacht, daß, ſelbſt wenn die weltlichen Dinge einiges wahre Vergnügen enthielten (was für falſch erkannt iſt durch eine unendliche Zahl von ſo traurigen und ſo fortgeſetzten Erfahrungen), der Verluſt dieſer Dinge unvermeidlich iſt im Augenblick, wo der Tod uns endlich ihrer berauben muß.

Alſo wenn die Seele Schätze zeitlicher Güter, von welcher Art ſie auch ſeien, ſich zuſammengehäuft hat, ſei es Gold, ſei es Wiſſenſchaft, ſei es Ruhm, ſo iſt es eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß ſie ſich von allen dieſen Gegenſtänden ihrer Glückſeligkeit entblößt findet und daß daher, wenn ſie im Stande geweſen ſind ihr zu genügen, ſie doch nicht im Stande ſein werden ihr immer zu genügen und daß, wenn dieſes ſich ein wahres Glück verſchaffen heißt, es doch nicht heißen kann ſich ein dauerhaftes Glück verſchaffen, weil es begrenzt ſein muß mit dem Lauf dieſes Lebens.

So durch eine heilige Demuth, die Gott erhöht über den Stolz, fängt ſie an ſich zu erheben über den gemeinen Haufen der Menſchen. Sie verdammt ihren Wandel, ſie verabſcheut ihre Grundſätze, ſie beweint ihre Blindheit, ſie legt ſich auf die Erforſchung des wahren Guts, ſie begreift, daß es dieſe beiden Eigenſchaften haben muß, erſtlich daß es dauere ſo lange als ſie und dann daß es nichts Liebenswertheres gebe.

Sie ſieht, daß ſie bei der Liebe, die ſie für die Welt gehabt hat, an der Welt dieſe zweite Eigenſchaft in ihrer Verblendung fand, denn ſie erkannte nichts Liebenswertheres. Aber da ſie hier nicht die erſte ſieht, erkennt ſie, daß dies nicht das höchſte Gut iſt. Sie ſucht es alſo anderswo, und da ſie durch einen ganz reinen Verſtand erkennt, daß es nicht iſt in den Dingen, die in ihr ſind oder außer ihr oder vor ihr, ſo fängt ſie an es über ſich zu ſuchen.

Diese Erhebung geht so hoch und übersteigt alles, so daß sie nicht stehn bleibt beim Himmel (er vermag ihr nicht zu genügen), noch über dem Himmel, noch bei den Engeln, noch bei den vollkommensten Wesen. Sie geht hindurch durch alle Creaturen und kann ihr Herz nicht eher anhalten, als bis sie zum Throne Gottes gelangt ist, in welchem sie beginnt ihre Ruhe zu finden und jenes Gut, welches so ist, daß es nichts Liebenswertheres giebt und welches ihr nicht genommen werden kann als mit ihrer eignen Zustimmung.

Denn wenn sie auch noch nicht jene Freuden empfindet, mit welchen Gott die Geübtheit in der Frömmigkeit belohnt, begreift sie doch, daß die Geschöpfe nicht liebenswerther sein können als der Schöpfer, und ihre Vernunft, unterstützt durch das Licht der Gnade, läßt sie erkennen, daß es nichts Liebenswertheres giebt als Gott und daß er nicht genommen werden kann als nur denen, die ihn verwerfen; denn ihn begehren ist ihn besitzen und ihn verwerfen ist ihn verlieren.

So freut sie sich ein Gut gefunden zu haben, das ihr nicht geraubt werden kann, so lange sie es begehren wird und das nichts über sich hat.

Und in diesen neuen Betrachtungen gelangt sie zur Einsicht in die Größe ihres Schöpfers und zu tiefen Erniedrigungen und Anbetungen. Sie demüthigt sich tief in seiner Gegenwart. Sie ist nicht im Stande einen Begriff von sich selbst zu bilden, der niedrig genug wäre, noch einen Begriff von diesem höchsten Gut zu fassen, der erhaben genug wäre und so strengt sie sich aufs Neue an um sich bis zu den letzten Abgründen des Nichts zu erniedrigen, indem sie Gott betrachtet in Unermeßlichkeiten, die sie auf einander häuft. Endlich in dieser Auffassung, die ihre Kräfte erschöpft, betet sie ihn im Stillen an, sie betrachtet sich als sein verächtliches und unnützes Geschöpf und mit wiederhol-

ten Bezeugungen ihrer Ehrfurcht betet sie ihn an und segnet ihn und möchte ihn für immer segnen und anbeten.

Darnach erkennt sie die Gnade, die er ihr erwiesen hat seine unendliche Majestät einem so armseligen Wurm zu offenbaren, sie fängt an sich zu schämen, daß sie diesem göttlichen Herrn so viele Eitelkeiten vorgezogen hat und getrieben von Reue und Buße nimmt sie ihre Zuflucht zu seinem Mitleid um seinen Zorn an zu halten, dessen Wirkung ihr im Anblick seiner Unermeßlichkeiten furchtbar erscheint.

Sie richtet heiße Gebete zu Gott um von seiner Barmherzigkeit zu erhalten, daß, wie es ihm gefallen hat sich ihr zu offenbaren, es ihm auch gefalle sie zu ihm zu führen, und ihr es möglich zu machen, daß sie zu ihm komme. Denn es ist Gott, wonach sie strebt und sie strebt auch nicht anders zu ihm zu gelangen als durch Mittel, die von Gott selbst kommen, weil sie will, daß er selber sei ihr Weg, ihr Gegenstand und ihr letztes Ziel. In Folge dieser Gebete begreift sie, daß sie ihren neuen Einsichten gemäß handeln muß.

Sie beginnt Gott zu kennen und verlangt zu ihm zu kommen, aber da sie die Mittel nicht weiß um dahin zu gelangen, wenn ihr Verlangen aufrichtig wahrhaft ist, macht sie es eben so wie wenn jemand an einem Orte an zu kommen wünschte, aber den Weg verloren hätte und seine Verirrung erkennet, er würde doch seine Zuflucht zu denen nehmen, die diesen Weg genau kennen: eben so befragt sie die welche sie belehren können über den Weg, der zu dem Gut führt, den sie so lange Zeit verlassen hat. Aber indem sie frägt um den Weg kennen zu lernen, entschließt sie sich den Rest ihres Lebens der erkannten Wahrheit gemäß ein zu richten und da ihre natürliche Schwäche verbunden mit der Gewohnheit der Sünde, in der sie gelebt hat, sie dahin gebracht haben, daß sie unvermögend ist die Glückseligkeit zu erreichen, die sie begehrt, so erfleht sie von seiner Barmher

zigkeit die Mittel zu ihm zu kommen, sich an ihn zu hängen, an ihm zu hangen ewiglich. Ganz beschäftigt mit dieser Schönheit, so alt und so neu für sie, fühlt sie, daß alle ihre Bewegungen sich nach diesem Gegenstande hinwenden müssen; sie begreift, daß sie hienieden an nichts mehr denken soll als nur daran Gott an zu beten als erschaffene, ihm Dank zu bringen als verschuldete, ihm genug zu thun als strafbare, ihn zu bitten als dürftige, bis sie nichts mehr zu thun habe als ihn zu sehn, zu lieben, zu loben in Ewigkeit.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	20	Z.	14	von oben	lies daß statt das.
—	40	—	2	" unten	" Freigeister st. Freiheit.
—	45	—	18	" oben	" gutem.
—	73	—	3	" "	" gab ihnen ihr.
—	82	—	5	" "	" so die st. so, die.
—	"	—	4	" unten	" heben st. haben.
—	83	—	19	" oben	" scheinen st. schienen.
—	106	—	14	" "	" unauflösliche.
—	112	—	2	" "	" dennoch st. demnach.
—	135	—	15	" unten	" Freunde st. Freude.
—	"	—	7	" "	" Beurtheilern st. Beurtheilungen.
—	139	—	4	" oben	" geübt; st. geübt,
—	142	—	6	" unten	" platt st. glatt.
—	143	—	12	" "	" nach st. noch.
—	146	—	5	" "	" gleich weit absteht st. gleich absteht.
—	165	—	9	" "	" Wissenschaften.
—	204	—	11	" oben	" geschehen st. geschahen.
—	209	—	4	" "	" es st. er.
—	214	—	2	" unten	" §. 3. 7. st. §. 37.
—	216	—	15	" oben	" Außendingen st. Außenwendigen.
—	230	—	6	" unten	" darin st. darum.
—	233	—	16	" oben	" der st. die.
—	237	—	14	" "	" Ewigkeit st. Herrlichkeit.
—	248	—	2	" unten	" beweisend st. beweisen.
—	264	—	17	" oben	" denn st. dann.
—	287	—	15	" unten	" verwarfen.
—	289	—	2	" oben	" demnach st. dennoch.
—	302	—	14	" unten	" giebt st. hat.
—	"	—	6	" "	" Noth st. Not.
—	315	—	18	" oben	" ihm st. ihn.
—	316	—	3	" unten	" kamen st. kommen.
—	341	—	15	" oben	" das st. daß.
—	346	—	4	" unten	" solchen st. falschen.
—	366	—	2	" oben	" ohne dieses st. ohnedies.
—	389	—	15	" "	" ohne st. oder.
—	406	—	3	" unten	" sind doch wohl keine.
—	424	—	19	" oben	" ihm so heilsam.
—	440	—	16	" "	" durch den Lauf.

Die Entfernung des Verfassers vom Druckorte möge obige Errata, so wie noch etwa sonst sich vorfindende, entschuldigen.

AUG 11 1920

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06527 2737

A 560181